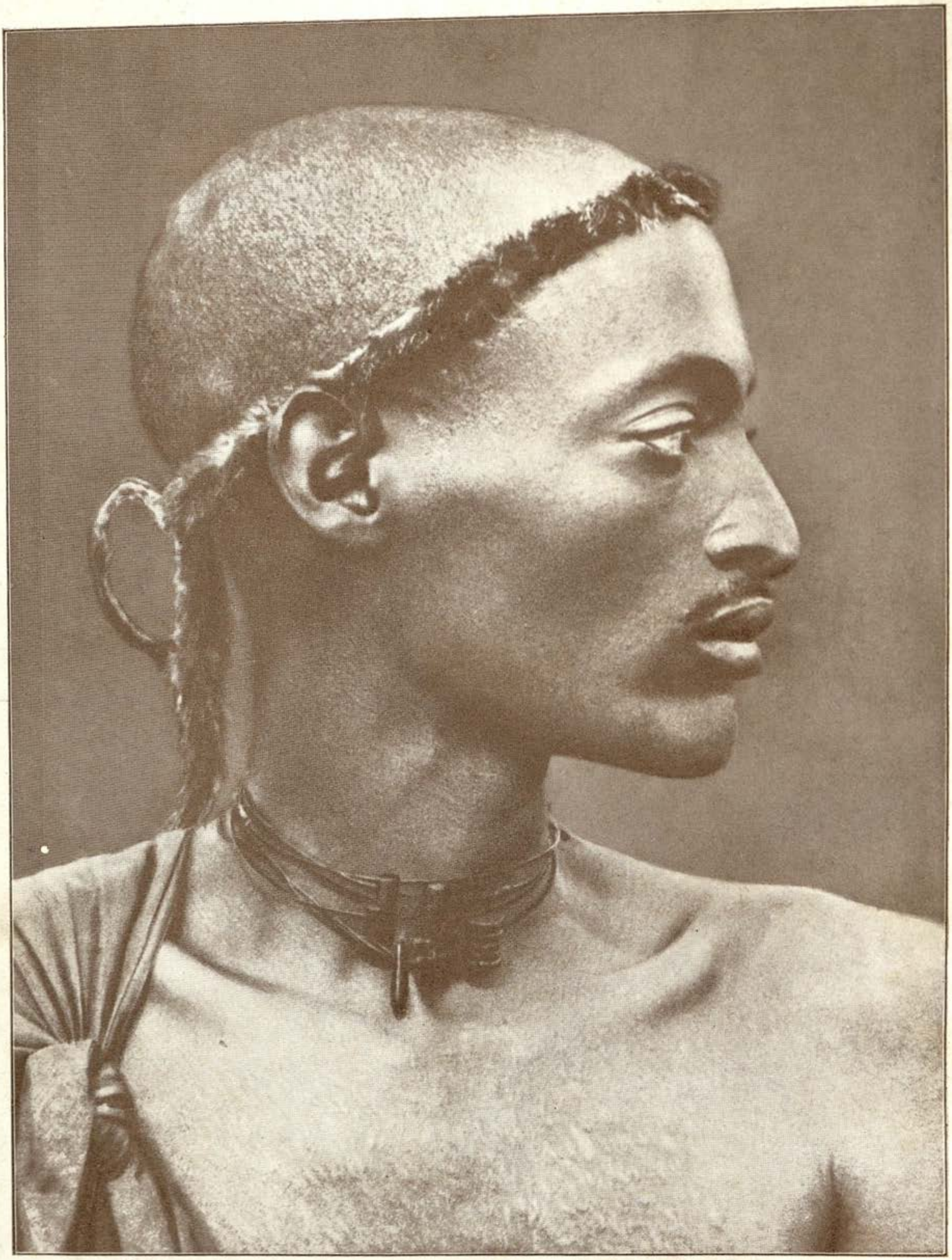
00055339

BOMBAY BRANCH
OF THE
ROYAL ASIATIC SOCIETY.
TOWN HALL, BOMBAY.

Digitized with financial assistance from
Observer Research Foundation
on 01 June, 2019

Max Weiß

Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas



Mhima-Sultan Kissilerobo aus Mpororo.

306.08943
Wei/Die.
55339

Die Völkerstämme
im Norden
Deutsch-Ostafrikas

Von

Max Weiß
Oberleutnant, kommandiert beim Reichskolonialamt

55339

LIBRARY OF THE BOMBAY BRANCH OF THE ROYAL ASIATIC SOCIETY

Mit 358 Abbildungen im Text, 21 ganzseitigen Tafeln und einer Karte

7X-1-14

BERLIN
Verlag von Carl Marschner.
1910.

00055339

Alle Rechte vorbehalten.

Papier von der Dresdener Chromo- und Kunstdruck-Papierfabrik Krause und Baumann.
Klischees von der Kunstanstalt Fischer und Dr. Bröckelmann, Berlin.
Druck von Carl Marschner, Berlin SW. 68.

Seiner Hoheit

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg,

dem Leiter der Deutschen wissenschaftlichen Zentralafrika-Expedition 1907/1908,

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

Es handelt sich in vorliegendem Buche nicht um eine streng wissenschaftliche Arbeit, was ich hiermit ausdrücklich, besonders den Fachgelehrten gegenüber, betone, sondern lediglich um eine Schilderung von Land und Leuten auf Grund eigener Beobachtungen in vierjähriger praktischer Tätigkeit auf afrikanischem Boden. Es war mir leider bei meiner angestrengten Tätigkeit als Topograph nicht möglich, eingehende Studien zu machen, wie ich es sehr gern getan hätte, denn weit fesselnder und vielseitiger ist die Arbeit des Ethnographen als die des Topographen. Gibt es doch auf der Welt kein interessanteres Studienobjekt als den Menschen, ganz besonders den Naturmenschen, wie ich ihn dort draußen beobachten konnte. Nur in wenigen Mußestunden, meist abends am Lagerfeuer, vermochte ich meine Nachforschungen anzustellen, die somit naturgemäß keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben können und wollen.

In erster Linie kam es mir darauf an, einen Teil meines reichen Bildermaterials, das ich in recht mühseliger Arbeit — im ganzen sind es über 2000 Platten — dort draußen gesammelt habe, zu veröffentlichen. In dieser Absicht wurde ich durch Herrn Professor Dr. v. Luschan, Direktor des Museums für Völkerkunde zu Berlin, bestärkt, der wiederholt und dringend den Wunsch geäußert hatte, daß ich mein für die anthropologische und ethnographische Wissenschaft sehr wertvolles Bildermaterial allgemein zugänglich machen möchte. Diesem Wunsche schlossen sich die Herren Professor Karl von den Steinen, Berlin, und Professor Karl Weule, Leipzig, mit derselben Begründung an.

Meine anfänglichen Bedenken, in diesem Buche auch Aufnahmen unbekleideter Menschen zu bringen, wurden durch vorstehend genannte Herren und außerdem noch durch die Anthropologische Gesellschaft in Berlin, die gelegentlich meines Vortrages dortselbst einen Teil meiner Aufnahmen gesehen haben, mit dem Hinweise darauf zerstreut, daß ge-

rade die Wiedergabe dieser Bilder wissenschaftlich von hoher Bedeutung sei.

Indem ich nun daranging, meine Absicht auszuführen, entstand für mich die große Schwierigkeit, die für die Herausgabe eines so reich illustrierten Werkes erforderlichen Mittel zu beschaffen. Schon war ich im Begriff, nach längeren vergeblichen Bemühungen meinen Plan wieder aufzugeben, da fand ich gnädige Unterstützung durch Seine Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten von Braunschweig. Weiterhin halfen mir zur Verwirklichung meines Planes die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, die Herren Dr. Max Esser, Berlin, Albert Conze, Berlin, sowie die Firma Busch, Rathenow.

Durch verschiedene Umstände war ich gezwungen, den Text in wenigen Monaten niederzuschreiben, auch konnte ich nur meine außerdienstlichen Stunden dazu benutzen. Ich möchte dies ausdrücklich betonen, damit an dem Texte eine milde Kritik geübt werden möge. Wen er nicht befriedigt, wem er keine Bereicherung seiner Kenntnisse bringt, der möge den bildlichen Teil des Buches als das Wesentlichste ansehen.

Die mir zur Verfügung stehende deutsche und englische Literatur habe ich mit herangezogen. Es sind folgende Werke: Stuhlmann, Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika; Kandt, Caput Nili; Graf von Götzen, Durch Afrika von Ost nach West; Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, herausgegeben von Dr. Freiherr von Danckelman; Zeitschrift für Ethnologie; Merker, Die Masai; Baumann, Durch Masailand zur Nilquelle; Kollmann, Der Nordwesten unserer Ostafrikanischen Kolonie; Schurtz, Das afrikanische Gewerbe; Johnston, The Uganda Protectorate; Hobley, Eastern Uganda. Last not least hat mir das vor kurzem erschienene Werk Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg: „Ins innerste Afrika" wertvolle Dienste geleistet.

Mit großer Anerkennung weise ich noch darauf hin, daß sämtliche in dem Werke wiedergegebenen Abbildungen (12 ausgenommen) mit einem Objektiv der Firma Busch, Rathenow aufgenommen sind, und nicht allein diese, sondern noch weitere 1600, von denen ich eine große Anzahl

in meinem im nächsten Jahre erscheinenden Reisewerke veröffentlichen werde. In mehr als dreijähriger Tätigkeit hat sich dieses Objektiv in glänzender Weise bewährt.

Allen denen, die die Herausgabe dieses Buches unterstützt haben, sage ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank. Ich danke ferner Frau Stier für treue, fleißige Mitarbeit und Herrn Dr. Mildbraed für seine Hilfe beim Korrekturlesen. Besonderen Dank schulde ich noch meinen Verlegern, die mit pekuniären Opfern, vor allem aber durch unermüdliche Arbeit bemüht waren, mein Buch in würdiger Weise herauszugeben.

Seine Hoheit den Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, dessen Gnade ich die Teilnahme an der so hochinteressanten und erfolgreichen Zentral-Afrika-Expedition verdanke, bitte ich untertänigst, die Widmung dieses Buches anzunehmen.

BERLIN, im Dezember 1909

Max Weiß

Inhalts-Verzeichnis.

VORWORT . . . . Seite VII—IX.

VERZEICHNIS DER TAFELN UND ABBILDUNGEN „ XIII—XX.

I. DIE WAHIMA (WATUSSI) . . . . „ 1—76.

Abstammung und Wanderungen 1—4. Schilderung des Landes 4—17. Männer, Körperbau und Gestalt 17—24. Tätowierung 24. Haartracht 28. Schmuck 29. Kleidung 30. Waffen 30—32. Macht der Häuptlinge 32—34. Weiber, Körperbau und Gestalt 35. Haartracht 36, 37. Schmuck 38. Kleidung 38, 39, Kinder 39, 42. Viehzucht 42—48. Dorfanlage und Hüttenbau 48—54. Hausgerät 54. Genußmittel 54. Geld und Wertmesser 54—56. Nyawingi 56—63. Mumusa 63—67. Seelenleben, Charaktereigenschaften und Familienleben 67, 68. Religionsanschauungen 69. Sprache 69, 70. Heirat und Geburt 70—74. Krankheiten 74.

II. DIE WANJAMBO (WAPORORO, WAHUTU) . . . Seite 77—128.

Schilderung von Karagwe 77—88. Heiße Quellen von Mtagata 84—88. Schilderung von Ankole 88—90. Männer, Körperbau und Gestalt 90—93. Tätowierung 93. Haartracht 94. Schmuck 94, 95. Kleidung 95, 96. Tauschartikel 96. Waffen 96. Jagd 98—101. Feuergewinnung 102. Weiber, Körperbau und Gestalt, Tätowierung, Haartracht 102. Schmuck 102—104. Kleidung 105, 106. Kinder 106, 107. Ackerbau und Haustiere 107—109. Hüttenbau 109, 110. Hausgerät 110—112. Musikinstrumente 112. Nahrungs- und Genußmittel 113, 114. Erntefeste 114. Feindliche Haltung der Bevölkerung 114—118. Bierbereitung 118—120. Geld und Wertmesser 120, 121. Heirat 121, 122. Sprache 122—124. Charakterzüge 124—128.

III. DIE WAGANDA UND WAHEIA . . . . Seite 129—180.

Schilderung des Landes 129—132. Waganda-Männer, Körperbau und Gestalt 133. Tätowierung 134. Haartracht 134. Schmuck 134, 135. Kleidung 135, 136. Waffen 136, 137. Waganda-Weiber 138. Ackerbau und Viehzucht 138, 139. Nahrungs- und Genußmittel 139, 140. Hüttenbau 140. Hausgerät 140—142. Wertmesser 142. Heirat und Geburt 142—144. Krankheiten, Tod und Begräbnis 144. Musikinstrumente und Tänze 145—148. Schilderung der Landschaft Kisiba 148. Waheia-Männer, Körperbau und Gestalt 149—151. Kleidung 151, 152. Waffen 152, 153. Jagd 153. Waheia-Weiber 154, 155. Ackerbau und Viehzucht 156. Nahrungs- und Genußmittel 156—158. Haustiere 158. Fischfang 159. Ruderboote 160, 161. Hüttenbau 162. Hausgeräte 163, 164. Wertmesser 164. Heimat und Geburt 165, 166. Tod und Begräbnis 167. Begrüßungsform 167, 168. Soziale Verhältnisse 168, 169. Musikinstrumente und Tanzfeste 170—174. Besuche bei dem Sultan Mutahangarua 174—180.

IV. DIE WAGEIA . . . . Seite 181—240.

Abstammung und Rassenzugehörigkeit 181. Erster Eindruck von Land und Leuten 181—185. Männer, Körperbau, Tätowierung, Haartracht 186. Schmuck 186—192. Kleidung 192, 193. Waffen 193—195. Krieg und Friedensschluß 195—199. Blutrache 199, 200. Jagd und Fischfang 200—203. Ackerbau und Viehzucht 203—205. Dorfanlage und Hüttenbau 205—208. Hausgeräte 208—210. Weiber, Körperbau, Tätowierung und Haartracht 210—212. Schmuck und Kleidung 212—216. Nahrungs- und Genußmittel 217—221. Heirat und Geburt und damit verbundener Aberglaube 221—229. Krankheiten, Tod und Begräbnis 230—232. Religionsanschauungen und Aberglaube 232—236. Musikinstrumente und Tänze 237—240.

V. DIE BAKULIA . . . . Seite 241—316.

Das Land 241—244. Beeinflussung durch andere Stämme 244, 245. Männer. Körperbau, Tätowierung usw. 246—249. Haartracht 249—251. Schmuck 251 bis 257. Kleidung 257, 258. Bewaffnung und Kriegsschmuck 258—261. Kriegszüge und Verhalten gegen die Fremden 261, 262. Kriegszug gegen die Bakulia 262—290. Jagd 290. Weiber 290, 291. Schmuck und Kleidung 292, 293. Kinder 294. Beschneidung der Knaben und damit verbundene Feste 294—299. Beschneidung der Mädchen 299, 300. Ackerbau und Viehzucht 300 bis 305. Dorfanlage und Hüttenbau 306. Hausgeräte 307—309. Nahrungs- und Genußmittel 309—311. Tauschartikel 311. Heirat und Geburt 312, 313. Krankheiten, Tod und Begräbnis 314. Musikinstrumente und Tänze 314—316.

VI. DIE MASAI UND WANDOROBBO . . . . . . Seite 317—410.

Die Masaisteppe 317—330. Rassenzugehörigkeit 330—333. Masai-Männer, Körperbau, Tätowierung usw. 334—336. Beschneidung der Knaben 336—338. Haartracht 338. Schmuck und Kriegsschmuck 339—344. Kleidung 344—346. Waffen 347—354. Kriegszüge 355—364. Masai-Weiber 364—366. Beschneidung der Mädchen 366—368. Haartracht 368. Schmuck 368—370. Kleidung 370 bis 372. Viehzucht 372—374. Wanderung an eine neue Wohnstätte 374—376. Hüttenbau 376, 377. Hausgeräte 378. Nahrungs- und Genußmittel 378—381. Wertmesser 381, 383. Eisengewinnung und -verarbeitung 382. Heirat und Geburt 382—386. Das Leben im Kraal der Verheirateten 387. Im Kriegerkraal 388—391. Wandorobbo, Stammeszugehörigkeit 391, 392. Männer 393, 394. Waffen und Pfeilgifte 394—398. Jagd 398—400. Weiber 400. Hüttenbau und Hausgeräte 401, 402. Das Leben im Kraal 403. Nahrungs- und Genußmittel 404, 405. Honiggewinnung 405, 406. Wertmesser 406. Heirat und Geburt 407, 408. Krankheiten und Tod 409.

VII. DAS HANDWERK . . . . Seite 411—443.

Allgemeines 411—414. Eisentechnik 414—420. Holzindustrie 420. Milchgefäße 420—422. Löffelschnitzerei 422, 423. Köcherherstellung 423—425. Bootsbau 425—429. Pfeile 429—433. Töpferei 433—436. Tabakspfeifen 436—438. Flechtarbeiten 438—439. Herstellung der Schilde 439, 440. Rindenstoff 440—442. Fellbearbeitung 442, 443.

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

Titelbild Mhima - Sultan Kissilerobo aus Mpororo.
Tafel I. Junge Wahima-Männer.
„ II. Wahima-Männer.
„ III. Junge Mädchen im Alter von 13—14 Jahren.
„ IV. Sultanin Mumusa.
„ V. Jüngling und Mann aus West-Mpororo.
„ VI. Wanjambo-Männer aus Karagwe.
„ VII. Sultan Ruikika von Buddu mit Thronfolger und Hofstaat.
„ VIII. Waheia-Knaben.
„ IX. Reusenanlage der Wageia im Gori-Fluß.
„ X. Körperbau, Haartracht, Schmuck und Kleidung der Wageia-Weiber.
„ XI. Wageia-Krieger.
„ XII. Kopfbildung, Haartracht und Schmuck der Bakulia-Männer.
„ XIII. Bakulia-Krieger I.
„ XIV. Bakulia-Krieger II.
„ XV. Bakulia-Frauen.
„ XVI. Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.
„ XVII. Durch den Mara-Fluß.
„ XVIII. Masai-Weiber bei der Näharbeit.
„ XIX. In einem Wandorobbo-Kraal.
„ XX. Hochofen in Mpororo.

Seite

I. Die Wahima (Watussi).

Abb. 1. Kageraknie bei Kajonsa . . 3
„ 2. Durch den Rufua-Sumpf . 5

Seite

Abb. 3. Blick in ein Bananental . . 6
„ 4. Auf den Bergen Mpororos in 1600 m Höhe 7
„ 5. Quarzitkuppen in Mpororo . 9
„ 6. Mhima (Mtussi)-Mann . . 10
„ 7. Mhima (Mtussi)-Mann . . 11
„ 8. Sultan Kissilerobo mit seinem Neffen 13
„ 9. Mhima (Mtussi)-Jüngling . 15
„ 10. Brusttätowierung der Wahima 16
„ 11. Rückentätowierung der Wahima 17
„ 12 u. 13. Haartrachten der Wahima 18
„ 14 u. 15. Haartrachten der Wahima 19
„ 16. Sultan Kissilerobo (Mitte) mit Neffen (links) und Onkel (rechts) 21
„ 17. Ältere Wahima-Männer . . 23
„ 18. Haartracht und Haarschmuck der Männer . . 25
„ 19. Männertrachten 26
„ 20. Männertrachten 27
„ 21. Männertrachten 28
„ 22. Lendentuch 29
„ 23. Tracht eines vornehmen alten Mhima 31
„ 24. Bewaffnete Wahima . . . 33
„ 25. Haartrachten der Frauen . 34
„ 26. Haartracht 35
„ 27. Haartrachten 36
„ 28. Haartrachten 37
„ 29. 12 jähriges Mädchen . . . 39
„ 30. Gestalt und Körperbau . . 40
„ 31. Gestalt und Körperbau . . 41
„ 32. Gestalt und Körperbau . . 43
„ 33. Gestalt und Körperbau . . 45

		Seite
Abb.	34. Gestalt und Körperbau	47
„	35. Gestalt und Körperbau	49
„	36. Gestalt und Körperbau	50
„	37. Mhima-Mischblut	51
„	38. Kleidertrachten der Frauen	53
„	39. Unterkleidung einer Mhima-Frau	55
„	40. Bekleidung der Frauen	56
„	41. Geschwisterpaar	57
„	42. Wahima-Mädchen mit Kanga bekleidet	59
„	43. Mischblut-Kinder aus Ankole	61
„	44. Wahima-Kinder aus Mpororo	62
„	45. Mischblut-Kinder aus Ankole	63
„	46. Mischblut-Kinder aus Ankole	65
„	47. Rinder	67
„	48. Rinder	68
„	49. Milchkuh mit Kalb	69
„	50. Dorf bei Kissilerobo	71
„	51. Hütte in Nord-Mpororo	72
„	52. Hütte in Süd-Mpororo	73
„	53. Priesterin Nyawingi mit Minister und Töchtern	74
„	54. Sultanin Mumusa in ihrem Tragkorb	75

II. Die Wanjambo.

		Seite
„	55. In Karagwe an der Kagera	78
„	56. Die Kagera nördlich von Karagwe	79
„	57. Kagera-Fähre Kwa-Kikobe an der Nordostgrenze Karagwes	80
„	58. Am Kagera-Ufer bei Nsungesi	81
„	59. Leberwurstbaum in der Kagera-Ebene	82
„	60. Die heißen Quellen von Mtagata	83
„	61. Badende kranke Eingeborene in Mtagata	85
„	62. Auf den Bergen Ankoles	86
„	63. Auf den Bergen Ruandas in 2500 m Höhe	87
Abb.	64. Wahutu aus Nord-Ruanda	88
„	65. Wanjambo aus Karagwe	89
„	66. 14 jähriger Mhutu-Knabe	90
„	67. Wanjambo-Männer aus Karagwe	91
„	68. Haartracht	92
„	69 u. 70. Haartrachten	93
„	71. Haartracht	94
„	72. Haartracht	95
„	73. Älterer Mann aus Karagwe Mtagata)	97
„	74. Bogenschütze	98
„	75. Mann aus Karagwe mit Tabaksbeutel	99
„	76. Wanjambo-Männer beim Feuererzeugen	100
„	77. Wahutu-Frauen aus Nord-Ruanda	101
„	78. Wanjambo-Frauen aus Mpororo	103
„	79. Wanjambo-Mädchen aus Karagwe	104
„	80. Mädchen aus Ankole	105
„	81 u. 82. Weib aus West-Mpororo in Seiten- und Vorderansicht	106
„	83. Weib aus Karagwe (Haartracht)	107
„	84. Mhutu-Weib aus Nord-Ruanda	108
„	85. Wanjambo-Frauen aus Karagwe	109
„	86. Junges Mädchen aus West-Mpororo	110
„	87. Wanjambo-Frauen aus Ost-Mpororo	111
„	88. 12—14 jährige Wanjambo-Mädchen aus Karagwe	112
„	89. Wanjambo-Frauen und -Kinder aus Mpororo	113
„	90. Ältere Wanjambo-Weiber aus Karagwe	114
„	91. Junge Wanjambo-Mädchen aus Mpororo	115
„	92. Wanjambo-Kinder aus Karagwe	116
„	93. Ein 14—16 jähriges Mnjambo-Mädchen aus Mpo-	

		Seite
	roro, dahinter Getreidespeicher	117
Abb. 94.	Hausgerät der Wapororo	118
„ 95.	Wapororo bei der Eleusine-Ernte	119
„ 96.	Eingeborene aus Ankole	121
„ 97.	Mnjambo-Weib mit Tochter aus Ankole	123
„ 98.	Junges Mnjambo-Mädchen aus Ankole	124
„ 99.	Kinder aus Ankole	125
„ 100.	Kinder aus Ankole	126
„ 101.	In Ankole eingewanderte Waheia	127

III. Die Waganda und Waheia.

„ 102.	Die Kagera unmittelbar vor ihrer Mündung in den Viktoria-See	130
„ 103.	Waganda-Jünglinge	131
„ 104.	Waganda-Männer	133
„ 105.	Mganda-Mädchen (links), Mganda-Frau (rechts)	134
„ 106.	Mganda-Mädchen (links), Mganda-Frau (rechts)	135
„ 107.	Junges Mganda-Weib	137
„ 108.	Waganda-Frauen und Mädchen	139
„ 109.	Waganda-Weiber und -Kinder vor einem Bananenhain	141
„ 110.	Waganda-Mütter mit Kindern	143
„ 111.	Waganda-Knaben	145
„ 112.	Hütte eines armen Mganda im Bananenhain	146
„ 113.	Kapelle des Waganda-Sultans Ruikika	147
„ 114.	Waganda-Tanz	149
„ 115.	Mheia-Mann (links) und -Jüngling (rechts)	150
„ 116.	Mheia-Mann und -Jüngling	151
„ 117.	Waheia-Männer	153
„ 118.	Ältere Waheia-Männer	154
„ 119.	Waheia-Weiber und -Kinder	155

		Seite
Abb. 120.	8—14 jährige Waheia-Mädchen	157
„ 121.	10—14 jährige Waheia-Mädchen	159
„ 122.	Junge Waheia-Mädchen	161
„ 123.	10 jähriges Mheia-Mädchen	162
„ 124.	Waheia-Knaben	163
„ 125.	Waheia-Fischerfamilie am Strande des Viktoria-Sees	165
„ 126.	Waheia- (und auch Waganda-) Boot	166
„ 127.	Waheia im Viktoria-See badend	167
„ 128.	Kapelle des Sultans Mutahangarua von Kissiba	169
„ 129.	Tanzende Waheia-Männer	170
„ 130.	Tanzende Waheia-Jünglinge	171
„ 131.	Tanzende Waheia-Frauen	173
„ 132.	Tanzende Waheia-Mädchen	175
„ 133.	Ein an den Verfasser dieses Buches gerichteter Brief des Sultans Mutahangarua	177
„ 134.	Visitenkarte des Sultans Mutahangarua mit eigenhändigem Daumenabdruck	179

IV. Die Wageia.

„ 135.	Wageia von Kisumu	182
„ 136.	Wageia von Kisumu	183
„ 137.	Wageia-Krieger	185
„ 138	Wageia-Krieger	187
„ 139.	Ältere Wageia-Männer	188
„ 140.	Schmuck der Wageia-Männer	189
„ 141.	Schmuck der Wageia-Männer	191
„ 142.	Schmuck der Wageia-Männer	192
„ 143.	Schmuck der Wageia-Männer	193
„ 144.	Schmuck der Wageia-Männer	195
„ 145.	Wageia-Männer aus Kisumu	196
„ 146.	Wageia-Männer aus Kisumu	197
„ 147.	Gesäßschmuck der Wageia-Männer	198

Seite

Abb. 148. Schmuck der Wageia-Männer 199
„ 149. Wageia-Krieger 200
„ 150. Wageia-Krieger 201
„ 151. Wageia-Krieger 203
„ 152. Kämpfende Wageia . . . 204
„ 153. Kämpfende Wageia . . . 205
„ 154. Geräte der Wageia . . . 206
„ 155. Eingang zu einem befestigten Dorf 207
„ 156. In einem Wageia-Dorf bei Karungu (vorn rechts 2 Getreidespeicher) . . . 209
„ 157. Hütte und Hausgerät der Wageia (vorn links Gestell eines Hüttendaches in Arbeit) 211
„ 158. 12—14 jährige Wageia-Mädchen 212
„ 159. Körperbau und Tätowierung 213
„ 160. Körperbau, Tätowierung und Schmuck 214
„ 161. Körperbau und Schmuck . 215
„ 162. Haartracht 216
„ 163. Haartracht und Schmuck . 217
„ 164. Haartracht und Schmuck . 218
„ 165. Haartracht und Schmuck . 219
„ 166. Haartracht und Schmuck . 220
„ 167. Körperbau, Haartracht und Schmuck 221
„ 168. Kleidung, Haartracht und Schmuck 222
„ 169. Kleidung, Haartracht und Schmuck 223
„ 170. Mgeia-Mädchen und Mgeia-Frau in Kisumu 224
„ 171. Mit Kaurimuscheln geschmückte Fellkleidung älterer Wageia-Weiber . 225
„ 172. Haartracht und Schmuck der Wageia-Kinder . . 226
„ 173. Haartracht und Schmuck der Wageia-Kinder . . . 227
„ 174. Bewaffnete Wageia-Knaben 228
„ 175. Wageia-Kinder in ihrem Dorfe 229
„ 176. Wageia-Rinder 231

Seite

Abb. 177. Waffen und Instrumente der Wageia 233
„ 178. Wageia-Harfenspieler . . 234
„ 179. Links Tanz —, rechts Kriegstrompete der Wageia 235
„ 180. Bewohner der Halbinsel Mohurru, angebliche Wageia 237
„ 181. Bewohner der Halbinsel Mohurru, angebliche Wageia 239

V. Die Bakulia.

„ 182. Gestalt und Körperbau der Bakulia-Männer 242
„ 183. Gestalt und Körperbau der Bakulia-Männer 243
„ 184. Tätowierung, Haartracht und Schmuck 244
„ 185. Durchbohren des Ohrläppchens durch den Medizinmann 245
„ 186. Haartracht und Schmuck der Bakulia-Krieger . . 247
„ 187. Ohrtracht und Schmuck der Bakulia-Männer 248
„ 188. Haartracht der Bakulia-Männer 249
„ 189. Haartracht der Bakulia-Männer 250
„ 190. Haartracht der Bakulia-Männer 251
„ 191. Haartracht und Schmuck der Bakulia-Männer . . 253
„ 192. Schmuck und Kopfbedeckung 254
„ 193. Schmuck eines Bakulia-Kriegers 254
„ 194. Kopfbedeckung und Schmuck eines Bakulia-Kriegers . 255
„ 195. Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge . . . 256
„ 196. Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge . . . 257

		Seite
Abb. 197.	Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge . . .	259
„ 198.	Flötende Hirtenknaben . .	261
„ 199.	Bakulia-Krieger	263
„ 200.	Bakulia-Krieger	264
„ 201.	Bakulia-Krieger	265
„ 202.	Bakulia-Krieger	266
„ 203.	Bakulia-Krieger	267
„ 204.	Bakulia-Frau	268
„ 205.	Bakulia-Mädchen (links und in der Mitte); Bakulia-Frau (rechts)	269
„ 206.	Bakulia-Frauen (Rückansicht); Bakulia-Mädchen (Vorderansicht) . .	270
„ 207.	Tätowierung eines Bakulia-Weibes	271
„ 208.	Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen	272
„ 209.	Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen	273
„ 210.	Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen und -Mädchen . .	274
„ 211.	Schmuck und Kleidung älterer Bakulia-Weiber . .	275
„ 212.	Schmuck Haartracht und Kleidung der Bakulia-Mädchen	276
„ 213.	Bakulia-Kinder	277
„ 214.	Junge Bakulia-Mädchen . .	278
„ 215.	Frauen und Mädchen auf der Grenze zwischen Bakulia- und Wageia-Gebiet	279
„ 216.	Bakulia-Kinder	280
„ 217.	Bakulia-Kinder	281
„ 218.	Bakulia-Kinder	282
„ 219.	Bakulia-Kinder	283
„ 220.	Bakulia-Kinder	283
„ 221.	Kopfschmuck und Bemalung der beschnittenen Bakulia-Jünglinge	285
„ 222.	Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge	286
Abb. 223.	Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge	287
„ 224.	Kopfschmuck eines beschnittenen Bakulia-Jünglings (in der rechten Hand eine Holzkeule) . .	288
„ 225.	Kopfschmuck eines beschnittenen Bakulia-Jünglings (in der rechten Hand ein Pfeil)	289
„ 226.	Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge .	291
„ 227.	Bemalung und Tanzschürze eines beschnittenen Bakulia-Jünglings	292
„ 228.	Tanz der beschnittenen Bakulia-Jünglinge	293
„ 229.	Schmuck, Topf und Besen der beschnittenen Bakulia-Mädchen	295
„ 230.	Kopf- und Halsschmuck eines beschnittenen Bakulia-Mädchens	296
„ 231.	Tracht eines beschnittenen Bakulia-Mädchens . . .	297
„ 232.	Bakulia-Rinder	298
„ 233.	Negerhirse (links) und Eleusine (rechts) . . .	299
„ 234.	Geräte, Speere und Tanztrommeln der Bakulia . .	301
„ 235.	Im Innern eines Bakulia-Dorfes	302
„ 236.	Befestigtes Bakulia-Dorf .	303
„ 237.	Geräte der Bakulia . . .	304
„ 238.	Geräte der Bakulia . . .	305
„ 239.	Tanztrommeln und Kriegstrompeten der Bakulia .	307
„ 240.	Bakulia-Weib beim Mehlmahlen	308
„ 241.	Bakulia-Weib beim Kochen	309
„ 242.	Schnupfender Bakulia-Mann	310
„ 243.	Schnupfender Bakulia-Mann	310
„ 244.	Pombetrinkende Bakulia-Männer	311
„ 245.	Tanz der Bakulia-Weiber .	312

Seite

Abb. 246. Tanz der Bakulia-Weiber . 313
„ 247. Tanz der Bakulia-Weiber . 314
„ 248. Tanz der Bakulia-Weiber . 315

VI. Die Masai und Wandorobbo.

„ 249. Der Kibo, das Schnee- und Eisplateau des Kilimandscharo (vom Lager Leitokitok aufgenommen) . . 319
„ 250. Der Mawensi (zum Kilimandscharo gehörig) . . . 320
„ 251. Dichter Urbusch am Kilimandscharo 321
„ 252. Felsblock in der Masai-Steppe 323
„ 253. Der Meru-Berg, im Vordergrunde Militärstation Aruscha 325
„ 254. Felskuppen auf den nördlichsten Ausläufern des Kilimandscharo 327
„ 255. Am Tschalla-See 329
„ 256. Masai-Krieger (Körperbau und Gestalt) 331
„ 257. Masai-Krieger (Körperbau und Gestalt) 331
„ 258. Masai-Krieger (Körperbau und Gestalt) 332
„ 259. Kopfbildung, Haartracht und Schmuck der Masai-Krieger 333
„ 260. Zopfflechtender Masai-Krieger 335
„ 261. Masai-Krieger (Tracht und Speer) 337
„ 262. Masai-Krieger (Schmuck, Tracht und Speer) . . . 337
„ 263. Masai-Jünglinge (Kopfschmuck und Tracht) . . 339
„ 264. Masai-Jünglinge (Kopfschmuck und Bewaffnung) 340
„ 265. Masai in Kriegsschmuck und Waffen (Mütze aus Löwenfell) 341
„ 266. Masai in Kriegsschmuck und Waffen (Mütze aus Löwenfell) 341

Seite

Abb. 267. Masai-Krieger (Schmuck und Tracht) 342
„ 268. Masai - Krieger (Tracht, Schmuck und Waffen) . . 343
„ 269. Masai - Krieger (Tracht, Schmuck und Speer) . . 345
„ 270. Kleidung und Schmuck der Masai-Krieger 346
„ 271. Tracht und Waffen der Masai-Krieger 347
„ 272. Masai-Krieger (Schmuck, Haartracht und Kleidung 348
„ 273. Masai-Krieger 349
„ 274. Maasi-Krieger (Schmuck, Haartracht und Kleidung) 350
„ 275. Ältere Masai-Männer (Kleidung) 351
„ 276. Ältere Masai - Männer (Schmuck) 353
„ 277. Masai-Speere (ältere und neuere Formen) 354
„ 278. Masai-Weib (Schädelbildung) 355
„ 279. Haartracht (Schmuck und Tracht der Masai-Mädchen) 357
„ 280. Masai-Mädchen (Körperbau und Gestalt) 359
„ 281. Masai-Mädchen (Körperbau und Gestalt) 360
„ 282. Masai-Mädchen (Körperbau und Gestalt) 361
„ 283. Haartracht, Schmuck und Kleidung der Masai-Frauen 363
„ 284. Schmuck einer jungen Masai-Frau 365
„ 285. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen 367
„ 286. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen 369
„ 287. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen 371
„ 288. Schmuck der Masai-Frauen und -Mädchen . . 372
„ 289. Schmuck und Tracht der älteren Masai-Weiber . . 373

Seite

Abb. 290. Schmuck und Tracht einer Masai-Frau 374
„ 291. Schmuck der Masai-Frauen 375
„ 292. Schmuck und Tracht der Masai-Frauen 376
„ 293. Schmuck und Bemalung der Masai-Frauen und Mädchen 377
„ 294. Kleidung der Masai-Frauen 379
„ 295. Kleidung der Masai-Frauen 379
„ 296. Schmuck und Tracht der kleinen Masai-Mädchen . 381
„ 297. Masai-Kinder 383
„ 298. Masai-Rinder 383
„ 299. Masai-Kraal in der Steppe 384
„ 300. Im Masai-Kraal 385
„ 301. Masai-Ehepaar auf der Wanderung 386
„ 302. Tanz der Masai-Mädchen . 387
„ 303. Masai-Mischblut am Meru-Berg 388
„ 304. Masai-Mischblut am Meru-Berg 389
„ 305. Masai-Mischblut am Meru-berg 390
„ 306. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt) . . . 392
„ 307. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt) 392
„ 308. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt) 393
„ 309. Ndorobbo-Mann (Körperbau, Gestalt und Ohrschmuck) 393
„ 310. Ndorobbo-Jüngling (Körperbau und Gestalt) . . 395
„ 311. Ndorobbo-Mann (Tracht) . 395
„ 312. Schmuck und Tracht der Wandorobbo-Männer . . 397
„ 313. Wandorobbo - Männer (Schmuck, Haartracht und Kleidung (rechts ein Häuptling mit umgehängter Schnupftabaksdose) . 399
„ 314. Wandorobbo-Männer mit ihren Kindern 401
„ 315. Wandorobbo-Frauen . . . 403
„ 316. Wandorobbo-Frauen . . . 404

Seite

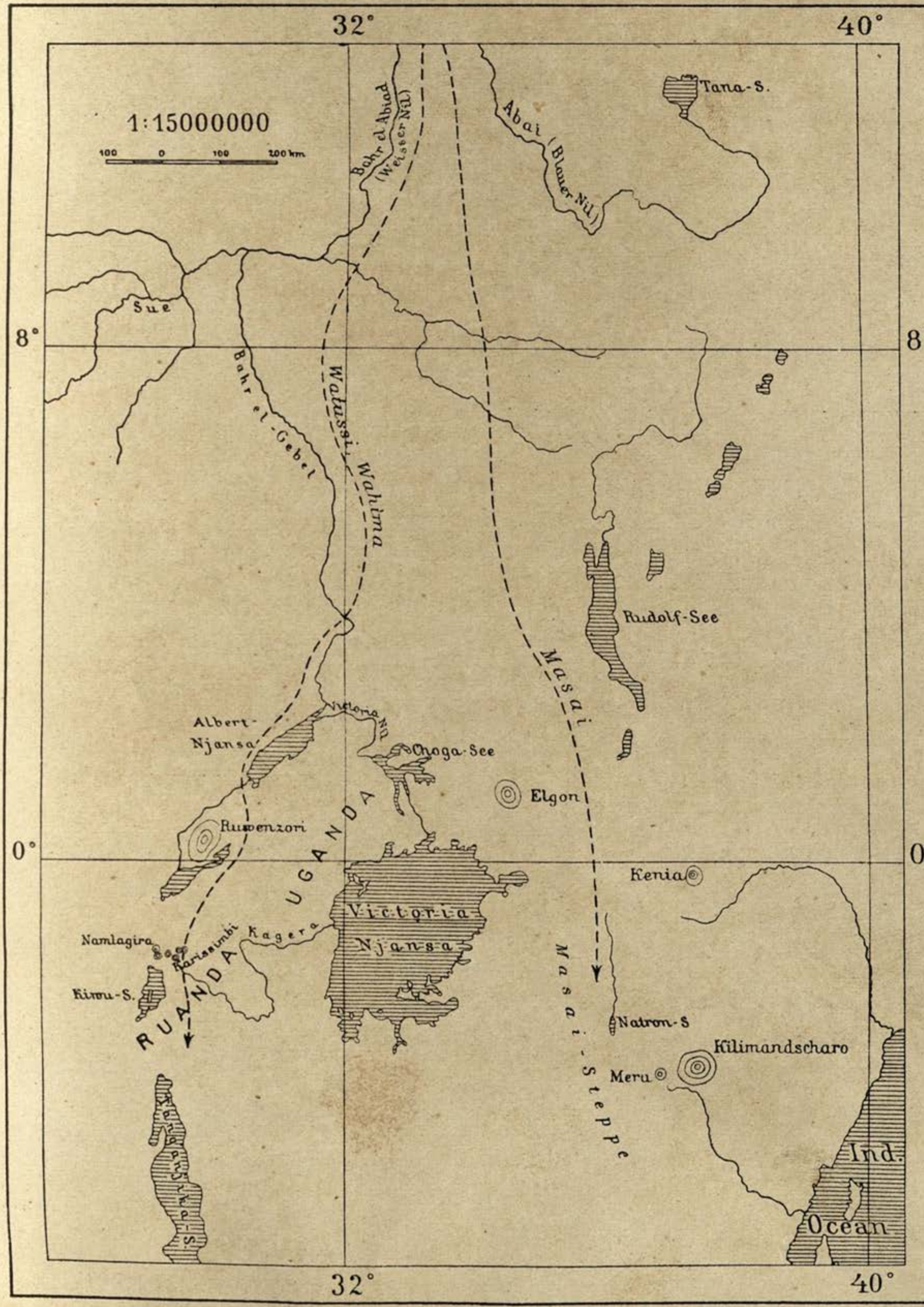
Abb. 317. Wandorobbo-Frauen und -Kinder 405
„ 318. Vor einem Wandorobbo-Kraal 407
„ 319. Wandorobbo-Kinder . . . 408
„ 320. Wandorobbo-Kinder . . . 409

VII. Das Handwerk.

„ 321. Schmiede bei der Arbeit (Ankole) 412
„ 322. Messer, Pfeilspitze und Hämmer der Schmiede . 413
„ 323. Eisendraht, Locheisen, Klammern, Stabeisen und Hämmer der Schmiede . 413
„ 324. Auf Lohnwerk gehende Schmiede 414
„ 325. Schmiede in einem Bananenhain Ankoles . . . 415
„ 326. Blasebalg in seine Bestandteile zerlegt; rechts Handwerkszeug der Schmiede . 416
„ 327. Drahtzieher bei der Arbeit (Karagwe) 417
„ 328. Drahtzieher bei der Arbeit (Kisiba) 418
„ 329. Holzarbeiter bei Herstellung eines Milchgefäßes (Ankole) 419
„ 330. Löffelschnitzer bei der Arbeit (Ankole) 419
„ 331. Köcherschnitzer aus Karagwe 420
„ 332. Waheia- (Waganda-) Boot am Viktoria-See 421
„ 333. Handwerkszeug und Art der Ausführung zur Herstellung eines Einbaumes . 422
„ 334. Herstellung eines Pfeiles, rechts das hierzu erforderliche Handwerkszeug 423
„ 335. Pfeilschnitzer bei der Arbeit 424
„ 336. Korbflechterin (links) und Töpferin (rechts) bei der Arbeit (Buddu) 424
„ 337. Töpferinnen bei der Arbeit (Kisiba) 425

Seite

Abb. 338. Töpferin bei der Arbeit (Uganda) 426
„ 339. Korbflechterin (links) und Töpferin (rechts) bei der Arbeit (Uganda) 426
„ 340. Bakulia-Töpferinnen bei der Arbeit 427
„ 341. Herstellung von Tabakspfeifen, rechts neben dem Manne das Handwerkszeug (Ankole) 428
„ 342. Bakulia-Männer bei Herstellung von Tabakspfeifen 429
„ 343. Mattenflechter aus Karagwe; dahinter fertige Matten 430
„ 344 Mattenflechter aus Karagwe bei der Arbeit 431
„ 345. Maheia-Mädchen bei der Flechtarbeit 432
„ 346 Mganda-Weib beim Korbflechten 433
„ 347 Bakulia-Weib beim Korbflechten 433
„ 348. Herstellung eines Mheia-Grasschurzes (erstes Stadium) 434
Abb. 349. Herstellung eines Mheia-Grasschurzes (zweit. Stadium) 435
„ 350. Bakulia-Mann beim Anfertigen eines Schildes . . . 435
„ 351. Abschälen der Rinde des Ficus-Baumes (erstes Stadium) 436
„ 352. Abschälen der Rinde des Ficus-Baumes (zweites Stadium) 437
„ 353. Holzhammer und Rindenstück zur Herstellung des Rindenstoffes 439
„ 354. Rindenstoffarbeiter bei der Tätigkeit 439
„ 355. Bau einer Waganda-Hütte erstes Stadium) 440
„ 356. Bau einer Waganda-Hütte (zweites Stadium), Einsetzen des Mittelpfeilers 441
„ 357. Das fertige Hüttengestell . 442
„ 358. Das Eindecken der Hütte mit Gras 443



Die wahrscheinliche Zugrichtung der Wahima und Masai.

I. Die Wahima (Watussi).

Sind die Wahima Semiten oder Hamiten? Diese Frage ist bis heute von den Fachgelehrten noch nicht gelöst. Man wird aber wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Wahima keine in Afrika eingeborenen Neger sind, sondern ein fremdes, hier erst eingedrungenes Element. Vor einer langen Spanne von Jahren sind sie vermutlich aus Asien über die Landenge von Suez eingewandert und haben sich dann nilaufwärts bis ins Herz von Afrika ergossen, die dort wohnenden Völker niedergeworfen und sich zu Herrschern dieser Gebiete gemacht. Das in Afrika eingeborene Element ist der Neger. Als ältesten Vertreter dieser Rasse sieht man nach dem heutigen Stand der Forschung neben den Pygmäen und Buschmännern den Sudanneger an. Zwischen diese haben sich dann als Keil die Bantu geschoben. Nähere Angaben über das Wie und Wann fehlen, ebenso darüber, ob die Bantu reine Neger oder Mischblüter sind. Bei den außerordentlich starken Verschiebungen, die im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben, dürften genaue Feststellungen hierüber nicht mehr gut möglich sein. Bevor anderes abgeschlossenes Beweismaterial vorliegt, folge ich der Ansicht derer, die das Volk der Wahima (Watussi) als ein hamitisches, die Masai als Semiten und die Bantu als reine Neger bezeichnen.

Eine weitere offene Frage bleibt: Sind die Hamiten und Semiten verwandte Rassen oder nicht; und gehen wir noch einen Schritt weiter: Lassen sie sich auf denselben Ursprung zurückführen? Was verstehen wir unter Rassen? Wir fassen unter dem Begriff „Rasse" die Menschen zu Gruppen zusammen, die sich wenig oder gar nicht voneinander unterscheiden. Maßgebend für diese Einteilung in Rassen sind in erster Linie Ähnlichkeit bezw. Abweichung in Schädelbildung, Farbe, Wuchs und auch in geistigen Eigenschaften. Man kann die Menschen kurz in drei Grundrassen einteilen und sie nach ihrer Hautfarbe, zu denen selbstverständlich

noch bedeutsame andere unterscheidende Merkmale treten, als weiße, gelbe und schwarze Rasse bezeichnen. Aus diesen Urrassen haben sich dann im Laufe der Jahrtausende eine Reihe Zweigrassen entwickelt.

Eine dieser Zweigrassen sind die Hamiten; zu ihnen rechne ich die Wahima. Wie nachstehende Abbildungen es deutlich veranschaulichen, sind die Wahima (Watussi) typische Langschädel. Als Stammvater der semitischen Völker gilt der homo mediterraneus, die Mittelmeerrasse: Langschädelmenschen mit edler Gesichtsbildung, schlankem Wuchs, schwarzem, oft krausem Haar, mit braunen Augen und einer bald helleren, bald dunkleren Hautfarbe. Haben wir in diesem homo mediterraneus auch den Stammvater der hamitischen Völker zu erblicken?

Auf einen sehr wichtigen Punkt möchte ich bei dieser Gelegenheit noch hinweisen: Wir dürfen keinesfalls die Sprache als Rassemerkmal gelten lassen, das kann nur zu Irrtümern führen. Sprachen lernt und verlernt der Mensch, legt sie ab, nimmt eine neue an, kurz wechselt sie, wie man einen Rock wechselt. Dagegen die vorstehend als Rassemerkmale angegebenen Symptome (Schädelbildung usw.) bleiben untrügliche Wahrzeichen. Die Geschichte lehrt uns, daß der siegreich vordringende Eroberer, selbst wenn er in bedeutender Minderheit ist, den unterworfenen Völkern seine Sprache aufzwingt; oft aber auch — und das liegt bei den Wahima vor — nimmt der Sieger Sprache und zuweilen auch Sitten und Gebräuche des unterworfenen Volkes an.

Forschen wir nach dem Grunde der Völkerwanderung der Hamiten, Semiten und vieler anderer Völker, so sehen wir, daß es nicht etwa Tatendurst oder ein unbezwinglicher Wandertrieb gewesen ist, der die Menschen veranlaßt hat, die heimische Scholle zu verlassen, sondern, wie auch heute noch, durch zu starke Vermehrung entstandener Raum- und Nahrungsmangel. Niemals ist eine ganze Rasse ausgewandert, sondern stets nur der Überschuß. Fast immer haben diese Völkerwellen die eingesessene Bevölkerung vertrieben oder unterjocht.

Für die Zeitangabe der Völkerwanderung der Hamiten und Semiten sind sichere Grundlagen bisher nicht vorhanden, doch dürfte die Merkersche Zahl 5000 nicht zu hoch und die von Kollmann angenommenen 400 Jahre viel zu tief gegriffen sein. Welch lange Zeiträume waren nicht erforderlich zur Umgestaltung der Erdoberfläche, bis sie ihr heutiges Aussehen erhielt! Unendlich langsam, nur schrittweise, in ihrem Gange für das Menschenauge kaum wahrnehmbar, ist im Laufe der Jahrtausende die Entwicklung der Erde und ihrer Lebewesen vor sich gegangen. Warum sollen sich die Entwicklung des Menschen und die Verschiebungen der Rassen in so erheblich kürzerer Zeit vollzogen haben?

Anhaltspunkte für die Marschrichtung der Wahima geben uns folgende Feststellungen: Stanley traf in Katwe, im Norden des Albert

Edward-Sees, einen vornehmen Mtussi-Chef und die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg sah bei Irumu, westlich des

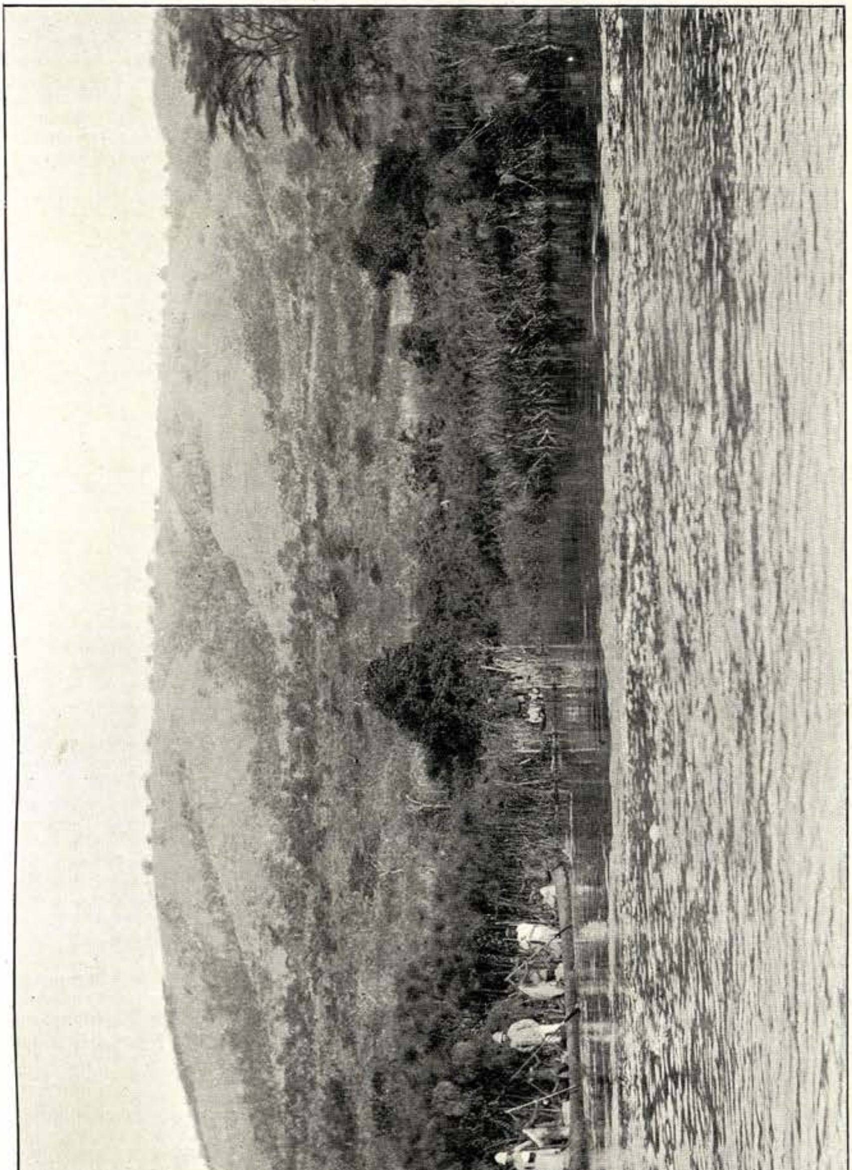


Abb. 1. Kageraknie bei Kanjonsa.

Albert-Sees, reine Watussi, die in auffallendem Gegensatz zu den dort eingeborenen Wawira standen. (Skizze.)

Eine weitere offene Frage ist: Haben die Züge der Wahima und Masai gleichzeitig stattgefunden, und sind diese Völker auf demselben Wege nach Süden vorgedrungen? — Es ist also ein dringendes Bedürfnis, daß diese so hochinteressante Frage durch eingehende Erforschung und Verfolgung des Zuges dieser Völkerwanderung geklärt wird. Der Mann, der berufen war, diese Aufgabe zu lösen, und von Leipziger Fachkreisen auch schon dazu auserlesen war, Hauptmann Merker, ist leider der Wissenschaft und dem Kolonialdienste durch allzu frühen Tod entrissen.

Die folgenden Zeilen behandeln die zur Rasse der Hamiten gehörigen Wahima oder Watussi. Der Hauptsitz der Wahima (Watussi) ist Ruanda und Mpororo, in denen sie auch unbedingte Herrscher sind. Sie haben sich noch weiter über diese Landschaften hinaus ausgedehnt, doch treten sie hier nur vereinzelt auf und beherrschen auch nicht mehr das Land. So finden wir Wahima in Ankole, Karagwe, auch noch in Uganda und bis südlich des Viktoria-Sees sogar. Ihr Vorkommen dort ist jedoch kein Beweis dafür, daß die Völkerwelle bis hier heruntergereicht hat; ebensowenig wie Berechtigung vorliegt zu der Annahme, daß in Uganda ein anderer hamitischer Stamm eingewandert ist. Es handelt sich nach meinen Erfahrungen nur um vereinzelte, meist verarmte Wahima, die wegen ihrer Kenntnisse in Pflege und Behandlung der Rinder von den Häuptlingen dieser Gebiete als Hirten angeworben sind. Wiederholt haben Häuptlinge Ugandas und Ankoles die viel hübscheren Wahimafrauen geheiratet, so daß wir nicht selten Mischblüter in diesen Ländern treffen. Ganz fraglos hat auch der Sultan von Ankole Mhimablut.

Bevor ich die Menschen bespreche, will ich eine kurze Schilderung des Landes vorausschicken.

Es wird mir von der einen oder anderen Seite vielleicht der Vorwurf gemacht werden, daß derartige geographische Betrachtungen hier nicht hergehören, doch bin ich der Ansicht, daß zur Beurteilung des Volkes auch eine Charakteristik des Landes, in dem es wohnt, notwendig ist.

Die Landschaft Mpororo, in der ich Gelegenheit zu nachstehenden Forschungen und Aufnahmen fand, liegt nördlich und westlich von der Kagera. Im Nordosten grenzt Mpororo an die englische Landschaft Ankole (etwa bei 30° 37′). Die Nordgrenze bildet der Kalenge-See mit seinen Zu- und Abflüssen (bei 0° 54′ südlicher Breite). Im Westen ist etwa der 30. Grad östlicher Länge die Grenze.

Mpororo ist ein Bergland mit weiten, zwischen den Höhenzügen gelegenen welligen Grassteppen, die eine hervorragende Viehweide bilden. Während die Berge im Osten Mpororos 1660—1760 m hoch sind, erreichen die Gebirge im Westen, also am 30. Längengrad, eine Höhe von 2000—2300 m. Die hügeligen Grassteppen liegen 1350—1400 m hoch. Sie

sind zum Teil sehr wildreich; wir finden hier Zebra, Jimera, Pferdeantilopen, Wasserbock, Schwarzfersenantilope (Swala), Riedbock, Ducker,

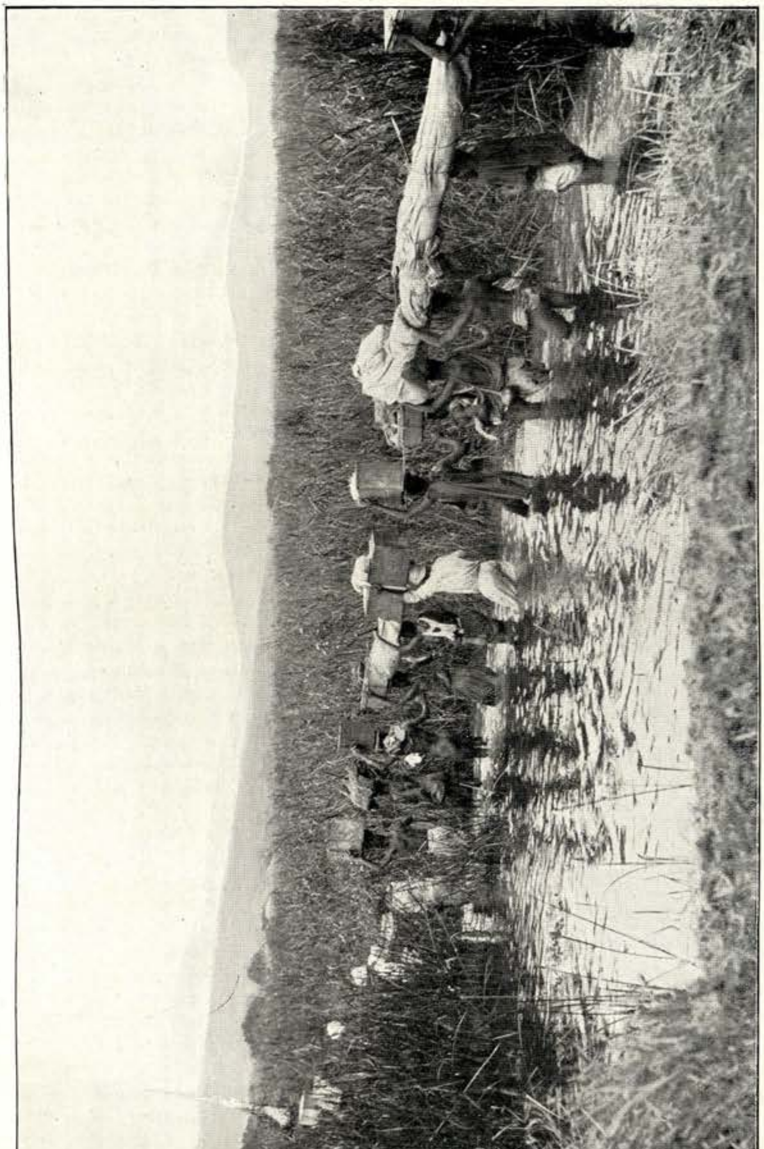


Abb. 2. Durch den Rufua-Sumpf.

Zierböckchen und andere kleinere Antilopenarten. In der Kagera selbst gibt es zahlreiche Krokodile und Flußpferde, letztere wandern sogar den

schnellfließenden Kakitumbe-Bach aufwärts. Ich habe es übrigens wiederholt beobachtet, daß Flußpferde mit Vorliebe reißende Flüsse stromauf

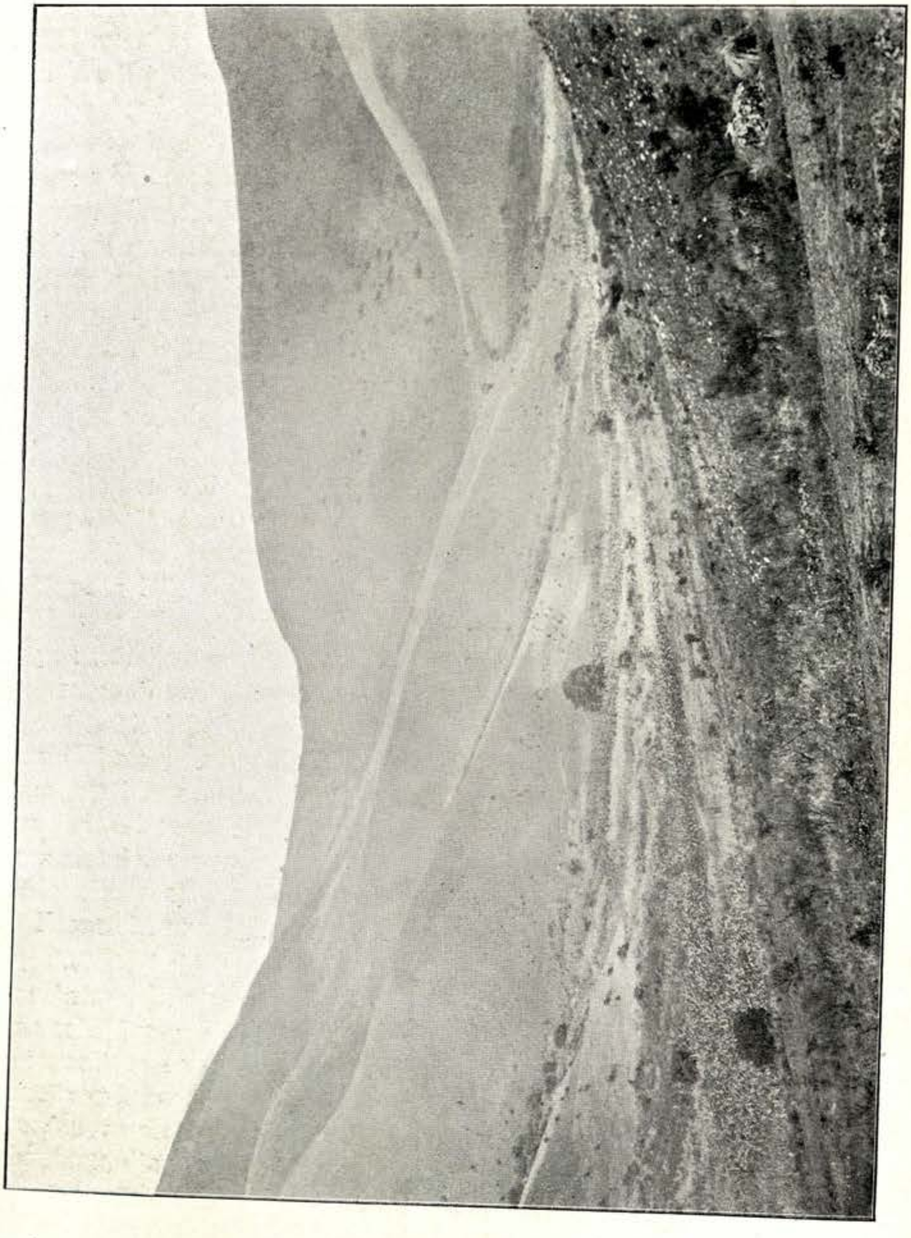


Abb. 3. Blick in ein Bananental.

schwimmen, ja sogar häufig Wasserfälle überklettern. Eine ganz besonders wildreiche Steppe liegt zwischen dem Kageraknie bei Kanjonsa (Abb. 1),

dem Kakitumbe- und dem Kalangassa-Bach. Ich habe hier, ganz abgesehen von unzähligen Jimera und Schwarzfersenantilopen, Elenrudel bis zu 200

Abb. 4. Auf den Bergen Mpororos in 1600 m Höhe.

und Zebrarudel bis zu 400 Stück gesehen. Daß in so wildreichen Gebieten auch Löwen vorhanden sind, versteht sich von selbst.

Diese meine Beobachtungen widerlegen zum Teil die Ausführung Stuhlmanns, der annimmt (siehe „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", Seite 251), daß Zebra und zahlreiche Arten von großen Antilopen westlich der Kagera nicht mehr vorkommen. Uebereinstimmend mit Stuhlmann konnte ich aber feststellen, daß die Kagera für das Nashorn die Grenzlinie nach Westen und Norden ist. Stuhlmann hat im Jahre 1890 in Mpororo in Nähe der Kagera auch noch Elefanten gesehen. Von diesen war aber zur Zeit meiner Anwesenheit 1903 und 1904 nichts mehr zu spüren. Die einzigen Überreste des früheren großen Elefantenreichtums fand ich in dem Sumpfgebiet bei der englischen Station Mbarara in Ankole, und zwar eine Herde von 80—90 Stück.

Ganz Mpororo ist als durchaus gesund zu bezeichnen. Selbst an den tiefgelegenen Punkten in Nähe der zum Teil versumpften Wasserläufe (wie z. B. des Rufua) habe ich nie Moskitos bemerkt. Die höchste von mir in mehr als drei Monaten gemessene Tagestemperatur betrug 32° C., bei meinen nächtlichen astronomischen Beobachtungen im Steppenland bei Nyawingi schwankte die Temperatur zwischen 12 und 15° C.

Die große Regenzeit, die, nicht gerade zur Freude des Topographen, Anfang September mit einem gewaltigen Gewittersturm, der mein Zelt umwarf, einsetzte, dauert sechs Wochen. Die kleine Regenzeit fällt in die Monate März—April. Die Trockenzeit erreicht ihren Höhepunkt in den Monaten Juli und August. Zu dieser Zeit gewähren die ausgedörrten Steppen mit ihrem strohgelben Grase eben keinen erfreulichen Anblick, und man muß sich immer wieder verwundert fragen, wie es möglich ist, daß die zahlreichen, kraftstrotzenden Wildherden an diesem verdorrten Grase Nahrung genug finden können. Die Luft ist dick und dunstig, und ein starkes Flimmern erschwert das Beobachten und Arbeiten ganz außerordentlich. Besonders unangenehm aber wird der Aufenthalt in diesem Steppenlande, wenn einige Wochen vor Beginn der großen Regenzeit die Eingeborenen die Grassteppen in Brand setzen und Qualm und Rauch jede Fernsicht unmöglich machen.

Wiederholt trieb mir der Wind die Steppenbrände unter lautem Prasseln und Knattern auf mein Lager zu. Dann hieß es schleunigst mit allen verfügbaren Kräften Gegenmaßregeln zur Abwehr des Feuers treffen. Meist genügte es schon, wenn man in weitem Umkreise das Gras und Strauchwerk beseitigte. Häufig aber ließ ich zur größeren Sicherheit ein Gegenfeuer anlegen. Vor der Rauchwolke konnte man zahlreiche Vögel beobachten, die unseren Schwalben gleich im Fluge sich gewandt die vom Feuer aufgescheuchten Insekten fingen. Dort aber, wo das Feuer gewütet, bot die kahle, schwarze Steppe einen trostlosen Anblick dar, und so mancher verkohlte Leichnam von Schildkröten, Schlangen und anderen Lebewesen, so mancher verbrannte Strauch und junge Baum legten Zeug-

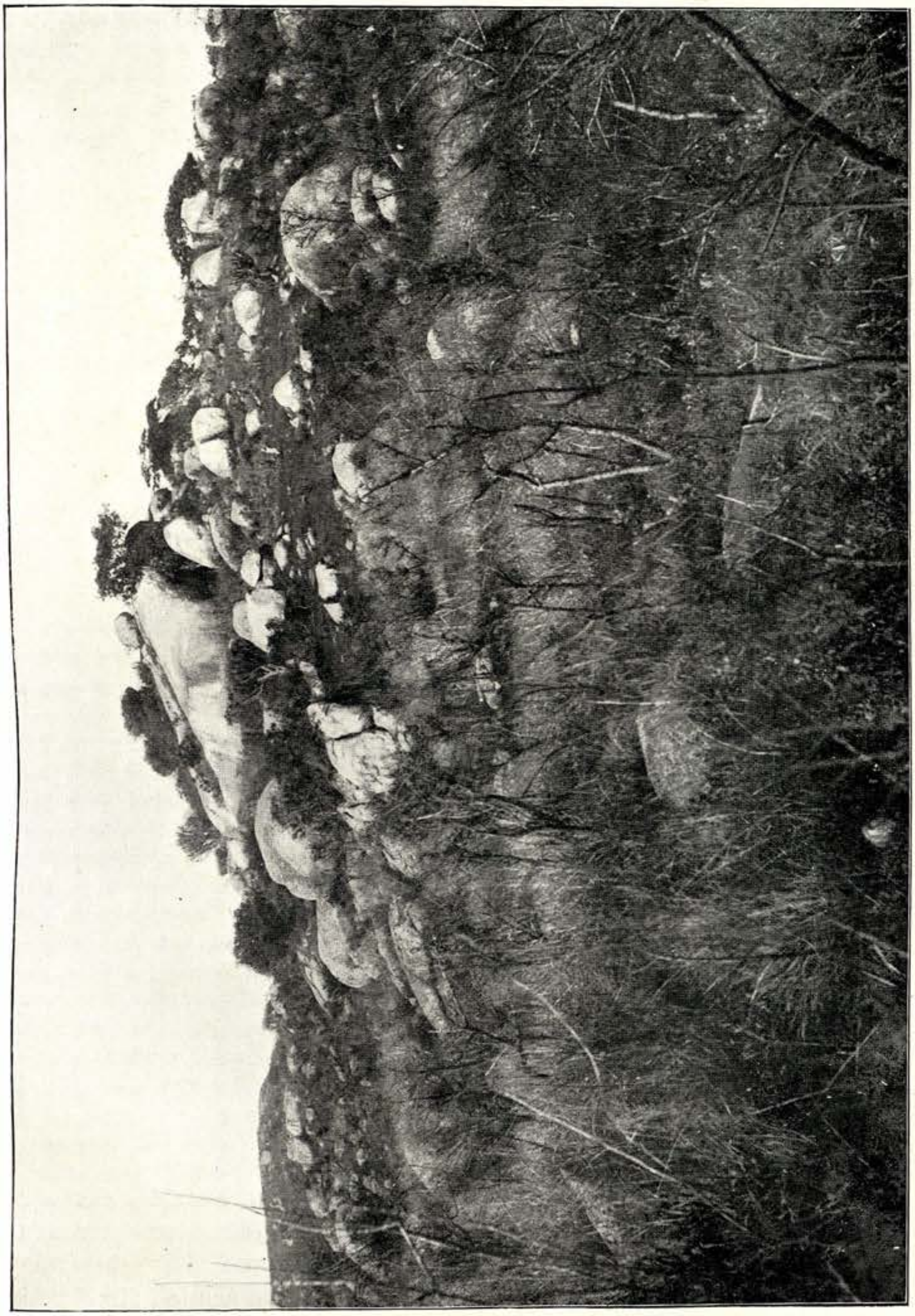


Abb. 5. Quarzitkuppen in Mpororo.

nis ab von der verheerenden Kraft des Steppenbrandes. Unschädlich sind diese Steppenbrände in der Regel für ausgewachsene Bäume. Sobald der erste Regen die verkohlten Flächen getroffen, sprießt fast zusehends ein üppiger, prachtvoll frischgrüner Graswuchs empor; die denkbar beste Viehweide.

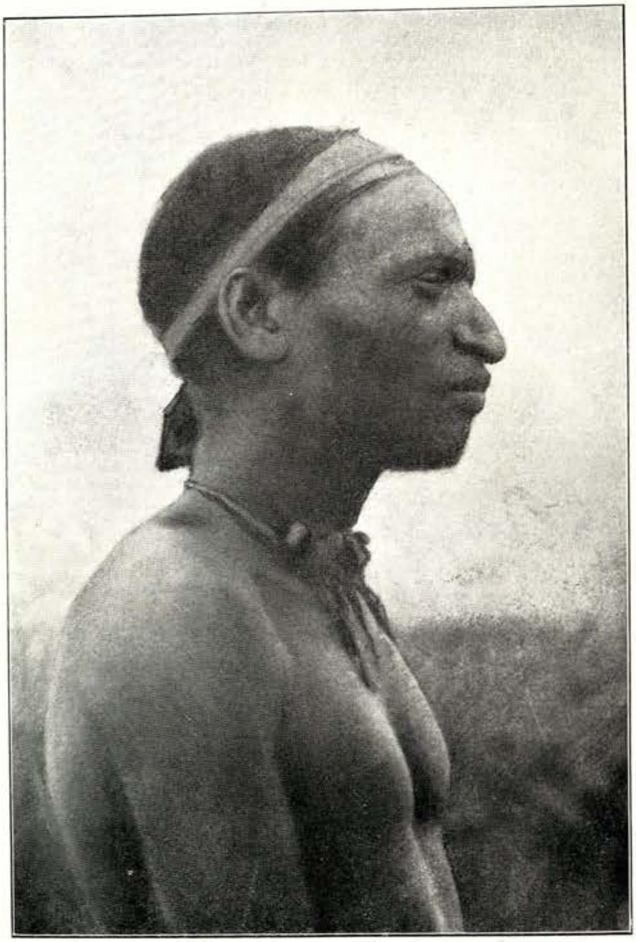


Abb. 6. Mhima (Mtussi)-Mann.

Wunderbar genußreiche Stunden bereiteten mir diese Feuerbrände nach eingebrochener Dunkelheit. Wenn ich nach angestrengter Tagesarbeit die müden Glieder im langen Stuhle vor dem Zelt ruhte und die Blicke über die Berge Mpororos schweifen ließ, dann sah ich die Flammen, oft in langer, breiter Front, oft in vielgewundener Zickzacklinie, die zuweilen sogar die Form von Buchstaben annahm (so konnte ich wieder-

holt den Buchstaben M beobachten), die Hänge hinauf- und hinabzüngeln. Auf meine Fragen, warum die Eingeborenen oft viele Stunden weit in die Steppen wandern, um diese Grasbrände anzulegen, bekam ich folgende Antworten: Einmal tun es die Viehhirten, um für ihre Rinder saftige, grüne Weide zu schaffen, dann aus gleichem Grunde die Jäger, um das

Abb. 7. Mhima (Mtussi)-Mann.

sonst weit in der Steppe zerstreute Wild anzulocken, in den meisten Fällen aber sagten sie mir, daß sie auf diese Weise Regen machten. Jedenfalls trifft nach Ansicht der Eingeborenen ihr Mittel unfehlbar zu; sie brennen eben so lange, bis der Regen da ist.

Die Ebenen Mpororos sind dünn bevölkert. Es liegt dies im Charakter des ganzen Landes. Die Steppe reizt den Eingeborenen nicht

zur Besiedlung und Bebauung, er findet für seine Zwecke weit günstigere Bedingungen in den Bergen Mpororos, die im Westen sogar außerordentlich dicht bevölkert sind.

Es werden in erster Linie gebaut: Süßkartoffeln (Bataten), Erbsen, Bohnen, Sorghum, Negerhirse (Durrha), Eleusinekorn, Mais, Kürbis und als Genußmittel Tabak. Im Osten Mpororos finden wir auch noch die Banane recht häufig. Sie hört jedoch bei etwa 30° 20′ östlicher Länge auf und findet sich dann erst wieder in den Tälern der westlichen Randberge. Ich habe im allgemeinen die Wahrnehmung gemacht, daß die Banane nur bis zu einer Höhenlage von 1700 m gedeiht, mit einer Ausnahme, im Vulkangebiet nämlich, wo sie auf dem üppig fruchtbaren Lavaboden bis zu 2000 m Höhe, allerdings in nur kleinen Exemplaren, vorkommt. Anscheinend gebraucht die Banane in den tiefergelegenen Gegenden (wie bei Bukoba) ein gewisses tropisches Klima oder aber die gesteigerte Feuchtigkeit der unteren Bergregionen, wie in den Randbergen. So fehlt sie naturgemäß in Gegenden, die reinen Steppencharakter tragen, wie in Rufua und beim Sultan Katreia.

Es liegt fraglos im Interesse der Erziehung des Negers zur Arbeit und Kultur, wenn er wenig oder gar keine Bananen baut, denn der einmal angelegte Bananenhain ernährt den Neger mühelos. Es ist ja nur erforderlich, die Banane, die ihre Schuldigkeit getan hat, abzuschlagen und dann und wann einmal das Unkraut auszujäten, eine Arbeit, die fast durchweg von den Frauen ausgeführt wird. Der Ackerbau hingegen erfordert eine erhebliche Mehrarbeit, so daß hier die Männer sowohl bei der Bestellung der Felder, als auch bei der Ernte mitarbeiten müssen.

Während sich in der Nähe des Viktoria-Sees noch zahlreiche Bananenrassen vorfinden, tritt hier in Mpororo eigentlich nur eine Banane mit verhältnismäßig kurzer Frucht auf, die nach Europäergeschmack gerade nicht verlockend ist, ganz im Gegensatz zu verschiedenen Bananenrassen des Viktoriasee-Gebietes, die außerordentlich schmackhaft sind.

Ein eigentümliches Charakteristikum des Landes Mpororo ist der dort herrschende Holzmangel. In den weiten Steppen finden wir nur ganz vereinzelte Sträucher und ab und zu auch einen Akazienbaum. Dichteren Baumwuchs gibt es nur in den Tälern der östlich und westlich gelegenen Gebirgszüge, und zwar auch hier in erster Linie Schirmakazien, sowie vereinzelte Ficusbäume. Gänzlich jedoch fehlt es an hochstämmigen Bäumen. Dies macht sich unangenehm fühlbar an den Fährstellen der Kagera. So habe ich mich bei der Fähre Jakanjassi, Kanjonsa und Oregero mit Booten behelfen müssen, die aus zwei kleinen, unregelmäßig gewachsenen, ausgehöhlten Stämmen bestanden, die durch Querhölzer miteinander verbunden waren. Die Tragfähigkeit dieser Boote ist naturgemäß äußerst

gering; mehr als fünf Menschen mit Lasten kann man nicht auf einmal übersetzen, zumal die Kagera an dieser Stelle ziemlich reißend ist.

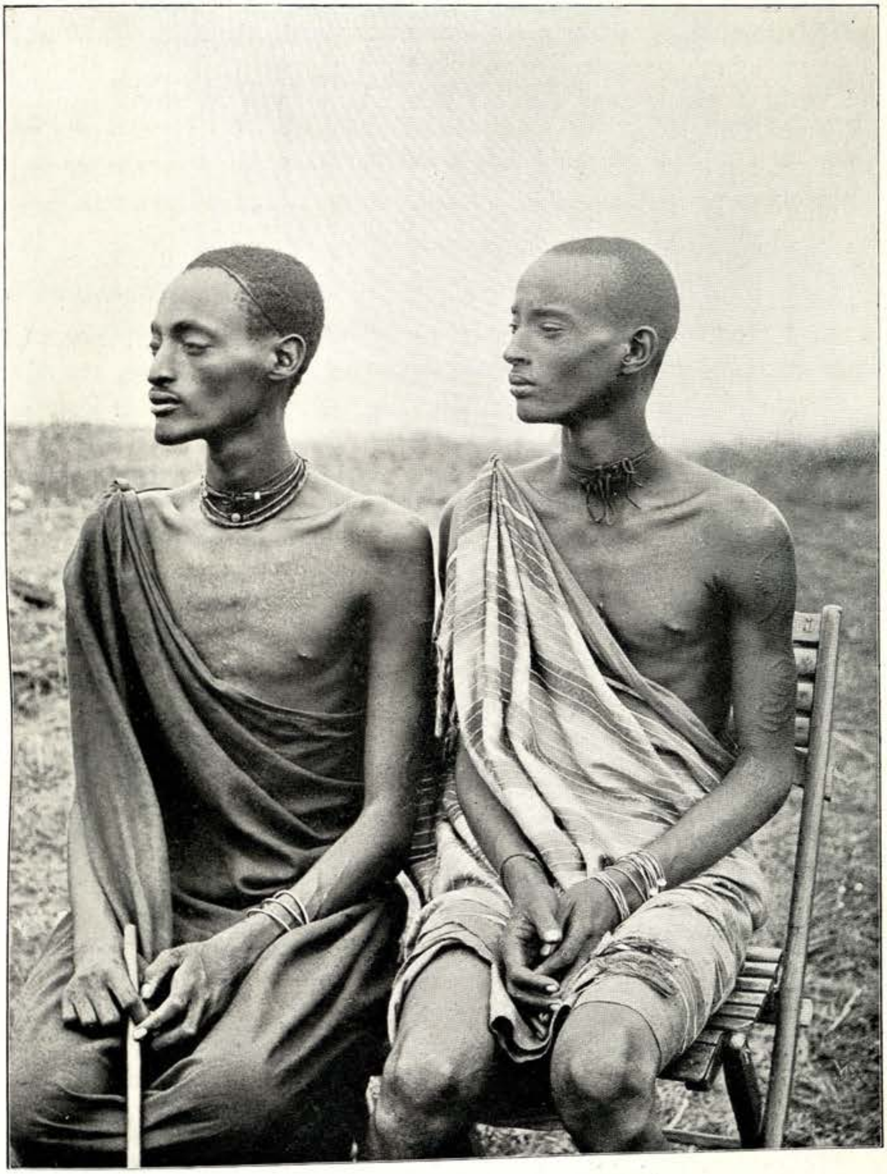


Abb. 8. Sultan Kissilerobo mit seinem Neffen.

Jedoch nicht allein an den Fährstellen, auch beim Aufsuchen eines geeigneten Lagerplatzes litten wir unter dem Holzmangel Mpororos. Während man sonst dort draußen sein Hauptaugenmerk darauf zu richten

hat, daß sich Wasser in der Nähe des Lagers befindet, mußten wir uns hier auch noch nach dem nötigen Brennholz umsehen; und während sonst die Eingeborenen nur mit Lebensmitteln ins Lager kommen und diese zum Verkauf feilbieten, erscheinen sie hier auch noch mit Bündeln Brennholz, die sie genau zu demselben Preise wie die entsprechenden Bündel Lebensmittel verkaufen. Dasselbe gilt vielleicht in noch höherem Maße auch von Ruanda. Eine scharfe Kontrolle der Träger und Boys war erforderlich, damit diese nicht in die Dörfer gingen und dort den Eingeborenen Holz fortnahmen, was naturgemäß Veranlassung zu Streitigkeiten gegeben hätte, denn das wenige Holz bestand aus Dorfumzäunungen, Hüttentüren usw. So kam, als ich gerade mein Lager in Nähe der Residenz des Sultans Kissilewombo aufgeschlagen hatte, der „Minister" dieses Sultans ganz entsetzt und aufgeregt zu mir mit der Meldung, meine Leute wollten „den" Baum, der am Gehöft seines Sultans stände, abschlagen. Selbstverständlich ließ ich sie sofort zurückrufen und gab den Befehl, daß dieser Baum zu schonen sei.

Als wir in Nähe der Residenz der Priesterin Nyawingi gemeinsam mit den Engländern für unsere Triangulation eine Basis bauten, mußten wir unsere Leute drei Tagemärsche weit nach Osten schicken, um das nötige Holz herbeizuholen. Die Engländer entsandten zu gleichem Zwecke ihre Leute in die Täler des Westgebirges, in denen reichlich Holz vorhanden ist. Hierbei kam es zu folgendem sehr unangenehmen Zwischenfall: Die Eingeborenen, die erst sehr wenig mit Europäern in Berührung gekommen waren, verstanden diese friedliche Mission falsch, überfielen die Leute, als sie gerade im Begriff waren, die Bäume zu fällen, unter denen sich wahrscheinlich auch heilige Bäume befanden, erstachen vier Träger und verwundeten acht weitere schwer.

Fast genau in derselben Gegend übrigens waren 13 Jahre früher von der Expedition Emin Paschas und Stuhlmanns drei Träger von den Eingeborenen getötet und mehrere verwundet worden.

Charakteristisch für die Steppen Mpororos sind die an den tiefgelegenen Stellen häufig vorkommenden Sümpfe, die teils mit hohem Schilfgras, teils mit Papyrus und ganz vereinzelt auch mit Phönixpalmen bestanden sind. Bei einigen dieser Sümpfe war es mir nicht möglich, Zu- oder Abflüsse festzustellen, die meisten jedoch stehen im Zusammenhange mit dem Kalenge-See und der Kagera.

Das häufige Passieren dieser Sümpfe gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Marsches, zumal das gelbbraune Wasser in den Morgen- und Abendstunden recht empfindlich kalt ist. Steht zur Mittagszeit die Sonne sengend im Zenith, so entwickelt sich in diesen Sümpfen, die durch hohes Schilfgras und Papyrusstauden gegen jeden frischen Luftzug verschlossen sind, eine dumpfe, schwüle, heiße Luft, die einem fast

den Atem benimmt. Bei jedem schwankenden und tastenden Schritt vorwärts, der häufig noch durch am Boden wuchernde Schlinggewächse behindert wird, steigen gurgelnd stinkende Sumpfblasen auf (Abb. 2). Der morastige Untergrund saugt sich am Fuße fest und erschwert ganz ungemein das Vorwärtskommen. An Reiten war natürlich gar nicht zu denken. Man mußte froh sein, wenn mit Unterstützung von einem Dutzend Trägern das Reittier glücklich durch diese Sümpfe gebracht war.

Abb. 9. Mhima (Mtussi)-Jüngling.

Ist man jedoch durch seinen Führer beizeiten über die zu durchquerenden Sümpfe unterrichtet, so kann man sich in kurzer Zeit durch vorausgeschickte Leute aus Papyrusstengeln einen bequemen Weg in Form einer Art Knüppeldamm bereiten lassen.

Man darf Mpororo nicht nur als ein gesundes, sondern auch als ein fruchtbares Land bezeichnen. In erster Linie gilt dies natürlich von den Gebirgen. Die Abbildung 3 zeigt uns einen Blick in ein Tal des östlichen Berglandes, das dicht bebaut und besiedelt ist.

Nicht nur in den Tälern, sondern auch auf den Bergen selbst finden wir Ansiedlungen, jedoch weniger zahlreich, da es den Leuten hier zu kalt ist. So sehen wir auf Abbildung 4, die von einem Berge Ostmpororos in einer Höhe von 1600 m aufgenommen ist, ein kleines Dorf. Noch eine Eigentümlichkeit des Berglandes wird uns veranschaulicht: Es ist 6½ Uhr morgens; klar und scharf heben sich die auf der Spitze der Berge stehenden trigonometrischen Signale ab. Es vergeht jedoch keine halbe Stunde mehr, so steigen die in den Tälern sich bildenden Nebel auf

Abb. 10. Brust-Tätowierung der Wahima.

und hüllen die Kuppen der Berge ein. Es war daher erforderlich, daß man schon bei Sonnenaufgang, oft bei unangenehmer Kälte, am Instrument stand, um rechtzeitig die Winkelmessungen beendet zu haben. Denn erst zur Abendstunde, kurz vor Sonnenuntergang, waren in der Regel die am Tage in Wolken gehüllten Berge wieder frei. Das Frühaufstehen wurde allerdings oft durch wunderbare Fernsichten belohnt. So sah ich wiederholt die Vulkankegel des Kiwusee-Gebietes, die fälschlicherweise von früheren Reisenden Mfumbiro genannt worden sind, und genoß auch mehrere Male den majestätischen Anblick der schneebedeckten Gipfel des Ruwenzori-Gebirges.

Jedoch nicht allein die bewohnten Bergländer haben fruchtbaren Boden, sondern auch das unbewohnte Steppenland, so daß seine Besiedlung durchaus möglich ist und man nicht wegen seines Unbewohntseins den falschen Schluß ziehen darf, es sei unfruchtbar. So legte sich der Unteroffizier des englischen Standlagers, das sich in der Steppe nördlich der Residenz der Priesterin Nyawingi befand, mehr zum Zeitvertreib als zur Nutznießung, Kartoffel-, Bohnen-, Erbsen- und Gemüsefelder an und hatte in wenigen Monaten eine reiche Ernte.

Tafel I.

Junge Wahima-Männer.

Eine ganz charakteristische Erscheinung in der Hügellandschaft Mpororos sind die im Gebiete des Sultans Kissilerobo gelegenen zahlreichen felsigen, infolge der Verwitterung in einen Wirrwarr loser Blöcke aufgelösten Quarzitkuppen (Abb. 5), die, mit Busch und Bäumen bewachsen, den Wasserböcken, Pferdeantilopen, Schwarzfersenantilopen und Riedböcken gute Schlupfwinkel bieten.

Nach dieser kurzen Schilderung des Landes wende ich mich nunmehr zu den Menschen. Mpororo wird bewohnt von dem eingewanderten Herren- und Hirtenvolk der Wahima oder Watussi (bei Stuhlmann Wahuma genannt) und den Wapororo, die weiter südlich in Ruanda Wahutu und in Karagwe Wanjambo heißen. Letztere gehören zum Stamme der Bantu. Es ist die von den Wahima unterworfene Urbevölkerung. Sie werden im zweiten Kapitel besprochen. Die von einigen Reisenden angewandte Bezeichnnug Wahinda für ein hier eingewandertes hamitisches Element habe ich nie gehört; sie dürfte wohl identisch sein mit dem Wort Wahima.

An Hand der in diesen beiden ersten Kapiteln enthaltenen Abbildungen wird es uns ein Leichtes sein, die außerordentlich typischen

Abb. 11. Rückentätowierung der Wahima.

Rasseunterschiede schon äußerlich zu erkennen. Die Wahima, die eine große Ähnlichkeit mit Somali, Abessiniern und Galla zeigen, sind von hohem, schlankem Wuchse, haben längliche, schmale Schädel, intelligente und edelgeschnittene Gesichter, ein großes, schönes, lebhaftes Auge, schmale, wohlgeformte Nasen und Lippen, zierliche Gelenke, lange, schlanke Finger und eine hellere, zum Teil sogar fast gelbbraune Hautfarbe. Diese wird besonders bei den Wahimafrauen, die wenig ins Freie kommen, deutlich. Fraglos sind sie der schönste Menschenschlag, den ich, einschließlich der Masai (siehe Kapitel 6), dort draußen gesehen habe.

Abb. 12 u. 13. Haartrachten der Wahima.

Man kann sie kurz als die Aristokraten Zentralafrikas, als den die eingeborene Rasse, die Bantuneger, psychisch und physisch hochüberragenden Hirtenadel bezeichnen. Beim Anblick dieser Wahima fühlt man sich unwillkürlich nach Ägypten versetzt, und bereits ehe man sie näher kennen gelernt hat, allein durch den rein äußerlichen Eindruck, den die 2 m hohen Gestalten in ihrer stolzen, vornehmen, ruhigen, selbstbewußten Haltung, ihrem offenen Wesen und ihrem gewandten Auftreten machen, hat man ganz unwillkürlich das Gefühl: Du stehst hier den Vertretern eines Herren- und Herrschervolkes gegenüber. Dieser überraschend günstige Eindruck berührt einen um so sympathischer, als man es sonst in Mpororo und Ruanda mit einer scheuen, nur widerwillig gehorchenden oder aber unverschämten und feindseligen Bevölkerung zu tun hat.

Besser als viele Worte erläutern nachfolgende Bilder die charakteristischen hamitischen Merkmale der Wahima (Watussi).

Das Titelbild zeigt uns das Profil des Sultans Kissilerobo, eines Bruders des Sultans Kissilewombo. Diese beiden Brüder, die früher zusammen in der Residenz des älteren Kissilewombo wohnten, konnten nicht in Eintracht leben, so daß eines Tages Kissilerobo mit seinem Anhang auswanderte und in der Ebene östlich davon ein neues, allerdings höchst kümmerliches Sultanat gründete; denn er verfügte zur Zeit meiner Anwesenheit über nicht mehr als 200 Seelen und etwa ebensoviel Rinder.

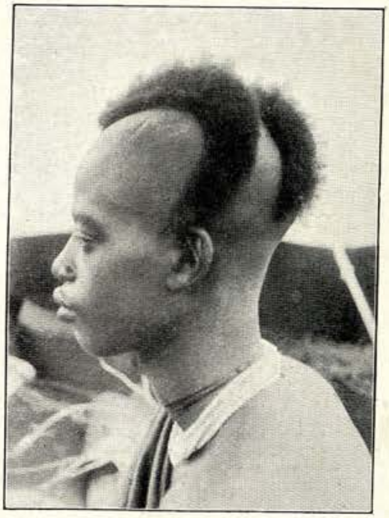


Abb. 14 u. 15. Haartrachten der Wahima.

Unter diesen Umständen wachte er naturgemäß mit großer Eifersucht darüber, daß ihm keine dieser wenigen Seelen untreu wurde und wieder zu Kissilewombo zurückging.

Hierfür lieferte er selbst mir einen Beweis:

Ich lagerte auf einem Berge an der Grenze der beiden Sultanate und genoß den ehrenvollen Besuch meines Freundes, des Sultans Kissilerobo, als Untertanen des Sultans Kissilewombo zu mir mit Verpflegung ins Lager kamen. Kissilerobo musterte scharfen Auges die mit Bananen und Süßkartoffeln beladenen Eingeborenen. Plötzlich sprang er auf und ergriff ein Weib am Arme, die sich aber kräftig zeternd ganz energisch sträubte, ihm zu folgen. Auf meine erstaunte Frage ergab sich folgender Tatbestand: Das Weib hatte mit ihrer heiratsfähigen Tochter früher bei Kissilerobo gewohnt. Es hatte ihr aber auf die Dauer dort nicht mehr

gefallen, vor allem wohnten ihr zu wenig Leute in dieser Gegend; die Aussicht, einen recht zahlungsfähigen Schwiegersohn zu bekommen, war sehr gering. Sie hatte es daher vorgezogen, reumütig in das erheblich dichter bevölkerte Gebiet des Sultans Kissilewombo zurückzukehren.

Beachtenswert an dieser Abbildung ist noch die eigenartige Tätowierung, die von der sonst üblichen, weiter unten ersichtlichen Ornamenttätowierung abweicht. Wir sehen auf der Brust zahlreiche, dicht nebeneinanderliegende kurze Striche, die mit einem kleinen, scharfen Messer eingeritzt sind.

Der um die Stirn gebundene Fellstreifen soll ein Heilmittel gegen Kopfschmerzen sein, an denen die Wahima oft leiden. Ebenso häufig stellen sich bei ihnen Brustschmerzen und heftiger Husten ein. Fast immer wurde mir, wenn ich mich nach den Todesursachen erkundigte, die Antwort: „Der Verstorbene hatte es in der Brust.“

Die Schnüre um den Hals tragen kleine Holzstückchen, welche als Heilmittel gegen allerhand Krankheiten dienen sollen. Das Haupthaar ist kurz rasiert.

Weitere charakteristische Wahimaköpfe zeigen uns Tafel I und die Abbildungen 6, 7.

An Tafel I noch zu beachten ist bei dem Mhima auf dem rechten Flügel die geschmackvolle Tätowierung des linken Armes neben der Strichtätowierung der Brust. Der zweite Mann vom rechten Flügel zeigt auf der Brust eine eigenartige knopfähnliche Tätowierung, die ich nur sehr selten beobachten konnte.

Besonders deutlich erkennen wir aus der Abbildung 8 die schmalen Langschädel der Wahima mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Sie beweisen wohl deutlicher als lange Auseinandersetzungen die hamitische Abkunft dieser Rasse. Dies um so mehr, wenn man sich im nächsten Kapitel die entsprechenden runden, plumpen Bantuschädel ansieht.

Bei Abbildung 8 weise ich nochmals auf die Brust- und Armtätowierung hin. Sie zeigt uns wieder Kissilewombo mit seinem Neffen.

Die schlanken, sehnigen Gestalten der Wahima erkennen wir an den Aufnahmen, wie sie Tafel II und Abbildung 9 zeigen.

So mancher mag seinen Schönheitssinn verletzt fühlen durch die zu hohen Schultern bei verschiedenen Wahima. Daher möchte ich betonen, daß dies nicht die natürliche Haltung ist, sondern leider gar zu häufig — auch bei den späteren Weiberaufnahmen — erst hervorgerufen wurde durch die Scheu vor dem photographischen Apparat. Diese war so groß, daß es zuweilen unmöglich war, eine Aufnahme zu machen.

So hatte ich mir mit vieler Mühe in der Nähe der Residenz der Priesterin Nyawingi eine interessante Gruppe von Wanjambo, bestehend

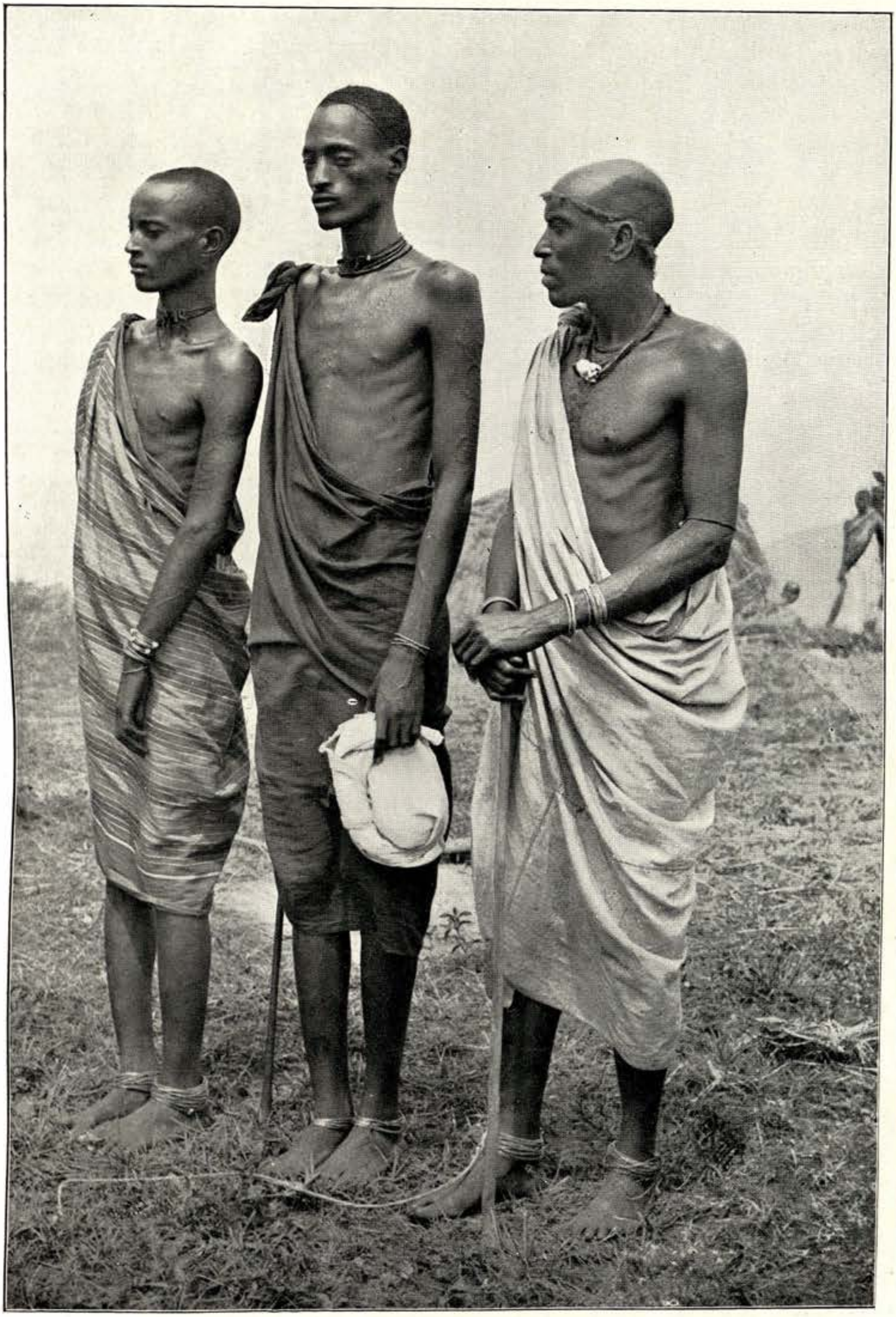


Abb. 16. Sultan Kissilerobo (Mitte) mit Neffen (links) und Onkel (rechts).

aus Männern, Weibern und Kindern, die zu uns ins Lager gekommen waren, um Lebensmittel zu verkaufen, zusammengestellt. In dem Augenblick jedoch, als ich unter dem schwarzen Tuch verschwand, um das Bild scharf einzustellen, liefen alle wie der Wind davon. Zum Teil von meinen Boys zurückgerufen und von mir nach dem Grunde ihrer Flucht befragt, antworteten sie, am ganzen Körper vor Angst zitternd: „Ja, das ist ein großes Gewehr und du willst uns erschießen.“ Ich versuchte nun in längerer Rede und an der Hand von Abbildungen aus der „Woche“ ihnen klarzumachen, was meine Absicht sei, daß die Kamera ein durchaus friedfertiges Instrument sei und sie keine Furcht haben sollten. Jedoch sie schüttelten mißtrauisch den Kopf und wollten sich durchaus nicht photographieren lassen. Da stellte ich mich denn vor die Kamera und befahl meinem Boy, abzudrücken. Als dies geschehen war, sagte ich zu den Leuten: „Jetzt könnt ihr mir doch glauben, daß dies kein Gewehr ist, sonst müßte ich doch tot sein.“ Aber auch jetzt noch schüttelten sie zweifelnd den Kopf und antworteten mir: „Ja, dir schadet dieses Gewehr nichts, du hast vorher ein Zaubermittel gegessen; wir aber haben dieses Mittel nicht und müßten sterben.“ Es war tatsächlich mit den Leuten nichts anzufangen, und ich gab an diesem Tage meine Versuche, sie zu photographieren, auf.

Besonders große Schwierigkeiten machte es, Wahimafrauen und -Mädchen zum Photographieren zu bewegen. Sind doch für den Durchmarschierenden die sorgfältig behüteten Wahimaweiber überhaupt nicht sichtbar. Hat man sich einmal ohne Geräusch und ungesehen einem Dorfe genähert, so kann man wohl für einen Augenblick die verhüllten Frauen vor dem Dorfe erblicken; in dem Moment aber, wo man selbst gesehen ist, sind sie in den Hütten verschwunden. Nur die Männer bleiben vor dem Dorfe sitzen, um den Fremdling grußlos, ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtend, vorüberziehen zu lassen. Ist man jedoch mit ihnen bekannt, oder hat man sein Eintreffen anmelden lassen, so daß sie über die Person und friedfertige Absicht unterrichtet sind, so kommen sie dem Europäer mit freundlichem, offenem Gesicht entgegen, um ihn mit Handschlag zu begrüßen und ihn zum Lagerplatz zu begleiten. Kaum steht das Zelt, so sind auch die üblichen Geschenke, Milch und Butter, Ziegen oder Schafe, häufig sogar ein Schlachtochse zur Stelle.

Nie jedoch wird, auch wenn man mit den Wahima längere Zeit bekannt und befreundet ist, ein Mhimaweib oder -Mädchen, wie dies doch bei allen anderen Stämmen Brauch ist, zum Verkauf oder Austausch von Lebensmitteln das Lager betreten. Daß es mir gelungen ist, eine ganze Reihe Aufnahmen von Wahimafrauen und -Mädchen zu machen, verdanke ich der Freundschaft und Dankbarkeit des Sultans Kissilerobo, zu der ich ganz ohne mein Verdienst auf folgende Weise gekommen bin:

Ich hatte mein Lager unmittelbar an der englischen Grenze im Gebiete des genannten Sultans, als er eines Morgens mit der Bitte zu mir

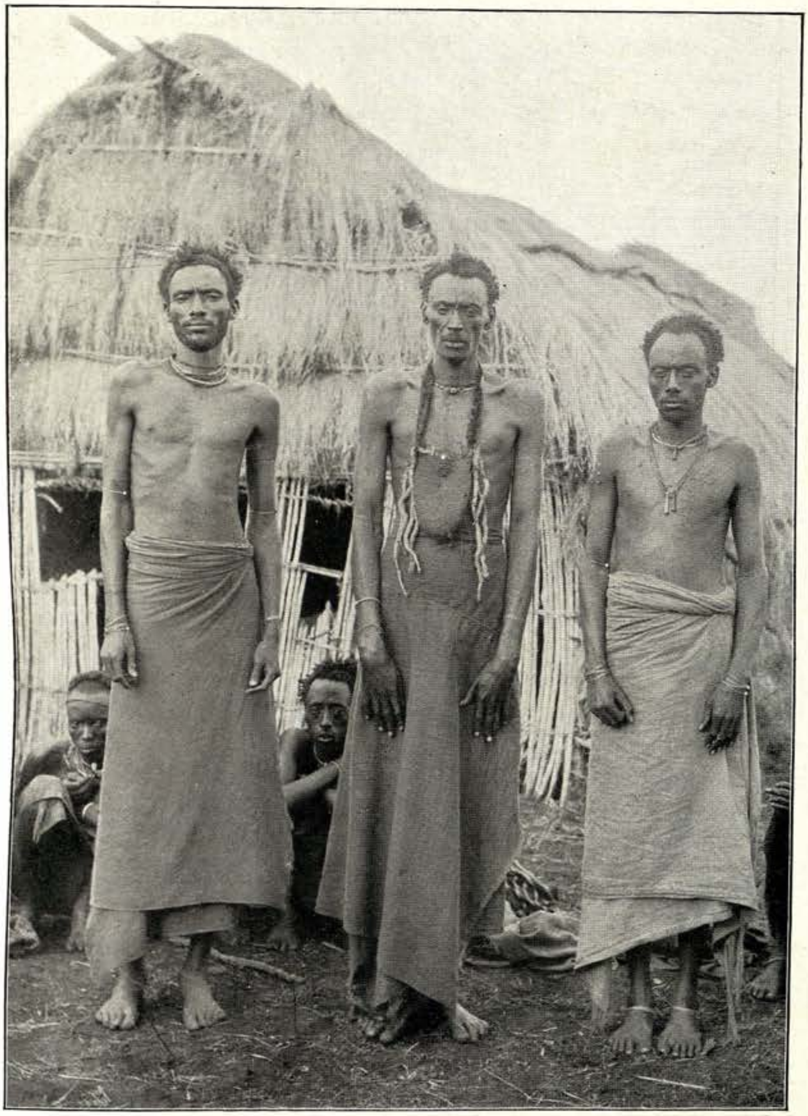


Abb. 17. Aeltere Wahima-Männer.

kam, ihn gegen die im englischen Gebiet wohnenden Ankoleleute zu unterstützen, die ihm 12 Rinder geraubt und 2 Leute erschlagen hätten. Ich mußte es mit Bedauern ablehnen, mich in diese Angelegenheit zu

mischen und verwies ihn an die zuständige Militärstation Bukoba. Traurig verließ er mit seinen bewaffneten Mannen mein Lager.

Zufälligerweise passierte am nächsten Tage der sehr liebenswürdige englische Kollektor Mr. Dashwood, der eine Inspektionsreise durch seinen Bezirk machte, mein Lager. Er nahm in meinem Zelt an dem höchst bescheiden gedeckten Tische Platz und bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm den Vorfall, worauf er sofort den Tatbestand untersuchte und dem Sultan Kissilerobo die geraubten Rinder zurückschickte. Hierdurch hatte ich mir die Freundschaft und Dankbarkeit des Sultans erworben, der mir in seinem Dorfe sämtliche Bewohner zwecks photographischer Aufnahmen zur Verfügung stellte.

Ihre aus nebenstehenden Abbildungen ersichtliche Schlankheit bewahren sich die Wahima auch im vorgeschrittenen Mannesalter. Die von Stuhlmann und Baumann als charakteristische Merkmale der hamitischen Rasse besonders hervorgehobenen großen Ohren habe ich nicht als Regel dort draußen beobachten können; ich fand, wie dies ja auch meine Aufnahmen beweisen, wohlgeformte, mittelgroße Ohren. Dagegen ist mir die leicht vorspringende Stellung der Kiefer aufgefallen; der Oberkiefer überragt ein wenig den Unterkiefer, und die großen Schneidezähne stehen etwas schräg nach vorn geneigt, was ganz auffallend erkennbar ist beim Lachen und nach meiner Ansicht mit ein Hauptcharakteristikum des echten Mhima bildet. Besonders auffällig ist dies beim König Msinga von Ruanda.

Ferner erwähnenswert ist die dunkle Färbung des Zahnfleisches. Ich lasse es dahingestellt, ob dies nicht auch mit ein Merkmal hamitischer Abstammung ist. Eine Beschneidung findet im Gegensatz zu den Masai nicht statt, wie dies ja die Abbildung 9 und Tafel II klar beweisen. Auch sonstige Verunstaltungen des Körpers — der Neger nennt es Verschönerung — wie Ausfeilen oder Ausschlagen der Vorderzähne, Erweiterung der Ohrlappen usw. üben die Wahima nicht, dagegen findet man bei ihnen, wie ja schon vorstehend kurz erwähnt, Tätowierung. Diese besteht aus recht geschmackvollen Ornamenten, so daß sie tatsächlich auch für europäischen Geschmack ein Schmuck und keine Verunstaltung ist. Arme, Rücken und Brust werden, wie uns die Abbildungen 10 und 11 zeigen, durch Einritzen mit dem Messer und Ätzen tätowiert. Das Ätzen bezweckt das kräftige Hervortreten der Tätowierung, wie wir es auf Abbildung 11 rechts besonders deutlich sehen. Der Erfolg dieser schmerzhaften Ätzerei ist tatsächlich oft der, daß die Tätowierung ½—1 cm heraustritt.

Im Gegensatz zu dem krausen, harten Wollhaar der Bantu haben die Wahima weiches, leichtgewelltes Haar.

Abb. 18. Haartracht und Haarschmuck der Männer.

Abb. 19. Männertrachten.

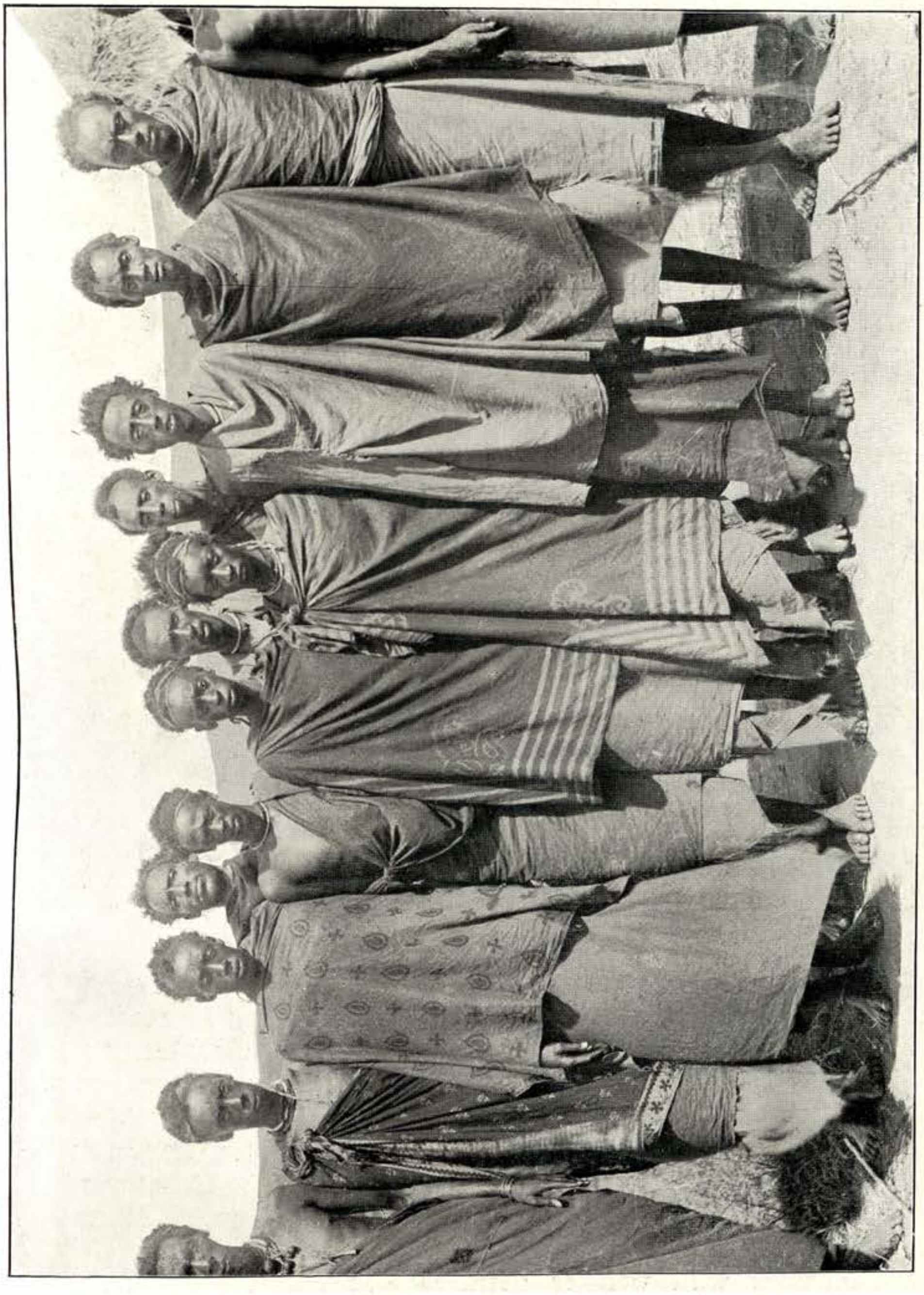


Abb. 20. Männertrachten.

Diese Haartrachten der Wahima sind recht verschieden. Wir sehen kurzrasiertes Haar (Abb. 8), natürlich halblang gewachsenes (Tafel II) und eine ganz eigenartige Frisur, bei der ein Teil der Haare spiralförmig ausrasiert, der stehengebliebene Teil aber senkrecht nach oben gezogen wird, wie es die Abbildungen 12—15 deutlich veranschaulichen.

Ja auch eine andere, freilich unbeabsichtigte Haartracht können wir bei den Wahima beobachten; es ist die Glatze. Als Vertreter dieser

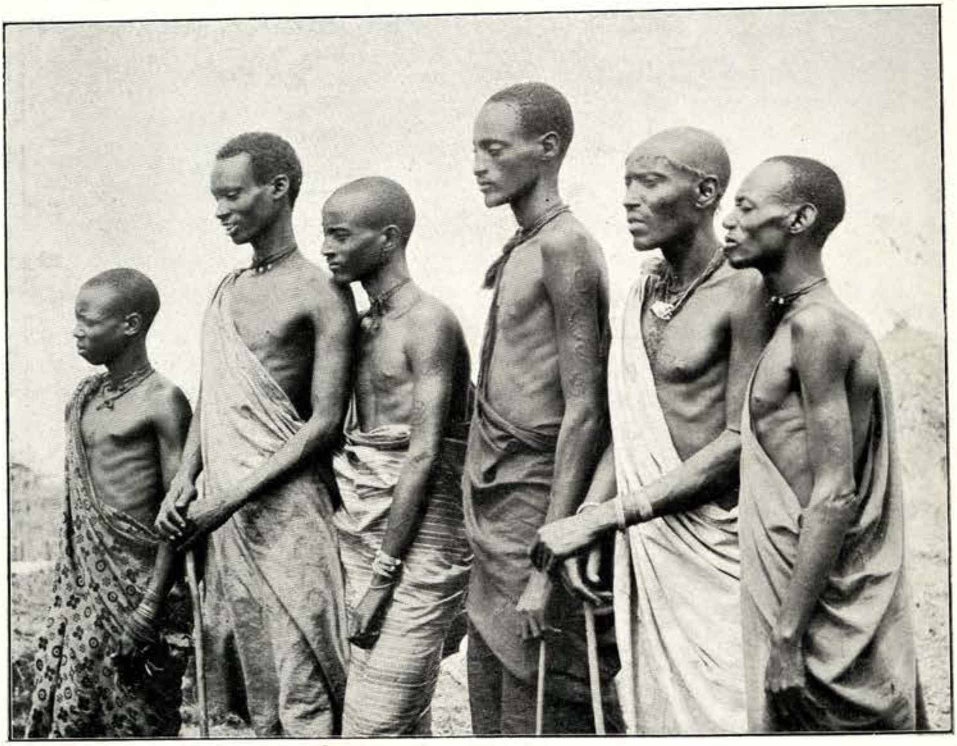


Abb. 21. Männertrachten.

Tracht führe ich den Onkel Kissilerobos, auf Abbildung 16 rechts von ihm stehend, vor. Vielleicht ist auch dies mit ein charakteristisches Merkmal der hamitischen Rasse, denn ich habe bei den Bantunegern nie Glatzen beobachtet; dagegen bei älteren Wandorobbo und Masai.

Staunenerregend ist es, mit welch höchst primitiven Rasiermessern die Wahima sich die Haare, die zu dem Zweck erst eingefettet werden, abrasieren. Bei einem Europäer würde sicher die ganze Haut mit abgeschabt.

Schmuck wird weniger getragen; die edelgebauten Wahimagestalten haben es auch absolut nicht nötig, sich zu schmücken. Be-

sondere Abbildungen sind nicht erforderlich, die vorhergegangenen Abbildungen erläutern es zur Genüge. Die Männer tragen häufig Stirnbinden aus Fell-, Zeug- oder Baststreifen. Doch sollen diese Binden gleichzeitig noch den nützlichen Zweck haben, Kopfschmerzen zu vertreiben.

Um Hals, Arme, Handgelenke und Knöchel tragen sie Ringe aus dünnem Kupferdraht, in die häufig noch einzelne Perlen eingeflochten sind, seltener auch Perlenketten (weiße Perlen werden bevorzugt). Vereinzelt sah ich auch, an dünner Schnur um den Hals getragen, 2—3 cm große kugel- und zylinderförmige, mit kleinen roten und weißen Perlen in hübschen, geschmackvollen Mustern von den Wahimaweibern bestickte Gegenstände (wieder ein Anklang an die Masai) — Abb. 16 rechts — und Halsbänder aus Röhrenknochen, die eine religiöse Bedeutung haben sollen.

Abb. 22. Lendentuch.

Ein eigenartiger Schmuck ist die auf Abbildung 17 an dem mittleren Mtussi auf der Brust sichtbare Tasche. Sie dient zur Aufbewahrung von Pfeife und Tabak, ist aus Bast sehr sorgfältig geflochten, hängt an einem Fellstück, sehr häufig Otternfell, um den Hals und ist zu beiden Seiten mit je vier aus Fischotterfellen gedrehten Schwänzen verziert. Diese Verzierung aus langen, bis fast auf den Boden herabhängenden Fischotterschnüren finden wir auch an dem nationalen Galakostüm der Wahima, das aus einem um die Hüfte geschlungenen, sorgfältig gegerbten Rinderfell besteht.

Ein anderer Wahimaschmuck sind kegel- und zylinderförmige, aus Pflanzenfasern geflochtene Ballen von 2—5 cm Länge, die in der Regel bestickt, nur bei Mangel an Perlen nicht bestickt werden, da diese kleinen Perlen recht selten und ein sehr begehrter Tauschartikel sind. Sie werden an gleichfalls aus Pflanzenfasern gedrehten Schnüren um den Hals getragen (Abb. 18).

Als Amulette werden, allerdings nur in geringer Anzahl, an Schnüren aufgereihte kleine Holz- und Knochenstücke, zuweilen auch auffallend kleine Hörner, vielleicht von der Schopfantilope stammend, um den Hals getragen.

Ich wende mich jetzt zu einer kurzen Schilderung der Wahima-Bekleidung.

Ursprünglich trugen die Wahima wie die eingeborene Bantubevölkerung Felle, die, auf der rechten Schulter geknotet, sehr weich gegerbt und mit Butter stark getränkt waren. Jetzt sind an ihre Stelle Stoffe getreten, die teils auf der rechten Schulter zusammengeknotet so getragen werden, daß beide Arme, teils so, daß nur ein Arm frei bleibt (Abb. 19, 20 und 21). Bevorzugt wird der blaue Stoff (Kaniki) oder auch weißer (Merikani). Diese Tücher werden stark mit Ockererde und Butter eingerieben, so daß von der ursprünglichen Färbung und Musterung wenig mehr zu erkennen ist. Wohlhabende Wahima tragen mit Vorliebe die teuren, buntdurchwirkten Tücher (Kitambi), die 2½—3 Rupie kosten, im Gegensatz zu den anderen Stoffen, die für 1 Rupie käuflich sind. Unter diesem Überwurf wird ein kleineres Tuch um die Lende geschürzt (Abb. 22), das bei wohlhabenden Wahima auch aus besseren Stoffen, z. B. Kikoi (siehe Abb. 23) besteht.

Die Watussi haben ihre Stoffe von Händlerkarawanen, die von Bukoba, Kissenji, Ischangi und Usumbura aus das Land bereisen, gegen Vieh eingetauscht.

Die Wahima gehen im allgemeinen unbewaffnet. Sie begnügen sich bei ihren Reisen mit einem langen Bergstock aus Holz oder wie im Vulkangebiet aus Bambus. Nur im Kriegsfalle legen sie Waffen an. Ihre Bewaffnung besteht aus einer Lanze, deren Schaft infolge des Holzmangels in Mpororo und Nordruanda recht dürftig ist und häufig nur aus dünnem, knotigem und schlechtgewachsenem Holz besteht. Das sehr sorgfältig ausgearbeitete, etwa 25 cm lange, schmale, in eine schlanke Spitze auslaufende Blatt ist scharf geschliffen und zeigt zwei Blutrinnen.

Jedoch haben wir es hier nicht mit einer einheitlichen Form zu tun, sondern wir finden häufig Variationen. So sehen wir auf Abbildung 24 ein gleichmäßig breites Blatt, das sich erst am Ende stumpfwinklig zuspitzt. Ferner führen die Wahima etwa 1,60 m lange Bogen und gefiederte Pfeile, deren eiserne Spitzen mit Widerhaken versehen und nie vergiftet sind. Außerdem haben die Wahima zweischneidige Messer, die sie in einer mit eingebrannten Mustern geschmackvoll verzierten Holzscheide an einem Leder- oder Otternfellgehänge tragen. Letzteres ist häufig noch mit langen Otternfellschnüren geschmückt. Als Trutzwaffen führen die Wahima geflochtene, 40—50 cm lange und 35 cm breite Schilde, die in der Mitte einen hölzernen Buckel zeigen. Bei vornehmen Wahima

ist er mit schmalen, langen Lederstreifen, an denen häufig noch Perlen und kleine Amulette befestigt sind, geschmückt.

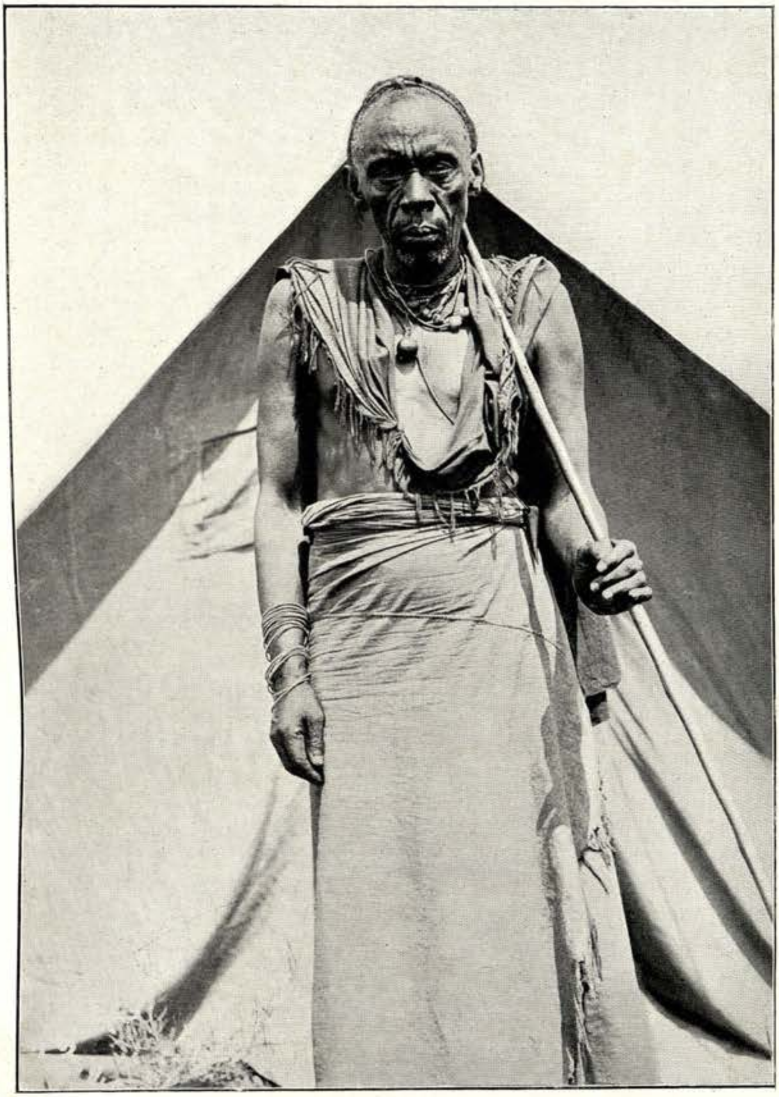


Abb. 23. Tracht eines vornehmen alten Mhima.

Neben dieser allgemein üblichen Schildform findet sich noch eine hiervon abweichende. Es ist ein hölzerner, etwa 1 m langer und 35 cm breiter Schild, der in der Mitte einen spitzkegeligen Buckel trägt und mit rotweißer Malerei recht geschmackvoll verziert ist (siehe Abb. 24). Der ganze Schild ist gleichmäßig gewölbt.

Die Wahima verstehen es, ihre Waffen recht sicher zu handhaben. Bei einem Wettschießen, das ich nach einer leeren Petroleumkanne in meinem Lager veranstaltete, zeigten sowohl Wahimamänner als auch -Jünglinge eine erstaunliche Kraft und Gewandtheit.

Auch ich hatte mich auf Bitten der Wahima an einem Bogenwettschießen beteiligt, aber mich natürlich dabei nicht mit Ruhm bedeckt. Ich wetzte diese Scharte jedoch dadurch wieder aus, daß ich nach meiner Mauserpistole griff, die Entfernung verdoppelte und sie jetzt zu einem Wettschießen einlud.

Staunenswert ist es, wie die wenigen Tausend Wahima sich das ganze Land unterwerfen konnten. Es ist nur so erklärlich, daß die Wahutu, stark zersplittert, in kleinen Dorfgemeinden leben, die nicht allein der einheitlichen Führung entbehrten, sondern sich selbst untereinander häufig bekämpften, während die Wahima, in einer kräftigen Hand vereint, mit dem Schneid des Eroberervolkes im geschlossenen Ansturm in das Land eindrangen. Erst einmal Herren dieses Gebietes, verstanden sie es, unterstützt durch die Eigenart des Landes, bis in die neueste Zeit hinein jeglichen fremden Einfluß von sich fernzuhalten, so daß Ruanda das sagenumwobene, unbezwingbare Land wurde. Als Schweinfurth an Stanley die Frage richtete, warum er nicht die günstige Gelegenheit benutzt habe und durch Ruanda marschiert sei, antwortete er: „Ich hatte Angst."

Die Wahima Ruandas haben die Zügel der Regierung fest in Händen, und mit Ausnahme einiger Norddistrikte gehorchen ihnen die Wahutu auf Wort und Wink. Es treten aber auch recht harte Strafen bei Unbotmäßigkeiten ein, wenn nicht pünktlich die Abgaben, wie Honigsteuer usw., gezahlt werden. Ein Abbrennen des betreffenden Dorfes ist häufig die Folge, so daß die Bezeichnung „Raubadel" neben „Hirtenadel" nicht falsch sein dürfte.

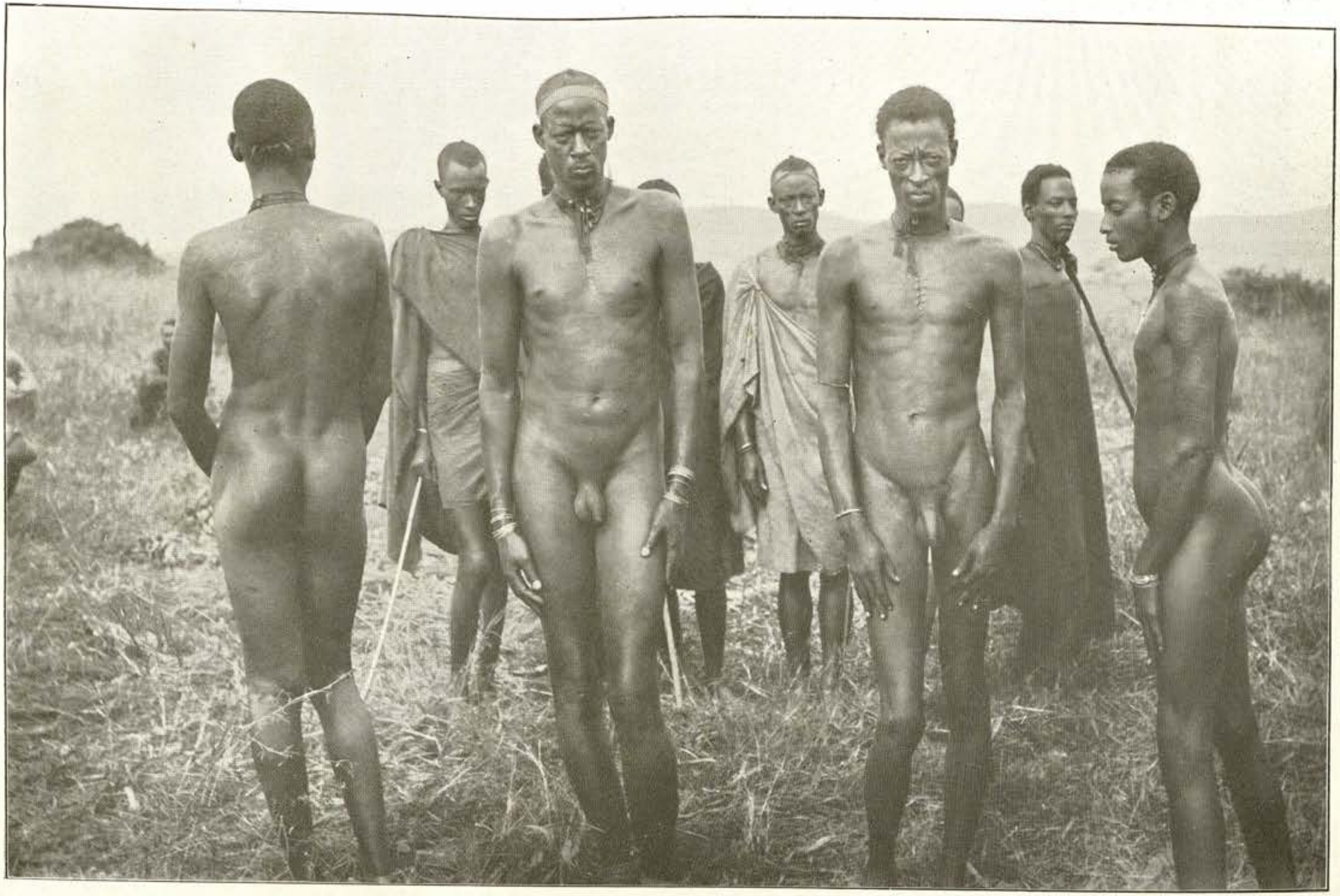
Wir hatten Gelegenheit ein Beispiel dieser straffen Zügelführung zu erleben.

Eine Postkarawane von uns, die auf dem Wege zum Kiwu-See durch Nordruanda marschierte, wurde überfallen und mehrerer Ballen Stoffe, die wir als Tauschartikel gebrauchten, beraubt. Der König Msinga erhielt hiervon umgehend Mitteilung, und wenige Tage später sah man unmittelbar vor der Residenz den Schuldigen gepfählt.

Erstaunt war ich über den Mangel an kriegerischen Tugenden bei den Wahima Mpororos, die eigentlich gar keine Gewalt über ihre Eingeborenen haben. Die in der Nähe wohnenden zahlen ihnen vielleicht Abgaben, meist aber ist es wohl mehr ein Kauf und Austausch von Lebensmitteln.

Der einzige Herrscher, der hier in Mpororo noch Macht über seine Eingeborenen hat, ist der Sultan Kissilewombo. Bei Lieferung von Lebens-

Tafel II.



Wahima-Männer.

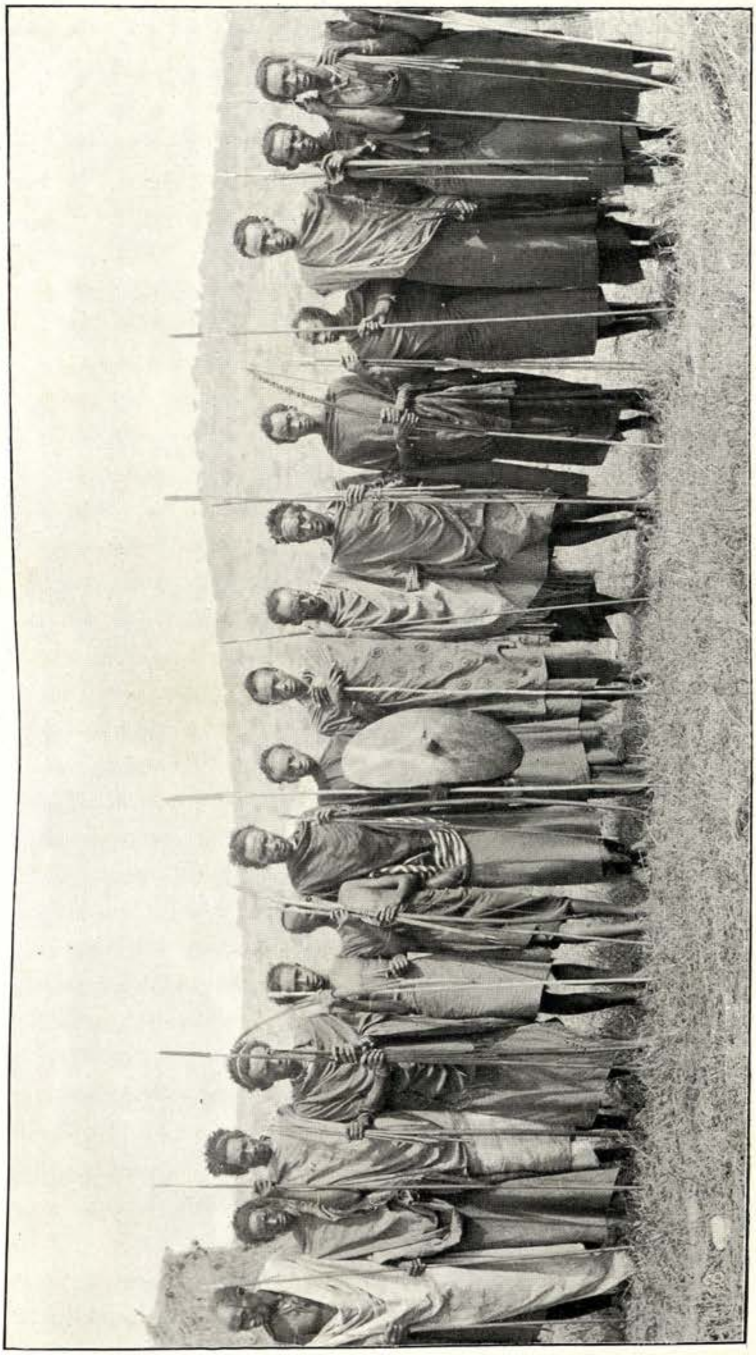


Abb. 24. Bewaffnete Wahima.

mitteln und Gestellung von Hilfsträgern führten die Leute seine Befehle pünktlich aus.

Sehr wenig Autorität besaßen dagegen Katreia, Nyawingi und Mumusa. So war Nyawingi anfangs über das Eintreffen der Grenz-

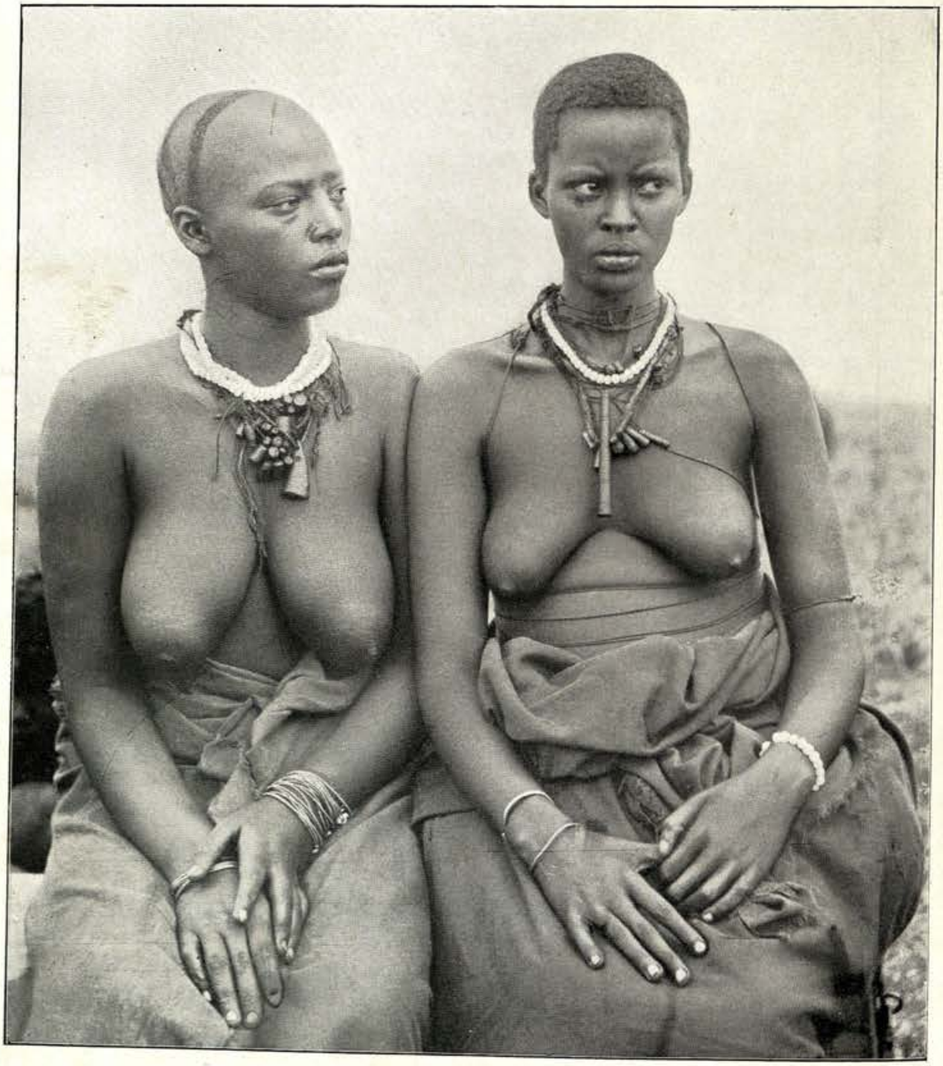


Abb. 25. Haartrachten der Frauen.

expedition in ihrem Gebiet sehr erfreut, erhoffte sie doch, wie sie mehr als einmal ausgesprochen hat, daß wir sie gegen ihre unbotmäßigen Untertanen unterstützen würden. Als sie aber sah, daß wir auf ihre Wünsche

nicht eingehen konnten, ließ sie uns durch ihren „Minister“ nach etwa 14 tägiger Anwesenheit sagen, wir hätten nun lange genug in ihrem Lande gesessen, helfen wollten wir ihr doch nicht, wir sollten nur wieder wo anders hingehen.

Ebenso ließen Mumusa und Katreia keine Gelegenheit vorüber, um immer wieder ihre Klage über die Wapororo vorzubringen, die ihnen wenig oder garnicht gehorchten und einfach in das westliche Bergland entliefen, wenn gegen sie einmal energische Maßnahmen ergriffen wurden. Ja, der Sultan Katreia war sogar wiederholt von den in völliger Ungebundenheit lebenden Bergvölkern überfallen worden und hatte hierbei eine Anzahl Rinder eingebüßt.

Im Gegensatz zu der mehrfach geäußerten Ansicht, daß die Wahima jagen, stelle ich auf Grund meiner Erfahrungen fest, daß sie keine Jäger sind. Ja, sie kennen nicht einmal das ganz in ihrer Nähe lebende jagdbare Wild. Hierfür folgendes Beispiel:

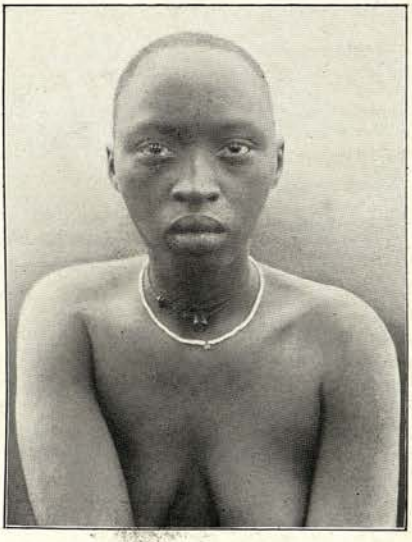


Abb. 26. Haartracht.

Ich traf, von Karagwe kommend, eines Nachmittags bei dem Sultan Katreia in Südmpororo ein. In meiner Karawane befanden sich Schädel, Haut und Hörner eines 2 Tage vorher von mir geschossenen Nashorns. Als ich mich dem Gehöft des Sultans näherte und die ersten mir entgegenkommenden Wahima diese Nashorntrophäen sahen, eilten sie in ihr Dorf und berichteten ihren Landsleuten von ihrer wunderbaren Entdeckung. Der Erfolg war, daß ich den ganzen Nachmittag bis zum Einbruch der Dunkelheit sehr lebhaften Besuch in meinem Lager hatte. Alle baten mich sehr interessiert um die Erlaubnis, sich diese wunderbare Jagdbeute einmal ansehen und anfassen zu dürfen.

Ich wende mich jetzt zu den Wahima-Frauen.

Wir finden bei ihnen nicht minder schöne Körperformen als bei den Männern, und ich glaube, daß die nachstehenden Abbildungen so manchen Zweifler bekehren werden, denn schönere Körper dürfte man auch in Europa nicht oft finden.

Auch hier beginne ich mit den Aufnahmen, die uns die schmalen Langschädel der hamitischen Rasse zeigen. Die Beurteilung überlasse

Abb. 27. Haartrachten.

ich dem Beschauer, knüpfe hieran aber gleich eine kurze Beschreibung der Haartracht.

Wir sehen wie beim männlichen Geschlecht Variationen, doch haben diese hier bestimmte Bedeutungen, die ich bei der männlichen Haartracht nicht feststellen konnte. Am Hochzeitstage rasieren sich die Weiber die Köpfe ganz kahl und vergraben die abgeschnittenen Haare in der Hütte. Nach dieser Zeremonie lassen sie sich das Haar halblang wachsen oder rasieren sich die Haare spiralförmig aus (Abb. 25 und 26). Seltener lassen sie es sich lang wachsen und flechten dünne Strähnen daraus (Abb. 27). Auch kommt es vor, allerdings nur bei alten Frauen, daß sie sich die Haare besenartig senkrecht in die Höhe wachsen lassen; ein wenig schöner Anblick.

Wir sehen also, daß bei den Wahimadamen ganz bestimmte Haartrachten vorgeschrieben sind.

Ganz eigenartig und interessant ist die Haartracht der jungen Mädchen. Fast alle, mit ganz wenigen Ausnahmen, drehen sich mit Hilfe von Butter das Haar in lange dicke Strähnen, die ihnen häufig, wie Abb. 28 zeigt, über Augen und Ohren fallen. In diese flechten sie zum Schmuck Kaurimuscheln und Perlen, was den jungen Damen gar nicht übel steht. Eine ganz bestimmte Bedeutung aber hat die auf Tafel III bei den

Abb. 28. Haartrachten.

3 Mädchen sichtbar ausrasierte etwa handbreite Stelle, die quer über den Kopf von Ohr zu Ohr reicht. Es ist das Zeichen dafür, daß sie verlobt sind.

Die jungen Mädchen sind den Einführungen der Kultur absolut nicht abgeneigt. Dafür hatte ich folgenden Beweis: Ich traf nach einem Zeitraume von 4 Monaten wieder in dem Dorfe des Sultans Kissilerobo ein und sah hier, daß einige junge Damen anstelle der Kaurimuscheln die von mir auf dem Lagerplatz zurückgelassenen Sodapatronen eingeflochten hatten. Sie fanden sie entschieden hübscher und geschmackvoller als die Kaurimuscheln.

Die Normalfigur eines Mhimamädchens zeigt uns Abb. 29. Es ist ein etwa 12 jähriger Backfisch, nach Aussage des Sultans und Vaters noch Jungfrau, ebenso wie die anderen jungen Mädchen, die wir auf Abb. 30 bis 37 dargestellt sehen.

Wie die Männer, so tragen auch die Frauen nur sehr wenig Schmuck; bei den Verheirateten käme er infolge der eigenartigen Tracht (siehe Abb. 38) auch gar nicht zur Geltung. Sie tragen wenige Perlenketten um den Hals und die Handgelenke — bevorzugt werden große weiße und kleine rote Perlen — dünne geflochtene Kupferringe, zuweilen auch dickere eiserne Armringe, ferner das Hochzeitsgeschenk des Mannes, bestehend aus zahlreichen (ich habe bis 250 gezählt) dünnen geflochtenen eisernen Drahtringen um die Knöchel (Abb. 34 und 35 links), die bis zur Wade hinaufreichen. Bei vornehmen Wahimafrauen bestehen sie aus Kupferdraht. Amulette werden in derselben Art wie bei den Männern, nur in größerer Anzahl um den Hals getragen.

Die Tracht der Weiber besteht aus einem Unterkleid in Gestalt eines großen, weich gegerbten und mit Butter und Ocker eingeriebenen Rinderfelles (Abb. 39) und einem großen Fellüberwurf, der aber jetzt schon fast durchweg durch Tücher ersetzt ist (Abb. 40). Diesen Ueberwurf schlagen die Weiber so über den Kopf, daß, wie auf Abb. 38 ersichtlich, nur ein kleiner Teil des Gesichtes, eigentlich nur die Augen, frei bleiben.

Die Felle, die durch sorgfältige Bearbeitung weich und schmiegsam gemacht sind, werden mit der behaarten Seite nach innen getragen und zeigen, besonders bei den vornehmen Wahimafrauen, als Schmuck eine sehr sauber ausgeführte, schachbrettförmig angeordnete Näharbeit, die darin besteht, daß etwa 7 cm lange rhombenförmige Fellstücke herausgeschnitten und an ihre Stelle andersfarbige Fellstücke eingenäht werden. Auf meine Frage, wer das Fell in dieser Weise hergerichtet habe, antworteten mir die Wahimafrauen, sie hätten es selbst getan. Dies ist aber nur zum Teil richtig, denn alle grobe Arbeit wird durch die Wapororo bewerkstelligt und die Wahimafrauen führen nur zum Schluß die Näharbeit aus.

Abb. 31. Gestalt und Körperbau.

Fußgelenke. Die Amulette werden auch hier in der üblichen Weise getragen, nur sieht man merkwürdigerweise besonders bei kleinen Kindern zahlreiche und große Holzamulette. Die Haartracht der Kinder, ihre Bekleidung und ihren Schmuck stellen uns die Abbildungen 43, 44, 45 und 46 dar.

Die Wahima sind ein Hirtenvolk, und nur das, dafür zeigen sie aber auch eine Begeisterung und Hingabe für ihre schönen langgehörnten Rinderherden, wie man sie nur noch bei den Masai findet.

Ihre Hauptnahrung besteht in Milch, seltener Fleisch. Die wenigen zum Leben erforderlichen Vegetabilien liefern ihnen die untergebenen Wapororo bezw. Wahutu, oder sie werden bei ihnen gegen Milch und Butter eingetauscht. Die Wahima hängen sehr an ihrem Vieh, sodaß sie es nur selten über das Herz bringen, eines der Tiere zu schlachten, dagegen wird krankes und gefallenes Vieh gegessen.

Das Wahimarind (Abb. 47, 48, 49) gehört zur Sangagruppe, einer Rinderrasse, die man sonst nur in Abessinien und in den Galländern heimisch findet. Diese Rinder sind für die Wahima charakteristisch und ein weiterer Beweis für ihre Einwanderung aus den Nilländern, bei welcher Gelegenheit sie eben dieses Rind hier eingeführt haben.

Sofort beim ersten Blick fällt einem der Unterschied zwischen dem kleineren, sonst in Ostafrika vorkommenden Buckelrind mit seinen kurzen Hörnern und dem schönen, großen, fast buckellosen, langgehörnten Wahimarind auf. Einen Buckel finden wir nur, wie es auch unsere Abbildungen zeigen, bei den Bullen, nie bei den Kühen.

Leider ist auch hier, ebenso wie bei dem Zeburind, das Euter schwach entwickelt, sodaß die Wahimakühe auch nur wenig mehr Milch geben wie die Zebukühe. Die besten Milchkühe, die ich dort draußen gesehen habe, gaben täglich 3—4 Liter, dies aber auch nur für wenige Wochen, solange das Kalb noch jung war.

Es ist eine Eigentümlichkeit sämtlicher afrikanischer Milchkühe, ganz gleich ob Sangarind oder Zeburind, daß sie nur so lange Milch geben, als das Kalb der Milch bedarf, und sich nur melken lassen, wenn dieses daneben steht. Bei den häufig recht anstrengenden Märschen, die ich mit meinen beiden Milchkühen auszuführen hatte, mußten die Viehhirten ganz besonders Acht auf die Kälber geben, denn der Tod eines Kalbes hatte gleichzeitig den Verlust der Milch zur Folge, und nichts ist von den Wahima unter größeren Schwierigkeiten zu erwerben als eine Milchkuh.

Wie sich meine oft und dringlich zur größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit ermahnten Viehhirten zu helfen wußten, als ihnen ein Kalb eingegangen war, dafür hatte ich folgenden Beweis:

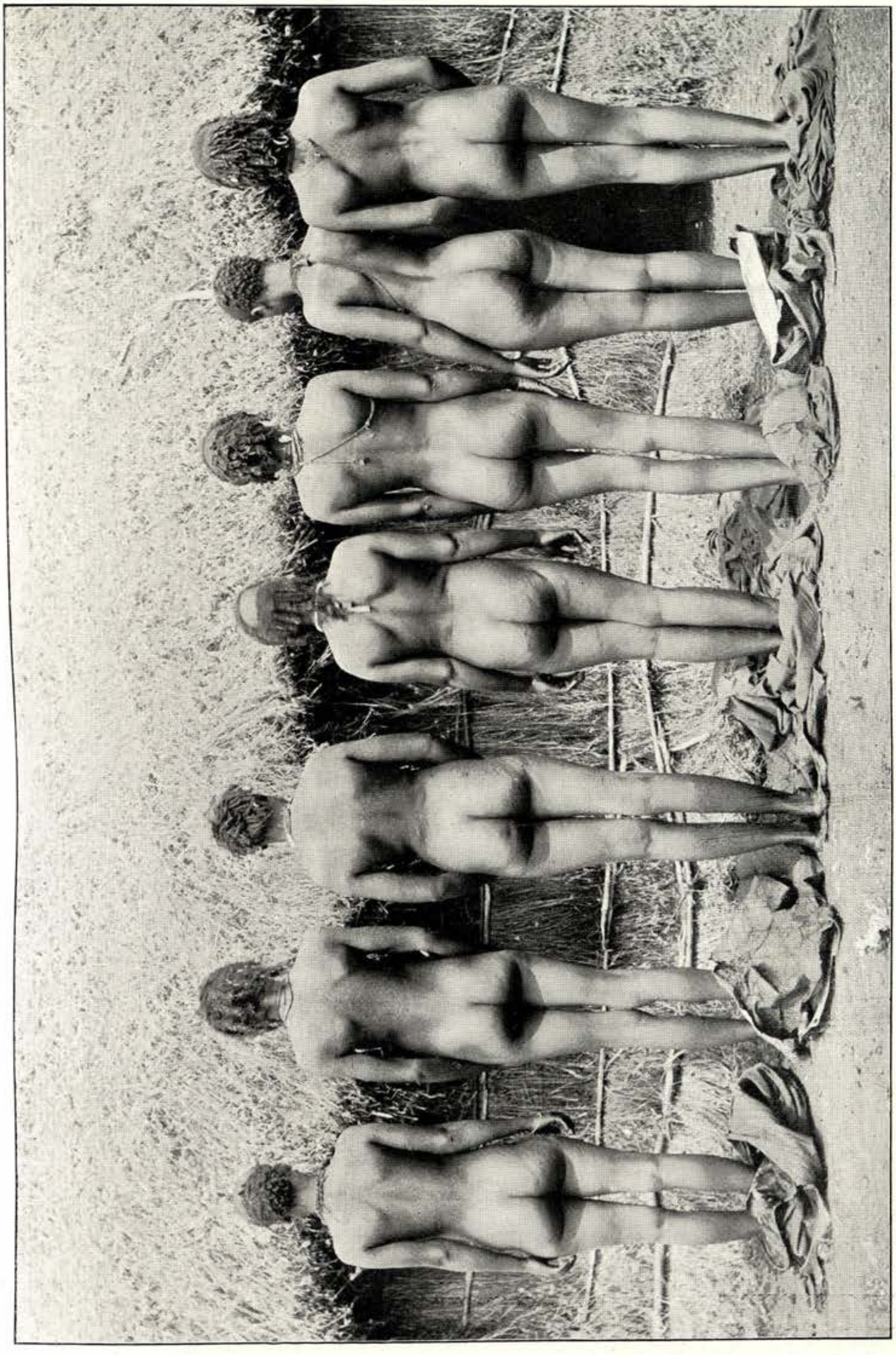


Abb. 32 Gestalt und Körperbau.

An einem Spätnachmittag, nach angestrengtem Marsche, ging ich zur Kontrolle durch mein Lager und kam gerade dazu, wie meine Rinderhirten die Kühe melkten. Was sah ich da — ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen! Vor der einen Kuh stand, von einem Manne gehalten und von der Kuh mit rauher Zunge liebevoll beleckt, das mit Gras ausgestopfte Kalbfell. Es gehörte wirklich eine sehr lebhafte Phantasie dazu, diese Atrappe für ein Kalb zu halten. Bereits am Tage vorher war es eingegangen, die Leute hatten aber noch nicht gewagt, mir diesen Vorfall zu melden, sondern schnell das Fell abgezogen und im durchaus berechtigten Vertrauen auf die Dummheit des Rindviehs sich schnell ein neues Kalb konstruiert. Mehrere Wochen lang erfüllte diese Atrappe wirklich ihren Zweck.

Ihr charakteristisches Aussehen erhalten die Wahimarinder durch die gewaltigen Hörner, mit denen der verhältnismäßig kleine Kopf geschmückt ist. Wie uns die Abbildungen zeigen, gibt es hier auch verschiedene Formen. Die am häufigsten vorkommende ist auf Abb. 49 sichtbar. Die Hörner verlaufen zunächst seitwärts nach oben, während die Spitzen nach rückwärts und häufig auch etwas nach innen gewendet sind.

Nicht nur der Verlauf der Hörner, sondern mehr noch ihre ungeheure Dicke an der Basis bedingt das charakteristische Aussehen dieser Rinderrasse. Auch bei dem ungarischen Steppenrind findet man ja oft Hörner von nahezu 1 m Länge, stets bleiben diese jedoch verhältnismäßig dünn und schlank. Beim Wahimarind hingegen beträgt der Umfang an der Hornbasis durchschnittlich 40—50 cm. Diese charakteristische Beschaffenheit des Hornes findet man nur bei den in Abessinien und in den Galländern verbreiteten Sangarindern wieder, mit denen das Wahimarind identisch ist. Es dürfte wohl kein Zweifel darüber sein, daß die Heimat dieses Rindes ebenso wie die ihrer Besitzer, der Wahima, in Nordafrika, vielleicht gar in Asien zu suchen ist.

Die größte Sorgfalt verwenden die Wahima auf die Pflege ihrer schönen Rinderherden, verdanken sie doch ihnen ihren ganzen Lebensunterhalt, und die Zahl der Rinder bedingt die soziale Stellung der Wahima. Leider sind auch hier, wie in den Gebieten östlich des Viktoria-Sees, Tausende von Rindern an einer Viehseuche eingegangen. Während früher sich der Rinderreichtum eines Wahimadorfes auf Tausende belief, habe ich jetzt nicht mehr als im Durchschnitt 200—400 bei jedem mittelgroßen Dorfe feststellen können. Ob diese Viehsterbe auch hier durch die Rinderpest oder durch eine andere Seuche hervorgerufen wurde, weiß ich nicht, vermute aber, daß es die Rinderpest war, denn einmal stimmt der Zeitpunkt überein (etwa 1892), ferner sind auch, wie in der Masai-Steppe, in Mpororo und dem benachbarten Ankole, zur selben Zeit fast sämtliche Büffel dieser Seuche zum Opfer gefallen.

Tafel III.

Junge Mädchen im Alter von 13—14 Jahren.

abschnittsweise Verteidigung und somit, wenn die angreifende Partei nicht so zahlreich ist, daß das ganze Dorf umzingelt werden kann, ein gedeckter Rückzug möglich ist.

Abb. 35. Gestalt und Körperbau.

Die Befestigung besteht aus 2—3 m hohen, ½—1 m breiten Astverhauen aus armdicken Ästen, die wiederum an zahlreichen Bäumen, fast immer Ficusarten, Stützpunkte finden. Vereinzelt sah ich auch die

Gehöfte umgeben mit Euphorbienhecken. Die wenigen Zugänge werden zur Nachtzeit noch durch besonders starke Astverhaue geschlossen und bewacht.

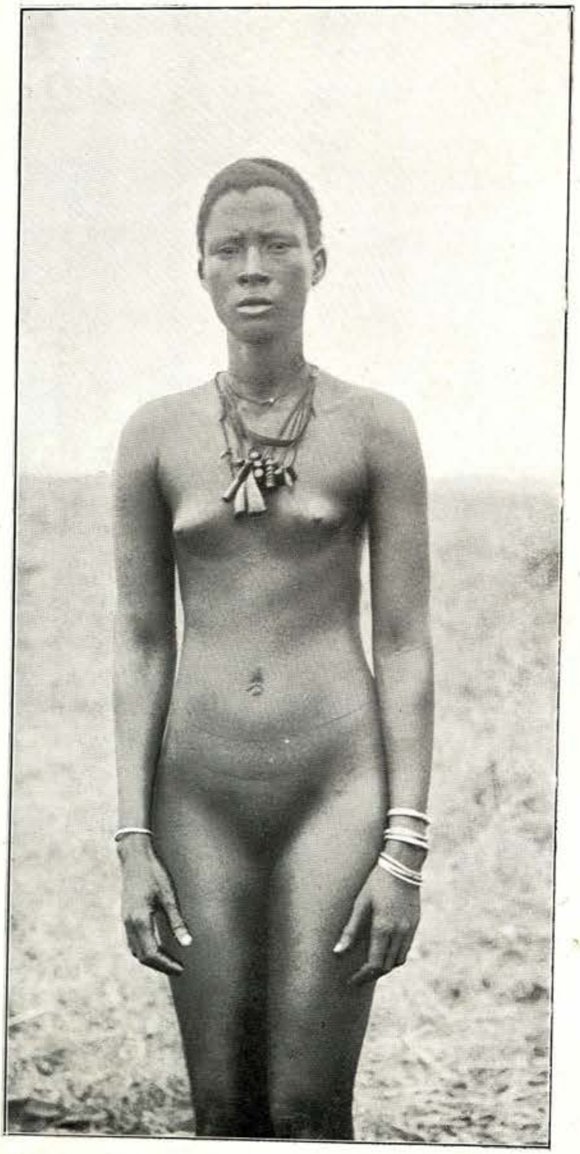


Abb. 36. Gestalt und Körperbau.

Erfolgt ein Überfall (nur zur Nachtzeit, mit Vorliebe zwei Stunden vor Tagesanbruch), so läßt die Wache ein weithin schallendes Alarmgeschrei ertönen, das von Hof zu Hof weitergegeben wird. Auf dieses Alarmgeschrei kommen aber nicht etwa die Wahima der benachbarten Gehöfte den bedrohten Landsleuten zu Hilfe, wie man vermuten sollte, sondern überlassen sie ruhig ihrem Schicksal und fliehen mit Rindern, Weibern und Kindern (und zwar in dieser Reihenfolge) eiligst in ihre Schlupfwinkel.

Daß selbst so außerordentlich stark befestigte Dörfer keinen Schutz gegen die Überfälle der räuberischen Bergvölker gewähren, erlebte ich im Februar 1904.

Zwecks Wiederaufbau eines weit südlich am Kakitumbebach gelegenen trigonometrischen Signals hatte ich mein Lager an diesem Bache in Südmpororo aufgeschlagen, als ich die auf Abbildung 24 sichtbaren Wahima in freier Steppe, etwa 50 an der Zahl, auf mich zukommen sah. Kaum hatten sie mich erblickt, als sie alle hinter einem Gebüsch verschwanden. Ich war anfangs über dieses Benehmen der Leute erstaunt und wußte nicht, ob sie in friedlicher Absicht kamen oder nicht. Bald jedoch tauchten sie hinter den Büschen wieder

auf, jetzt völlig unbewaffnet und zum weiteren Beweis ihrer friedlichen Absicht mit Zweigen in der Hand. Sie erzählten mir, in der vorigen Nacht habe ein Überfall von der gesamten Kriegsmacht des Sultans Ratangaboa stattgefunden, zwei Dörfer seien gänzlich niedergebrannt, eine Anzahl Männer niedergeschlagen, 2000 Rinder und ebenso viel Ziegen und Schafe sowie ihre Weiber und Kinder ihnen entführt.

Ich setzte natürlich große Zweifel in die Richtigkeit ihrer Meldung, denn die Eingeborenen erzählen gern Geschichten und versuchen stets, die Anwesenheit des Europäers für sich auszubeuten. Als sie jedoch mehrere von Speeren und Pfeilen herrührende frische Wunden aufwiesen, beschloß ich, nach dem nur wenige Stunden entfernten Tatorte zu marschieren. Hier sah ich denn die Leichen neben den völlig niedergebrannten Dörfern. Leider hatte ich weder das Recht noch die Macht, ihnen zu helfen, denn zu einem erfolgreichen Zuge gegen die Räuber wäre vielleicht eine ganze Kompagnie ausreichend gewesen, nie aber meine vier Askari. Ich schickte sie daher mit ihrer Klage nach der Militärstation Bukoba.

Abb. 37. Mhima-Mischblut.

Auch in Mittelmpororo hatten die Leute aus dem westlichen selbständigen Berglande Rukiga den Versuch gemacht, in der Nacht aus einem Dorfe des Sultans Kissilewombo Vieh zu stehlen, nicht jedoch in räuberischem Überfall, sondern es hatten sich wie Diebesgesindel einige an das Dorf geschlichen, eine Öffnung in die Dornenhecke gelegt und waren von der Wache in dem Augenblick abgefaßt worden, als sie

eine Ferse am Strick herausziehen wollten. Sie wurden ergriffen und am nächsten Morgen zu mir gebracht. Hier bestritten sie natürlich lebhaft, daß sie Rinder hätten stehlen wollen; sie seien nur hergekommen, um sich die Rinderherde einmal anzusehen.

Wie die Anlage der Gehöfte Unterschiede zeigt, so sehen wir es auch beim Hüttenbau. Die kegelförmigen Hütten (siehe Abb. 51) in Ost- und Mittelmpororo sind ganz roh in wenigen Stunden aus Ästen und Schilf zusammengeflochten und unregelmäßig und notdürftig mit Gras beworfen. Regnet es durch, so wird ein Rinderfell auf die undichte Stelle gelegt. Das Innere der Hütte zeigt ebenso wie die Hütte selbst eine höchst dürftige Einrichtung. Bettgestelle in der bekannten, sehr einfachen Form, bestehend aus vier eingegrabenen Pfählen, verbunden mit Querstangen, besitzen nur die vornehmen Wahima. Die anderen begnügen sich mit ganz grob geflochtenen Matten oder Fellen als Unterlage und zum Zudecken gleichfalls mit Fellen.

Der äußerst primitive Hüttenbau der Wahima Mittel- und Ostmpororos ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie häufig mit Rücksicht auf die Weideplätze ihre Dörfer verlegen und dann natürlich auf den Aufbau keine große Zeit und Mühe verwenden. So haben Emin Pascha und Stuhlmann im Jahre 1891 das Dorf der Nyawingi an einer ganz anderen Stelle gesehen als wir im Jahre 1903. Wahrscheinlich wohnte damals Nyawingi im englischen Gebiet, während sie zu unserer Zeit ihre Residenz in demselben Gebiet, ¾ Stunden südlich der Grenze, aufgeschlagen hatte.

Die Wahima West- und Südmpororos hingegen sind infolge der starken Befestigungsanlage ihrer Dörfer nicht imstande, diese häufig zu verlegen und treiben lieber ihr Vieh stundenweit zu den guten Weideplätzen. Stets sind sie aber bis 5½ Uhr abends wieder im Dorfe. Wir sehen daher hier auch häufig auf den Bau der Hütten und auf deren Ausstattung größere Sorgfalt verwendet; allerdings weisen diese bei weitem nicht die Größe und saubere Einrichtung auf wie die Hütten der vornehmen Watussi Ruandas (Abb. 52).

Die kegelförmig gebaute Hütte hat einen vorspringenden Eingang und ist größer und besser eingedeckt. Wiederholt sah ich auch an Stelle der kegelförmigen Hütten längliche mit seitlichem Eingang, ähnlich der Bauart der Masaihütte, aber nur mit Grasbekleidung, nicht wie bei den Masai mit Lehm oder Kuhmist.

Erheblich größer, sehr sauber ausgeführt, mit geflochtenen Matten und zahlreichen an den Wänden hängenden Milchgefäßen ausgestattet war die Hütte der Königin Mumusa.

Ganz unbegreiflich war es mir, daß dieser edle Volksstamm, der in sittlicher Beziehung sowohl wie in seiner äußeren Erscheinung den Bantu-

Abb. 38. Kleidertrachten der Frauen.

neger weit überragt, sich in diesen erbärmlichen Dörfern, die vor Schmutz starren und in denen es von Ungeziefer wimmelt, wohlfühlen kann. Wie es im Innern eines Dorfes, in dem von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens das Vieh steht, aussieht, kann man sich ungefähr denken. Der Mist wird nicht etwa aus dem Dorfe entfernt, sondern nur ab und zu zusammengefegt und dient in holzarmen Gegenden als Brennmaterial.

Das Hausgerät besteht aus wenigen tönernen Kochtöpfen und Kürbisflaschen, die jedoch in einfachster Form ohne jegliche Verzierung gebraucht werden.

Das einzige Hausgerät, auf dessen Ausstattung sie Wert legen, ist das Milchgefäß. Der Mhima, der mit großer Liebe an seinem Rind hängt, hält anscheinend ein gewöhnliches irdenes Gefäß nicht für würdig genug, seine Haupt- und Lieblingsnahrung aufzunehmen. Diese Gefäße haben birnenartige Form und werden aus einem massiven Holzblock herausgearbeitet; über ihre Herstellung spreche ich noch in dem Handwerkerkapitel. Bei wohlhabenden Wahima hängt das Milchgefäß in geflochtenen Netzen in der Hütte, ist rot gefärbt und zeigt oft hübsche und geschmackvolle eingebrannte Strich- und Kreuzlinienmusterung.

Im Anschluß hieran möchte ich gleich die Musikinstrumente erwähnen. Wir sehen nur Trommeln, diese aber in allen Größen. Sie sind verschieden abgestimmt, so daß man nicht nur den eintönigen Paukenschlag hört, sondern oft recht harmonisch klingende Töne. Dies fällt einem besonders angenehm auf, wie auch Graf Götzen schon berichtet, in der Residenz des Königs Msinga, dessen aus Batwazwergen gebildete Kapelle oft die ganze Nacht hindurch die Orgien des Königs mit Trommelschlag begleitet.

Als Hauptgenußmittel, wie überall in Ostafrika, dienen Tabak und Bier. Die Wahima bauen aber den Tabak nicht selbst, sondern erwerben ihn von den Wapororo. Der Tabak wird aus Pfeifen geraucht und zwar von den Männern und Jünglingen, nicht aber von den Weibern. Der Pfeifenkopf, aus Ton gebrannt, ist sauber gearbeitet, kegelförmig, oft mit umgebogenem Rand und unterhalb desselben mit feinen Kreislinien und Strichelungen verziert. Der halblange Stiel ist mit Bast, Eisendraht oder bei vornehmen Wahima mit Kupferdraht am Pfeifenkopf befestigt.

Auch das Bier wird nicht von den Wahima selbst zubereitet, sondern gleichfalls von den Ackerbauern.

Bares Geld war zu meiner Zeit den Leuten Mpororos und Ruandas so gut wie gar nicht bekannt. Nur der Sultan Kissilewombo ließ sich in Rupies zahlen; dies hatte seinen guten Grund darin, daß er in Bukoba steuerpflichtig war. Weiter westlich nahmen die Leute kein Geld mehr, sondern nur noch Tauschartikel. In eine unangenehme Lage geriet ich, als mir für eine kurze Zeit die Tauschartikel ausgegangen waren, und die

Leute sich absolut nicht zur Annahme von Rupies bequemen wollten, selbst als ich ihnen für ethnographische Gegenstände und Lebensmittel den drei- bis vierfachen Wert bot.

Abb. 39. Unterkleidung einer Mhimafrau.

Die gangbarsten Tauschartikel waren ein blauer Stoff (Kaniki), der weiße Baumwollstoff (Merikani), bunt durchwirkte Tücher (Kikoi und Kitambi), große weiße und kleine rote Perlen. Das Abmessen der Stoffe

geschah mit der natürlichen Elle, d. h. es wurde die Entfernung vom Ellenbogen bis zur Fingerspitze des ausgestreckten Unterarmes als Maßeinheit angenommen. Hierbei mußte man darauf achten, daß einen die Leute nicht übervorteilten, denn sie verstanden es mit großem Geschick, sich beim Abmessen immer den Mann mit dem längsten Unterarm auszusuchen.

Für eine Ziege z. B. zahlte man fünf derartige Ellen weißen Stoffes, kleinere Lieferungen von Vegetabilien wurden mit Perlen beglichen.

Abb. 40. Bekleidung der Frauen.

Unter sich handeln und tauschen die Wahima mit Lebensmitteln, Kaurimuscheln, Erzeugnissen des Schmiedehandwerks, Fellen, Ziegen, Schafen und Rindern.

Ich wende mich nunmehr zu den beiden interessantesten Erscheinungen der Bewohner Mpororos, den Sultaninnen Nyawingi und Mumusa. Sie sind keine eigentlichen Herrscherinnen in unserem Sinne, sondern Hohepriesterinnen des Geistes Nyawingi, der das Volk durch diese regieren läßt.

Als Emin Pascha und Stuhlmann im Jahre 1892 durch Mpororo marschierten, wünschte Nyawingi mit dem Pascha zu verhandeln, ließ ihm aber gleichzeitig sagen, daß sie sich nicht zeigen dürfe, sondern hinter

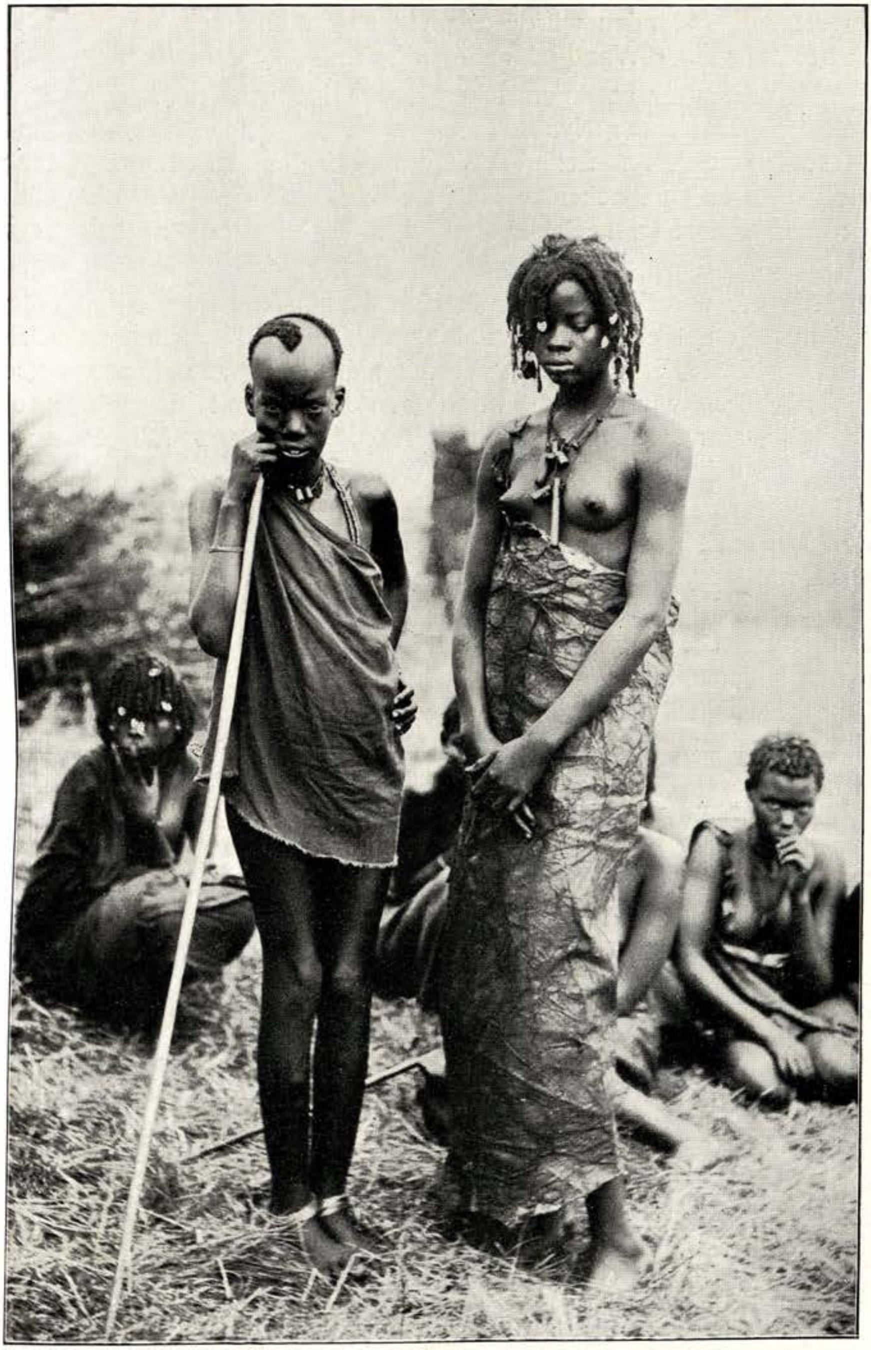


Abb. 41. Geschwisterpaar.

einem Vorhang mit ihm sprechen würde, worauf Emin Pascha erwiderte, unter diesen Umständen würde er nicht zu ihr kommen, da er nicht gewohnt sei, mit einer Wand oder einem Vorhang zu sprechen.

Da wir unser astronomisches Beobachtungslager nur eine halbe Stunde vom Dorfe der Nyawingi entfernt aufgeschlagen hatten, so beschlossen Hauptmann Schlobach und ich, ihr an einem Sonntage unseren Besuch zu machen, um so mehr, als sie den Wunsch geäußert hatte, mit Hauptmann Schlobach über verschiedene Fragen zu verhandeln.

Als wir uns dem Dorfe näherten, kamen uns ihre „Minister“ und Würdenträger entgegen, um uns bis zur Hütte der Nyawingi zu geleiten. Bevor wir unter Führung des ersten „Ministers“ die Hütte betreten durften, mußten wir unsere sämtlichen Leute, mit Ausnahme eines Dolmetschers, aus dem Dorfe entfernen, erst dann führte uns der „Minister“ hinein.

Die eine Hälfte dieser Hütte ist durch einen Vorhang abgeteilt, hinter dem nach Aussage des „Ministers“ Nyawingi sitzen soll. Wir bekommen sie jedoch nicht zu sehen, sondern hören sie nur in hohen Fisteltönen reden; das soll, wie uns der „Minister“ erklärt, die Stimme des Geistes sein. Sie spricht jetzt in natürlichem Tone zu ihrem „Minister“ und verdolmetscht ihm das, was der Geist soeben gesagt hat; der „Minister“ wiederum verkündet es uns mit Hilfe eines Dolmetschers. Es sind die üblichen Bitten und Wünsche, die einem jeder Sultan im Innern vorträgt: Nyawingi beklagt sich darüber, daß ein Teil ihrer Untertanen ihr den Gehorsam verweigert habe und Leute aus den Rukigabergen bei ihr eingefallen seien, ihr verschiedene Männer erschlagen und ihr Rindvieh gestohlen hätten. Sie bittet um unsere Unterstützung gegen diese; in erster Linie sollen wir die Rukigaleute bekriegen, um ihr das Rindvieh zurückzuerobern. Es wird ihr geantwortet, daß wir hierzu absolut keine Zeit und kein Recht hätten, sie müsse sich schon an die zuständige Militärstation Bukoba wenden. Sie war über diese Antwort sehr traurig und versuchte nun nochmals, den Geist in Fisteltönen auf uns einreden zu lassen. Als auch der zweite Versuch mißlang, bat sie uns um Geschenke, die wir ihr in Gestalt von bunten Tüchern, Decken und Perlen überreichen ließen. Hierauf geruhte sie zum Dank uns ihre Hand, die schmal, wohlgeformt und von hellbrauner Farbe war, durch den Vorhang hindurchzureichen.

Wir baten sie nun, doch ans Tageslicht zu kommen und uns, wie es in Europa Sitte sei, „Guten Tag“ zu sagen. Nach einigen Verhandlungen willigte sie auch ein, fragte aber erst noch einmal, ob kein anderer in der Nähe sei, der sie sehen könne. Nun erst trat sie hinter dem Vorhang

hervor und begrüßte uns. Schön war sie nun gerade nicht, sie kann es aber früher einmal gewesen sein. Sie spielt auch heute durchaus nicht

Abb. 42. Wahima-Mädchen, mit Kanga bekleidet.

mehr die Rolle, die sie einst gespielt haben soll, und ist bei weitem nicht mehr, wie die Wahima sie nennen, die Beherrscherin von Mpororo. Nominell gehorchen ihr die Wahima und zahlen ihr sogar, wie z. B. der

ganz selbständige, im englischen Gebiet lebende Sultan Lugarama, Tribut; im Grunde tun sie jedoch, was sie wollen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der größte Teil der Wahima an den Geist nicht glaubt; sie halten aber an diesem Kultus fest mit Rücksicht auf die umwohnenden, ihnen untertanen, sehr abergläubischen Negerstämme, die Wapororo oder Wanjambo, oder wie sie diese kurz benennen, „Weru", was soviel wie Untertanen heißt.

Während Hauptmann Schlobach noch mit Nyawingi verhandelt, sehe ich mich in der großen, ziemlich dunklen und nicht gerade sehr sauberen Hütte um und entdecke hierbei in einer Ecke zwei junge Mädchen im Alter von 10 bis 12 Jahren, die, wie Nyawingi uns selbst sagt, ihre Töchter sind; für eine Hohepriesterin eine immerhin etwas seltsame Tatsache! Ich äußere nun den Wunsch, sie zu photographieren, und bitte sie, zu diesem Zwecke aus der Hütte herauszutreten. Anfangs will sie hiervon gar nichts wissen, als ich ihr jedoch noch einige Tücher und Perlenketten gebe, erklärt sie sich einverstanden, aber nur, wenn das Dorf so weit abgesperrt wird, daß niemand sie erblicken kann. Außerdem muß der „Minister" eine große geflochtene Strohmatte als spanische Wand so vor die Hütte stellen, daß man Nyawingi vom Eingang des Dorfes her nicht sehen kann. Somit gelang es mir endlich, einige photographische Aufnahmen zu machen, von denen eine in Abbildung 53 wiedergegeben ist.

Im Anschluß hieran bat sie uns nochmals, in die Hütte zu kommen; sie selbst ging voraus und führte uns durch einen schmalen, niedrigen, ganz dunklen Gang in eine dahinter gelegene zweite kleinere Hütte, in der uns völlige Nacht umfing. Hier versuchte sie nun von neuem, den Geist reden und auf uns wirken zu lassen, in der Hoffnung, wir würden sie schließlich doch gegen ihre unbotmäßigen Leute unterstützen. Wir ließen ihr wiederum unser lebhaftes Bedauern darüber aussprechen, daß wir das nicht könnten und dürften, worauf sie uns sagen ließ, Nyawingi sei ein sehr mächtiger Geist, der nicht nur hier, sondern auch in unserer Heimat wohne; wir würden ihn nach unserer Rückkehr sicher in Europa treffen.

Hauptmann Schlobach forderte sie alsdann auf, uns in den nächsten Tagen ihren Gegenbesuch zu machen, was tatsächlich auch mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln, wie Absperren und Vorhalten eines großen geflochtenen Schirmes, erfolgte. Bei dieser Gelegenheit wurde ihr von Hauptmann Schlobach der Phonograph vorgeführt und ihr erklärt, in diesem säße unsere europäische Nyawingi, die bedeutend mächtiger sei als ihre Nyawingi, worauf sie es mit der Angst bekam und uns bat, wir möchten aufhören, diese Nyawingi sprechen zu lassen. Sie fürchtete wohl, erkannt zu sein. Nach Empfang von einigen Geschenken verließ

sie unser Lager; selbstverständlich hatte sie bei diesem Besuch wieder versucht, uns zur Bekämpfung ihrer Nachbarn zu veranlassen.

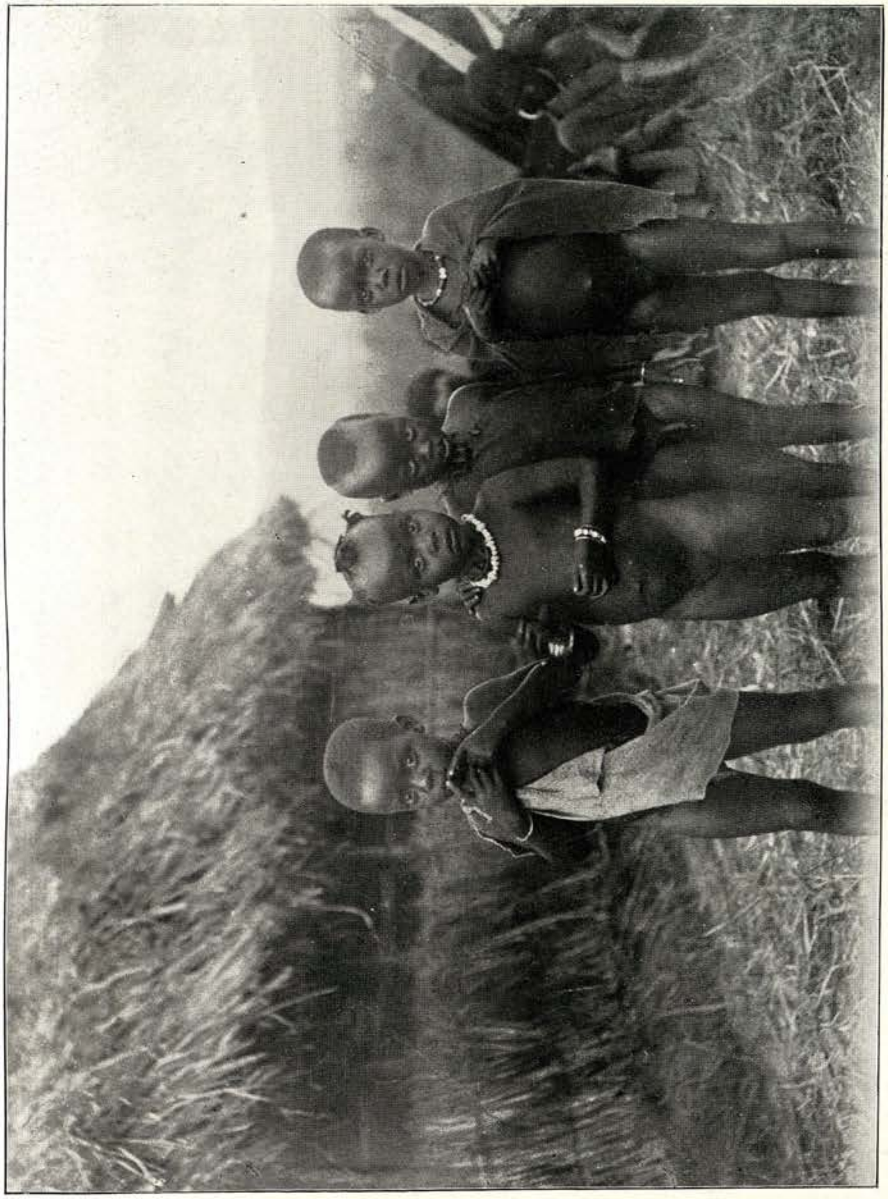


Abb. 43. Mischblutkinder aus Ankode.

Wie wenig Macht diese Nyawingi über ihr Volk besitzt, erhellt daraus, daß sie nicht einmal in der Lage war, unsere Karawane während

Abb. 44. Wahima-Kinder aus Mpororo.

des vierwöchigen Aufenthaltes dort zu verpflegen, und wir auf Nachschub aus dem Gebiete des Sultans Kissilewombo angewiesen waren. Nach etwa 14 tägigem Aufenthalt ließ sie uns durch ihren „Minister" sagen, wir hätten nun gerade lange genug in ihrer Nähe gesessen; helfen wollten wir ihr doch nicht, also sollten wir nun wieder abmarschieren.

Vier Monate später traf ich zum Grenzpfeilerbau wieder in dem Gebiete der Nyawingi ein und fand hier verschiedene Veränderungen vor. Ihr Dorf war niedergebrannt und an einer ungefähr 2½ km weiter südlich gelegenen Stelle wieder aufgebaut. Der „Minister", der mir entgegenkam und mich begrüßte, war ein anderer wie bei meinem damaligen Besuche. Auf meine Frage, wo denn sein Vorgänger geblieben sei, antwortete er mir: „Ja, der ist tot." „Woran ist er denn gestorben?" fragte ich weiter, „es war doch ein junger, kräftiger Mann." Anfangs wollte er mit der Sprache nicht recht heraus, dann erzählte er mir aber folgende Episode: Der erste und zweite „Minister" hatten im Dorfe der Nyawingi Streit bekommen, wer mehr zu sagen habe. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, schließlich liefen beide eiligst in ihre Hütten, holten sich ihre Speere und rannten sich diese gegenseitig mit kräftigem Schwunge in den

Leib. Unmittelbar im Anschluß hieran gaben sie ihren Geist auf. Jedenfalls ein einfaches und empfehlenswertes Duellverfahren!

Ich begrüßte hierauf die Nyawingi, die die üblichen Bitten auch jetzt wieder an mich richtete. Sie beklagte sich, daß die Macht der Rukigamänner immer größer würde und sich bereits ein Teil ihrer Untertanen von ihr losgesagt habe und in die Rukigaberge ausgewandert sei.

Abb. 45. Mischblut-Kinder aus Ankole.

Helfen konnte ich ihr natürlich ebensowenig wie das erste Mal. Auf vieles Bitten meinerseits und gegen zahlreiche Geschenke erhielt ich von ihr ein recht seltenes Stück, nämlich ihr eisernes Zepter, das sie seinerzeit auch Emin Pascha entgegengeschickt hatte als Zeichen ihrer Würde. Es befindet sich mit zahlreichen anderen Sammlungsgegenständen im Museum zu Leipzig.

Kurz bevor ich der Nyawingi diesen zweiten Besuch machte, kam ich durch das Gebiet der Herrscherin Mumusa. Ich hatte diesen Umweg machen müssen, da ein Triangulationssignal, das ich notwendig ge-

brauchte, umgefallen, wahrscheinlich aber von Nashörnern umgeworfen war. Dicht neben ihrem Dorfe schlug ich gegen 3 Uhr nachmittags mein Lager auf und wurde von ihren Würdenträgern begrüßt. Auf meinen Wunsch, ihre Herrscherin sehen zu wollen, führte mich der erste „Minister" in ihre Hütte, die größer und sorgfältiger gebaut war als die der Nyawingi und in der Einrichtung des Innern erheblich mehr Ausstattung zeigte als dort; an den Wänden hingen in sauber geflochtenen Netzen hübsch geformte und zum Teil mit Mustern versehene hölzerne Milchgefäße. Auch war Mumusa entschieden vernünftiger als Nyawingi. So verzichtete sie darauf, erst den Geist zu uns in Fisteltönen reden zu lassen und streckte mir gleich hinter dem Vorhang ihre Hand zur Begrüßung entgegen, bei welcher Gelegenheit sie auch ihren wohlgeformten hellbraunen Arm zeigte. Auf meine Bitte schlug sie sogar ohne langes Zögern den Vorhang zurück und wurde nun, allerdings im Halbdunkel sitzen bleibend, sichtbar. Ihr Äußeres ist bedeutend angenehmer als das Nyawingis; wunderhübsche braune Augen in einem edelgeschnittenen Mhimagesicht; dazu, wie ich später sehen konnte, eine recht schön gewachsene große Figur. Ich überreichte ihr die mitgebrachten Geschenke und bat sie, meine Karawane für den heutigen Tag zu verpflegen, worauf sie auch sofort ihrem „Minister" Anweisungen gab, das Erforderliche herbeizuschaffen.

Wie Nyawingi, bat ich gleichfalls Mumusa, sich von mir photographieren zu lassen. So vernünftig sie sonst war, das wollte sie aber durchaus nicht tun, in erster Linie wohl aus Furcht davor, daß einer ihres Volkes sie bei dieser Gelegenheit sehen könne. Erst als ich ihr weitere Geschenke gab und ihr auch versprach, das ganze Dorf absperren zu lassen, so daß sie von niemand gesehen werde, willigte sie ein.

Sie hüllte sich vollständig in ein großes Tuch und klatschte dreimal in die Hände, worauf zwölf wohlgebaute Wahimajünglinge herbeieilten und sie in eine bereitstehende Tragbahre, die, wie Tafel IV zeigt, große Ähnlichkeit mit einer Badewanne hat, setzten. Durch mehrere an den Seiten befindliche Oesen wurde je eine lange Stange gesteckt und so die Königin Mumusa aus der Hütte getragen. Hierauf verschwanden sofort die zwölf Wahima wieder, nur ihr erster „Minister" blieb bei ihr.

Ich ließ ihr nun durch diesen sagen, sie möchte aus der Tragbahre heraussteigen, damit ich sie in ganzer Figur photographieren könne, vor allem möchte sie aber ihr Kopftuch zurückschlagen, damit auch ihr hübsches Gesicht zu sehen sei. Sie wollte jedoch von einem Verlassen der Tragbahre absolut nichts wissen, und auch das Kopftuch schlug sie nur ganz wenig zurück, nachdem ich auf ihren ausdrücklichen Wunsch noch meinen Boy, der mir beim Photographieren behilflich war, und meinen Dolmetscher entfernt hatte. Als ich nun selbst den Versuch

Tafel IV.

Sultanin Mumusa.

machte, ihr Tuch noch weiter zurückzuschlagen, ließ sie mir durch ihren „Minister" sagen, ich dürfe unter keinen Umständen ihr Tuch berühren, dazu habe höchstens der „Minister" das Recht, worauf ich sie bitten ließ, es so weit zurückzuschlagen, daß wenigstens der ganze Kopf sichtbar werde.

Somit gelangen mir nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem ich eingesehen hatte, daß eine Aufnahme in voller Figur unmöglich war,

Abb. 46. Mischblut-Kinder aus Ankole.

einige Photographien. Als ich diese gemacht hatte, trat sie auf dieselbe Weise den Rückweg in ihre Hütte an. Hier ließ sie mir durch ihren „Minister" sagen, daß sie gehört habe, ich führe in meiner Karawane ein ihr noch unbekanntes Tier mit, daß sie kennen lernen wolle. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfragen stellte ich mit Hilfe meines Dolmetschers fest, daß sie meinen Hundsaffen „Fips" sehen wollte. Ich ließ ihr sagen, daß ich natürlich sehr gern bereit sei, ihr meinen Affen zu zeigen, sie müsse mir jedoch ihren Gegenbesuch machen und sich den Affen in meinem Lager ansehen.

Anfänglich sträubte sie sich heftig dagegen, doch: Weib bleibt Weib, die Neugierde siegte! Schon nach einer halben Stunde meldete mir mein Boy (ich war inzwischen in mein Zelt zurückgekehrt), daß Mumusa mit ihrem Gefolge nahe. Ich trat zum Zelt heraus und sah einen großen Zug Wahimamänner, mit Schilden und Speeren bewaffnet, sich nähern. An der Spitze schritt, einen großen Bambusstock in der Hand, der erste „Minister“; ihm folgte, in der schon vorher beschriebenen Weise getragen, die verhüllte Mumusa, zu beiden Seiten und hinter dem Korbe eine große Anzahl Männer und Jünglinge. Bis jetzt hatte ich noch kein anderes weibliches Wesen als Mumusa zu Gesicht bekommen.

Dicht vor meinem Zelt wurde der Korb niedergesetzt (Abb. 54), und alles, mit Ausnahme des „Ministers“, zog sich auf ihr Händeklatschen weit zurück. Sie lüftete nun ihr Kopftuch ein wenig und bat, den Affen sehen zu dürfen. Ich forderte sie auf, doch in meinem Zelt auf einem bequemen Stuhle Platz zu nehmen, was sie jedoch ganz energisch ablehnte. „Fips“, von meinem Boy geführt, erschien auf der Bildfläche und erregte sichtlich ihr Erstaunen; als er jedoch zutraulich wurde und zu ihr in den Korb springen wollte, bat sie mit ängstlicher Stimme, ich möchte das Tier entfernen. Ich ließ ihr nun wiederum einige Geschenke übergeben und erhielt ihr Perlenstirnband, das recht geschmackvoll aus sehr kleinen schwarzen und weißen Perlen von ihr hergestellt war.

Hierauf kehrte sie wieder in die Residenz zurück, nachdem sie auf meine Bitten noch versprochen hatte, mir am nächsten Morgen, bevor ich abmarschiere, einige Wahimafrauen und -Kinder, die ich bei ihr überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, zum Photographieren zur Verfügung zu stellen. Tatsächlich fand ich am nächsten Morgen vor der Hütte der Mumusa Weiber und Kinder pünktlich zur Stelle. So war ich noch eine halbe Stunde photographisch tätig und verließ dann, in jeder Weise von diesem Besuche zufriedengestellt, die Residenz Mumusas. Sie hat mir in ihrem Äußeren, wie auch in ihrem Wesen erheblich besser gefallen als die berühmtere Nyawingi. Auch hat sie entschieden die umwohnenden Untertanen besser in der Gewalt als jene; die Verpflegung für meine Karawane traf pünktlich und reichlich ein, was bei Nyawingi nicht immer der Fall war.

Ganz selbstverständlich ist es, daß auch Mumusa den Versuch machte, mich zu einem Kriege gegen ihre räuberischen Nachbarn zu bewegen. Wie sie mir noch erzählte, sei auch sie weiter nichts wie eine Hohepriesterin des Geistes Nyawingi, und es gäbe noch eine dritte im Kongostaate.

Dieser Nyawingikultus hatte übrigens während meiner Anwesenheit dort ansteckend auf die Bewohner von Ankole gewirkt. So kamen

eines Tages, als ich beim Pfeilerbau dicht an der Grenze arbeitete, zwei Weiber und sechs Männer zu mir, welche behaupteten, die jüngere der beiden Weiber sei die echte, richtige Nyawingi, die andere in Mpororo sei gefälscht; ich möchte doch dieser echten Nyawingi wieder zu ihrer Macht verhelfen. Ich lachte sie natürlich aus und schickte sie nach Hause.

Zur weiteren Charakteristik der Wahima sei noch folgendes erwähnt. Sie besitzen eine an Naturmenschen Befremden erregende Selbstbeherrschung. Sie geben nie, wie ich das bei allen anderen Stämmen

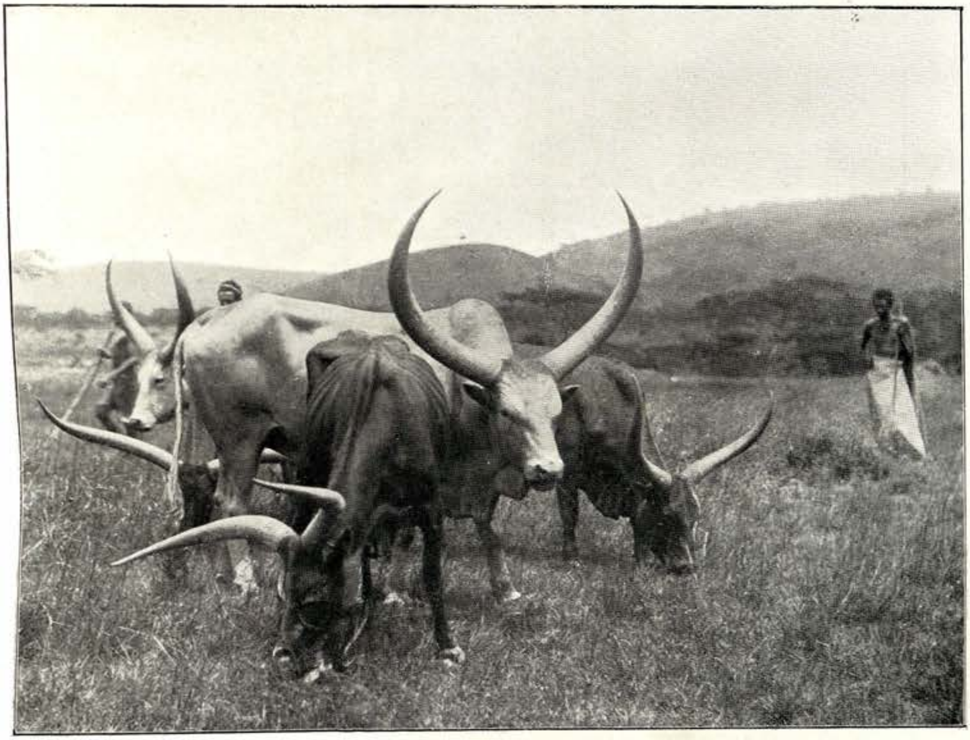


Abb. 47. Rinder.

mit Ausnahme der Masai beobachtet habe, ihrem Erstaunen, ihrer Freude und anderen Gemütsbewegungen sofort durch laute Rufe, Händeklatschen oder lebhafte Gesten Ausdruck, sondern bewahren ihre vornehme Ruhe. So sah ich, als Hauptmann Schlobach dem Sultan Kissilewombo seinen Phonographen vorführte, an den Augen der Wahima und den Blicken, die sie sich zuwarfen, das lebhafte Erstaunen, aber kein Laut und keine Geste verriet ihre Ueberraschung.

Dieselbe Erfahrung machte ich, als ich dem Sultan Kissilerobo und seinem Gefolge meinen Spiegel zeigte. Fraglos hatten sie noch nie einen

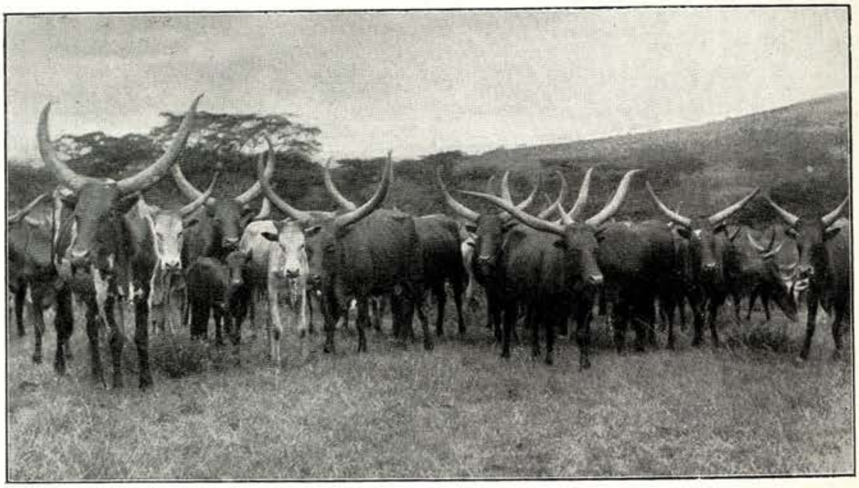


Abb. 48. Rinder.

Spiegel gesehen und er erregte daher lebhafte Bewunderung und Interesse bei ihnen. So wollte mir durchaus der erste „Minister" Kissilerobos den Spiegel abkaufen, doch konnte ich leider auf das Geschäft nicht eingehen, denn es war der einzige. Welchen Eindruck dieser Spiegel auf die Leute gemacht hatte, bemerkte ich daran, daß er, als ich abends in mein Zelt kam, verschwunden war. Ich ahnte den Zusammenhang und ließ mir den ersten „Minister" holen. Er leugnete natürlich lebhaft, doch förderte eine Durchsuchung seiner Hütte den Spiegel zutage.

Ganz einzig steht unter sämtlichen mir bekannten Negerstämmen das Familienleben der Wahima da, das man, abgesehen von der ohne Frage recht praktischen Uebung, daß der Mhima je nach Vermögenslage mehrere Weiber besitzt, fast ein europäisches nennen könnte. Der Mhima behandelt seine Frau mit Achtung und Ehrerbietung und mit zärtlicher Liebe hängt er an seinen Kindern. Wiederholt beobachtete ich, daß er Weib und Kind küßte. Wohl sah ich bei den Masai und Wandorobbo Männer ihre Kinder küssen, nie jedoch ihre Frauen. Sehr selten wird es dem nur durchreisenden Europäer gelingen, die wohlbehüteten Wahimafrauen und -Töchter zu Gesicht zu bekommen. Hierzu ist ein durch längeren Aufenthalt im Umgange mit ihnen erwachsendes Vertrauen erforderlich.

Wie Dr. Kandt, wohl der beste Kenner Ruandas und der Watussi, sagt, ist nichts schwerer, als in ihr Geistes- und Seelenleben einzudringen. Sie verschließen fest ihr Allerheiligstes vor dem profanen Forscherauge. Trotzdem Kandt, der das volle Vertrauen der Watussi genießt, jahrelang

dort gelebt und geforscht hat, ist er doch immer wieder auf starke Widersprüche gestoßen, so daß er es bis jetzt mit seiner strengen Gewissenhaftigkeit noch nicht vereinbaren konnte, sein reiches Material zu veröffentlichen, nicht früher, bis weitere Nachforschungen alle Widersprüche beseitigt haben. Jedenfalls dürfte so viel schon jetzt als sicher gelten, daß große Aehnlichkeiten in den Religionsanschauungen der Watussi und Masai bestehen.

Dies wird auch durch den Pater Dufays bestätigt, der uns berichtete, daß er von einem schwerkranken Mtussi, den er pflegte und der zu sterben glaubte, ähnliche alttestamentarische Ueberlieferungen gehört habe, wie Merker bei den Masai. Als der betreffende Mtussi wider Erwarten doch noch gesund wurde, stellte er seine auf dem Krankenlager gemachten Aussagen wieder in Abrede. Es scheinen also diese Anschauungen nicht allgemein bekannt zu sein, sondern nur bei den Familienhäuptern, die sie in ihrer Sterbestunde gewissermaßen als Vermächtnis ihrem ältesten Sohne überliefern.

Genaue Untersuchungen über die Sprache der Wahima konnte ich naturgemäß infolge Zeitmangels nicht machen. Folgende beide Möglichkeiten liegen vor: Entweder hat die Urbevölkerung die Sprache der Wahima, ihrer Herrscher, angenommen, oder die Wahima die der Ur-

Abb. 49. Milchkuh mit Kalb.

bevölkerung. Letzteres erscheint mir wahrscheinlich, jedoch möchte ich nach meinen Beobachtungen noch hinzufügen, daß die Wahima außerdem noch ihre eigene Sprache haben. Hierfür spricht folgendes Erlebnis: Als Watussi aus Ruanda zu mir nach Südmpororo ins Lager kamen, begrüßten sie sich mit meinen aus Westmpororo stammenden Wahima freundschaftlich, und zwar bestand diese Begrüßung erst in einem Anfassen, nicht der Hände, wie es bei uns Sitte ist, sondern sie faßten über die Hände herüber um die Handgelenke. Hierauf erfolgte eine halbe Umarmung, bei der also nur je ein Arm in Tätigkeit trat, so etwa, wie wir eine Dame zum Tanz umfassen. Sie unterhielten sich dann vollkommen mit den Wahima, waren aber nicht imstande, sich mit den Wapororo zu verständigen. Um mit ihnen zu sprechen, bediente ich mich meines Askari Kirangano, der Kisuaheli und die Sprache der Wapororo sprach, und meines Mhimaführers. Zu dem Askari sprach ich in Kisuaheli, er zu dem Mhima in der Sprache der Wapororo (Kinjorro) und dieser Mhima endlich in einer uns unverständlichen Sprache zu den Watussi. Besonders flott ging die Unterhaltung infolgedessen nicht.

Die Erfahrung wird ja jeder Forschungsreisende machen, daß brauchbare Resultate bei Nachforschungen nur dann zu erzielen sind, wenn man immer und immer wieder in ganz verschiedenen Dörfern den Leuten dieselben Fragen vorlegt und zwar möglichst nur den Dorfältesten. Denn Antworten bekommt man auf seine Fragen schnell, ob sie aber richtig sind, kann man erst durch wiederholtes Kontrollieren feststellen. Am gewissenhaftesten und sorgfältigsten in diesem Punkte ist wohl Hauptmann Merker bei der Erforschung der Masai verfahren. Hierzu gehört eben, daß man sich mit voller Kraft nur dieser Aufgabe widmet und nicht, wie ich, in seinen wenigen Mußestunden nur einige Brosamen sammelt.

Wie leicht man dazu kommt, selbst bei großer Sorgfalt falsche Aufzeichnungen zu machen, das kann in erster Linie Dr. Kandt bezeugen, der die Sprache der Watussi vollkommen beherrscht, mit ihnen befreundet ist, jahrelang in ihrem Lande gelebt und geforscht hat und trotzdem immer wieder auf einander widersprechende Angaben bei den Leuten gestoßen ist.

Die Heirat erfolgt in der allgemein dort üblichen Weise, nämlich durch Kauf, und zwar beträgt die Hochzeitsgabe in der Regel 3 bis 10 Rinder, mehrere Ziegen und Schafe und mehrere eiserne Hacken. Es ist also in Afrika im Gegensatz zu Europa für die Eltern erheblich angenehmer, Töchter wie Söhne zu haben. Dem endgültigen Abschluß, also dem endgültigen Jawort des Vaters der Braut, gehen längere Verhandlungen voraus. Diese werden geführt von den beiden Vätern oder, ist der Heiratskandidat schon selbständig, von diesem selbst mit seinem

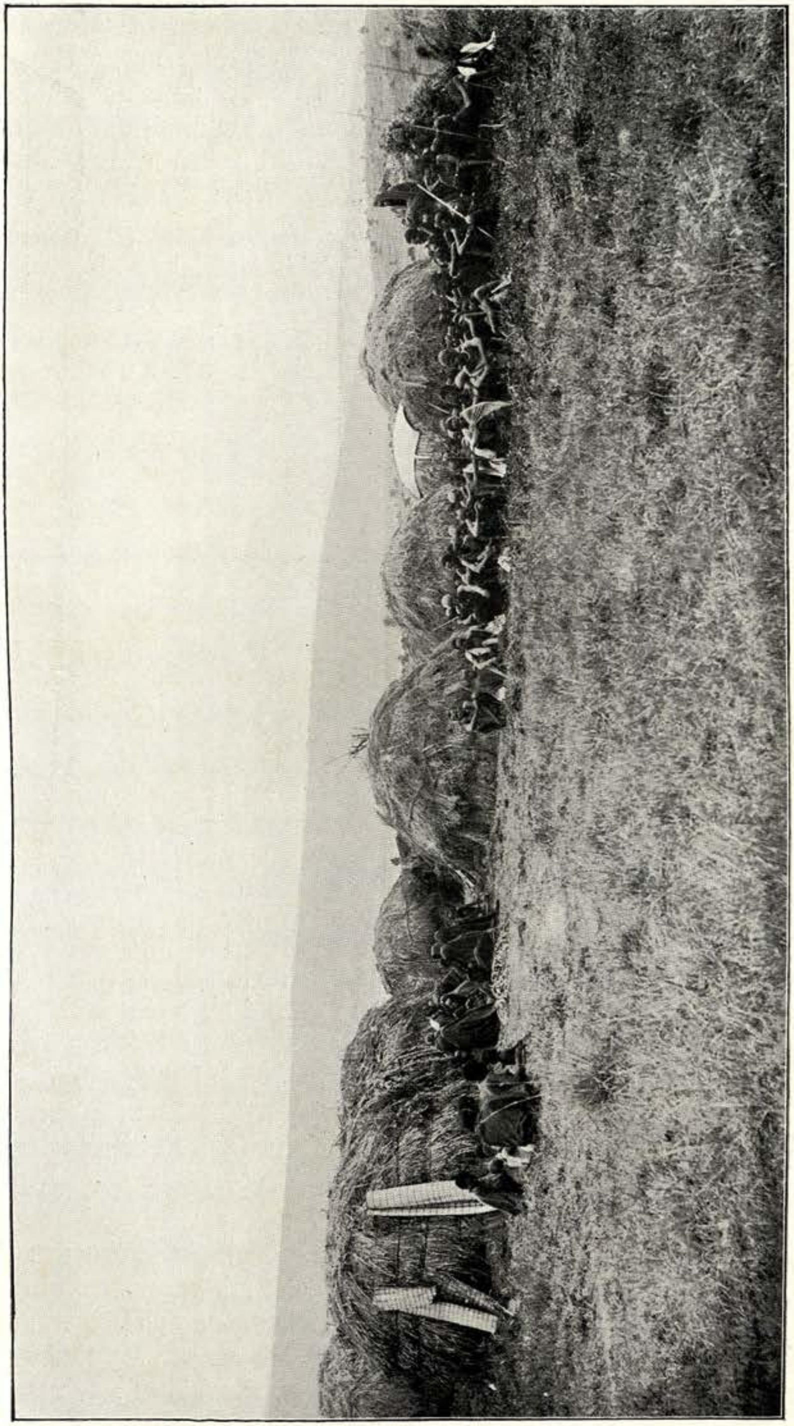


Abb. 50. Dorf bei Kissilerobo.

Schwiegervater. Bei jeder derartigen Zusammenkunft erfordert es der gute Ton, daß der Schwiegersohn dem Schwiegervater ein Geschenk mitbringt, dessen Wert bei jedesmaligem Besuch zu steigen hat. Bei der ersten Zusammenkunft und Besprechung genügt z. B. ein größerer Topf Honig, während bei der Schlußverhandlung schon einige Ziegen und Schafe gegeben werden. Selbstverständlich wird bei diesen stundenlangen Besprechungen tapfer gezecht.

Es ist allgemein Sitte, daß die Wahimamädchen bis zu ihrer Verheiratung unberührt bleiben. Doch bestätigen hier wie auch in Europa die Ausnahmen die Regel. Der betreffende Schwiegersohn tröstet sich meistens damit, daß er einen Teil der Hochzeitsgabe zurückverlangt. Ein

Abb. 51. Hütte in Nord-Mpororo.

Verzicht auf das Mädchen erfolgt eigentlich nur dann, wenn sie bereits geschwängert ist. Die verheirateten Frauen halten ihren Männern die Treue, in der Regel wenigstens, jedenfalls wird der Ehebruch streng bestraft. Der schuldige Mann wird verstoßen, auch hat der betrogene Ehemann das Recht ihn zu erschlagen und sein Vermögen einzuziehen. In Ruanda hingegen soll, was ich persönlich nicht feststellen konnte, Konnubium herrschen.

Bei keinem Volksstamm ist mir das rasche Dahinwelken der Weiber, sobald sie verheiratet sind, so aufgefallen wie bei den Wahima. Die Nichte des Sultans Kissilerobo z. B. sah ich bei meinem ersten Eintreffen als junges, schönes, blühendes Mädchen, das sich in wenigen Tagen verheiraten sollte. Nach 4 Monaten sah ich sie wieder und war stark enttäuscht. Das lange Haar war abrasiert, die früher schönen, straffen

Brüste waren schlaff und sie war fett geworden. Dies liegt in erster Linie an der eigentümlichen Lebensweise der verheirateten Frauen. Während sich die jungen Mädchen im Freien tummeln, bleiben die Frauen ständig in den Hütten sitzen und arbeiten so gut wie gar nicht, genießen aber ganz erhebliche Mengen Milch. Die Folge ist, daß sie sehr bald ihre schöne schlanke Figur verlieren und dick und plump werden.

Eine weitere Folge dieser Lebensweise ist ein Erschlaffen der nie mehr geübten Beinmuskeln. Bei noch ganz jungen Frauen habe ich einen müden, schleppenden Gang und Atembeschwerden bemerkt, selbst wenn es sich nur um einen Marsch von wenigen Kilometern, wie z. B. beim

Abb. 52. Hütte in Süd-Mpororo.

Wohnungswechsel, handelte. Hieran sind natürlich auch das schwere, lange Unterkleid, bestehend aus einem Rinderfell, und die zahlreichen bis zum Wadenansatz reichenden Beinringe schuld.

Mit Ausnahme der vornehmen, herrschenden Wahima besitzt im Durchschnitt der Mhima nicht mehr als 3 Frauen, von denen jede etwa 3—4 Kinder zur Welt bringt, die zu einem Drittel leider infolge unsachgemäßer Pflege und Behandlung in frühester Kindheit sterben. Bei der Geburt eines Kindes darf der Ehemann nicht zugegen sein, sondern nur die weisen Frauen des Dorfes. Die Geburt erfolgt in der Hockstellung. Hat die weise Frau das Kind gewaschen, so wird der Vater gerufen. Er darf die Hütte jedoch noch nicht betreten, sondern sich nur am Ein-

gange aufhalten, die weise Frau zeigt ihm das Neugeborene und er hat in lauten Tönen seine Freude zu verkünden.

Die Wahima werden nicht alt. Ihre häufigste Todesursache, soweit ich durch Befragen feststellen konnte, ist eine Brustkrankheit, verbunden mit starkem Husten, Fieber und häufig noch mit einer außerordentlich hartnäckigen Verstopfung, die ich mit meiner medizinischen Ausrüstung, selbst mit großer Dosis Calomel, nicht habe beseitigen

Abb. 53. Priesterin Nyawingi mit Minister und Töchtern.

können. Stirbt ein Mhima, so wird er in seiner Hütte begraben und diese dann über ihm abgebrannt. Sowohl Geburt als auch Hochzeit und Tod werden in der üblichen Weise durch Trinkgelage gefeiert.

Gern habe ich mit den intelligenten, sympathischen Wahima zu tun gehabt. Um so mehr als sich hier in Mpororo dieser Stamm noch rein und unvermischt erhalten hat, unter Beibehaltung seiner alten Sitten und Gewohnheiten. So manche interessante und angeregte Unterhaltungsstunde habe ich dort draußen in Mpororo mit diesen Naturkindern

gehabt, die mir ebenso wie die Masai in steter lieber Erinnerung bleiben werden. Oft hatte ich bei diesen Plauderstunden das Gefühl: „Wenn doch so mancher hochkultivierte Europäer, mit dem du zu Hause notgedrungen umgehen mußt, ein ebenso anständiger Charakter wäre, wie deine braunen Freunde hier.“

Mit lebhaftem Bedauern habe ich dann später in Ankole die unter dem Einfluß der dort herrschenden Wagandahäuptlinge lebenden Wa-

Abb. 54. Sultanin Mumusa in ihrem Tragkorb.

hima gesehen, die sich europäisch kleideten und auch sonst verschiedene Kulturgebräuche angenommen hatten. Naturgemäß heirateten die Wagandahäuptlinge die viel schöneren Wahimafrauen, so daß hier schon starke Vermischung eingetreten war. Wohl traf ich in Ankole noch wiederholt Leute, die nach Wuchs und Gesichtsschnitt Wahima hätten sein können, aber sie waren es leider nicht mehr. Der starke Einfluß der von den Engländern hier eingesetzten Wagandachefs hatte sie sehr bedauerlicherweise zu einem ganz anderen Menschenschlage gestempelt.

So erfreulich es für die kulturelle Entwicklung des Landes fraglos ist, wenn die Eingeborenen europäische Gebräuche annehmen, so wenig erfreut das den, der dort draußen Naturmenschen sucht und deren Sitten erforschen will.

II. Die Wanjambo.

(Wapororo, Wahutu).

Nachdem ich im vorigen Kapitel eine kurze Schilderung von dem Herrschervolk der Wahima gegeben habe, wende ich mich nunmehr zu den ureingesessenen Landesbewohnern, den Wanjambo, wie sie ganz allgemein heißen, oder Wapororo, wie sie sich in Mpororo, bezw. Wahutu, wie sie sich in Ruanda nennen. Sie bewohnen die Landschaften Ruanda, Mpororo, Karagwe und kommen auch noch nördlich der Kagera in der Landschaft Ankole vor. Wie im ersten Kapitel, will ich auch hier der Schilderung der Menschen eine kurze Beschreibung des Landes vorausgehen lassen. Mpororo und Ruanda sind bereits besprochen, es bleiben also noch Karagwe und Ankole.

Karagwe ist ein durch zahlreiche tiefeingeschnittene, fast stets meridional verlaufende Täler stark zerklüftetes Land. Die typische Form eines derartigen Karagwe-Tales zeigt uns Abb. 55. Die Bergzüge haben eine Durchschnittshöhe von 1700 m und sind fast alle gleich hoch. An verschiedenen Stellen werden diese Längszüge durch eine Sattelung in Art eines Querriegels verbunden, so daß man es nicht nötig hat, in die Täler hinabzusteigen, wenn man weite Umwege nicht scheut. Schneller jedoch kommt man, allerdings auch mit erheblich mehr Anstrengungen, durch Karagwe hindurch, wenn man die steilen Hänge in die oft 400 bis 500 m tiefen Täler hinab- und wieder hinaufsteigt.

Während wir auf den Höhenzügen fast nur Grasbestand und höchst selten Bäume finden, sind die Täler und Hänge mit Akazienbaum- und Buschbestand bewachsen. Die Täler, die meist eine sumpfige Sohle oder auch ein fließendes Gewässer aufweisen, sind mit undurchdringlichem dornigen Unterholz bestanden, in welchem zahlreiche Nashörner hausen. Ein Durchqueren dieser Täler ist nur auf den Nashornpfaden möglich, will man sich nicht erst in stundenlanger Arbeit mit Axt und

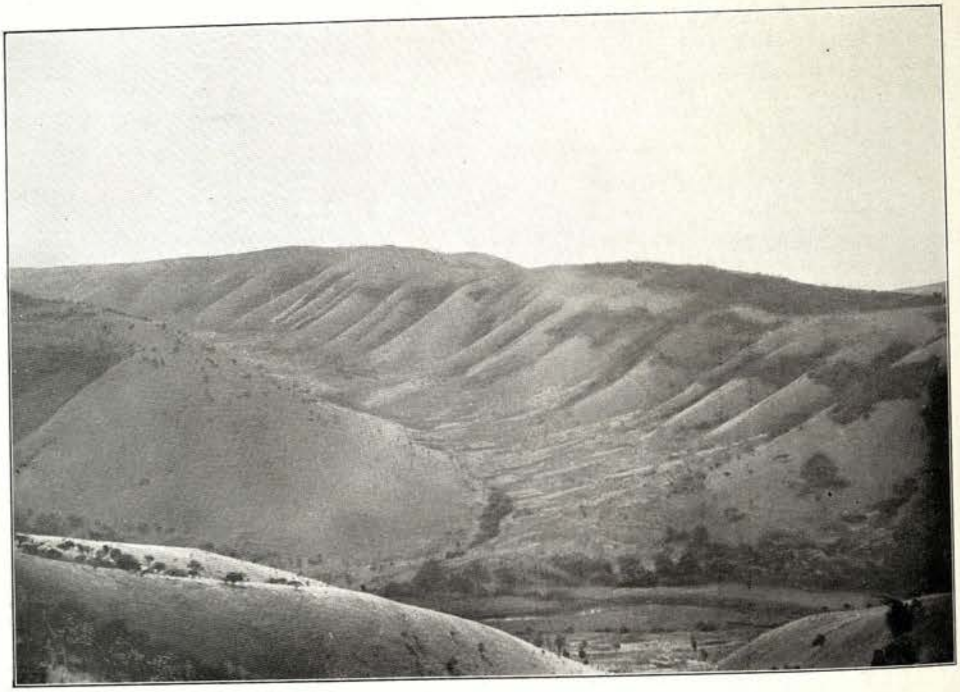


Abb. 55. In Karagwe an der Kagera.

Buschmesser einen Weg bahnen. Angenehm sind derartige Märsche natürlich nicht. Das Marschieren in gebückter Haltung, häufig sogar auf allen Vieren, ist recht anstrengend, dazu kommt noch als wenig angenehme Zugabe die Aussicht, auf einem der zahlreichen kreuz und quer verlaufenden Nashornpfade ganz plötzlich mit einem dieser Dickhäuter zusamenzutreffen, wie ich es auch während meiner Tätigkeit dreimal erlebt habe.

Im Norden und Westen wird Karagwe begrenzt durch die Kagera, im Süden erstreckt es sich bis zu etwa 2° 45′ südl. Breite und stößt hier an West- und Ost-Ussuwi, im Osten fällt Karagwe etwa bei 31° 10′ östl. Länge 400 m tief in einer steilen Terrasse gegen Kisiba und den Viktoria-See ab.

Karagwe ist ein fruchtbares, gut bebautes Land, wenn auch gerade nicht sehr dicht bevölkert. Das Hochplateau ist als durchaus gesund zu bezeichnen und würde sich sehr gut für eine Besiedlung durch Europäer eignen. Es werden gebaut Bananen, Erbsen, Bohnen, Süßkartoffeln, Mais, Kürbis, Tabak. Merkwürdigerweise befinden sich die Dörfer weniger auf den ebenen Höhenrücken als auf den Hängen und Sätteln. Das Klima ist kühl. In den Morgenstunden gleich nach Sonnen-

aufgang können wir, wie ich es schon bei Mpororo schilderte, täglich aus den Tälern das Aufsteigen der Nebel beobachten. Der Höhenlage des Landes entsprechend sind die nächtlichen Niederschläge in Form von Tau selbst zur Trockenzeit sehr reichlich und tragen naturgemäß zur Fruchtbarkeit des Landes bei, um so mehr, als der Boden nicht wie sonst aus dem wenig fruchtbaren Laterit, sondern zum überwiegenden Teil aus Verwitterungsprodukten von Tonschiefern (Phylliten) besteht.

Die Kagera, der Grenzstrom Karagwes, wird von vielen, in erster Linie von Dr. Kandt, als Quelle des Nils bezeichnet, eine Ansicht, die wohl nicht ganz mit Unrecht von anderen dagegen lebhaft bestritten wird. Denn einmal ist die Kagera ein viel zu kleiner Fluß, um ein so gewaltiges Seebecken wie den Viktoria-See mit seiner großen Verdunstungsfläche speisen zu können. Es müssen unbedingt noch zahlreiche unterirdische Quellen (Grundwasser) im See selbst vorhanden sein. Dann aber ist die Kagera auch nicht der einzige, wenn auch der größte der in den Viktoria-See mündenden Flüsse. Der Vergleich, daß wir hier dieselben Verhältnisse haben wie beim Rhein und Bodensee, hinkt entschieden. Ich stelle mich also auf Seiten derer, welche die Kagera n i c h t als Nilquelle anerkennen. Jedenfalls hat Dr. Kandt das zweifellos hohe Verdienst, nach mühevollen Märschen die Quelle der Kagera in dem Ursprung des Rukarara entdeckt und hiermit die jahrelang bestehende irrige Auffassung Baumanns, daß der Ruwuwu die Kageraquelle sei, widerlegt zu haben.

Abb. 56. Die Kagera nördlich von Karagwe.

Die Kagera entspringt in dem Rukarara nur 23 km östlich des Kiwu-Sees. Weitere Quellflüsse der Kagera sind der Mhogo und der Mkungwa. Letzterer ist der Abfluß der durch einen 115 m hohen Wasserfall verbundenen beiden Seen Bolero und Luhondo. Dort, wo die Kagera die Westgrenze Karagwes bildet, fließt sie in annähernd Südnordrichtung. Auf mehr als 75 km Länge ist sie zu beiden Seiten von einem großen Papyrussumpf eingerahmt, der wiederholt die recht bedeutende seitliche Ausdehnung von 6—10 km erreicht und in dem zahlreiche offene Stellen sich als kleine Seen abheben. Bald nachdem die Kagera den Kissinga-See

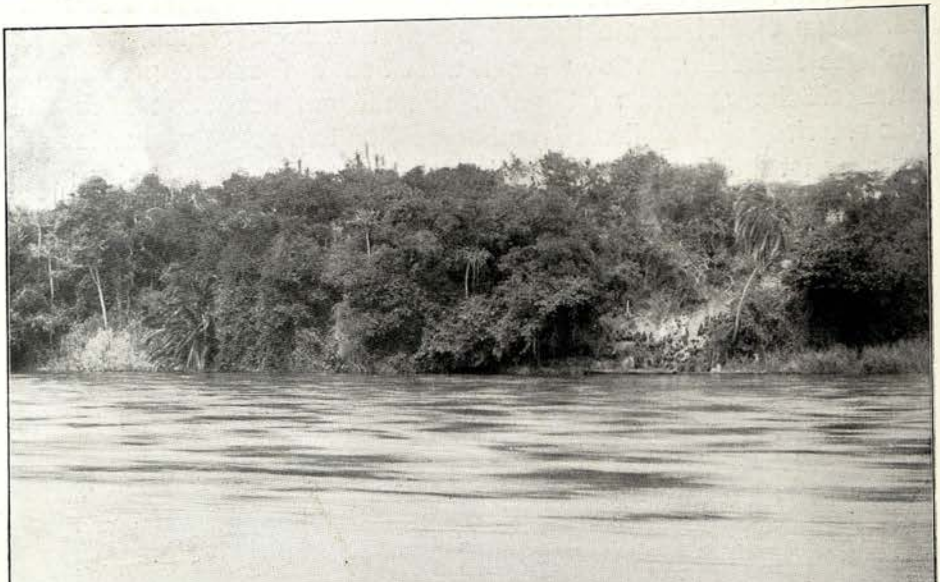


Abb. 57. Kagera-Fähre Kwa-Kikobe an der Nordostgrenze Karagwes.

durchflossen hat, tritt von beiden Seiten das Tonschiefergebirge bis dicht an ihre Ufer heran und sie muß sich hier in außerordentlich charakteristischen Mäanderwindungen ihren Weg durch die Berge bahnen. Der Papyrussaum wird hier schmaler und an den Ufern sehen wir zahlreiche Schirmakazien und Phönixpalmen. Bei Kanjonsa ändert sie in scharfem Knick ihre bisher verfolgte Südnordrichtung und wendet sich nach Osten. Sie durchfließt 23 km weit die Ebene Kiwimbiri, um sich dann bei der Mrongo-Fähre wieder in zahlreichen Windungen und über mehrere wildschäumende Katarakte ihren Weg durch die hart an ihre Ufer tretenden Bergzüge Karagwes und Ankoles zu bahnen.

Hier an dem Kanjonsa-Knie (siehe Abb. 1 im I. Kapitel) befindet sich eine Fähre, die aus höchst dürftigen Doppeleinbäumen besteht, die nicht mehr als 4 Mann tragen können. Der auf dem Bilde sichtbare

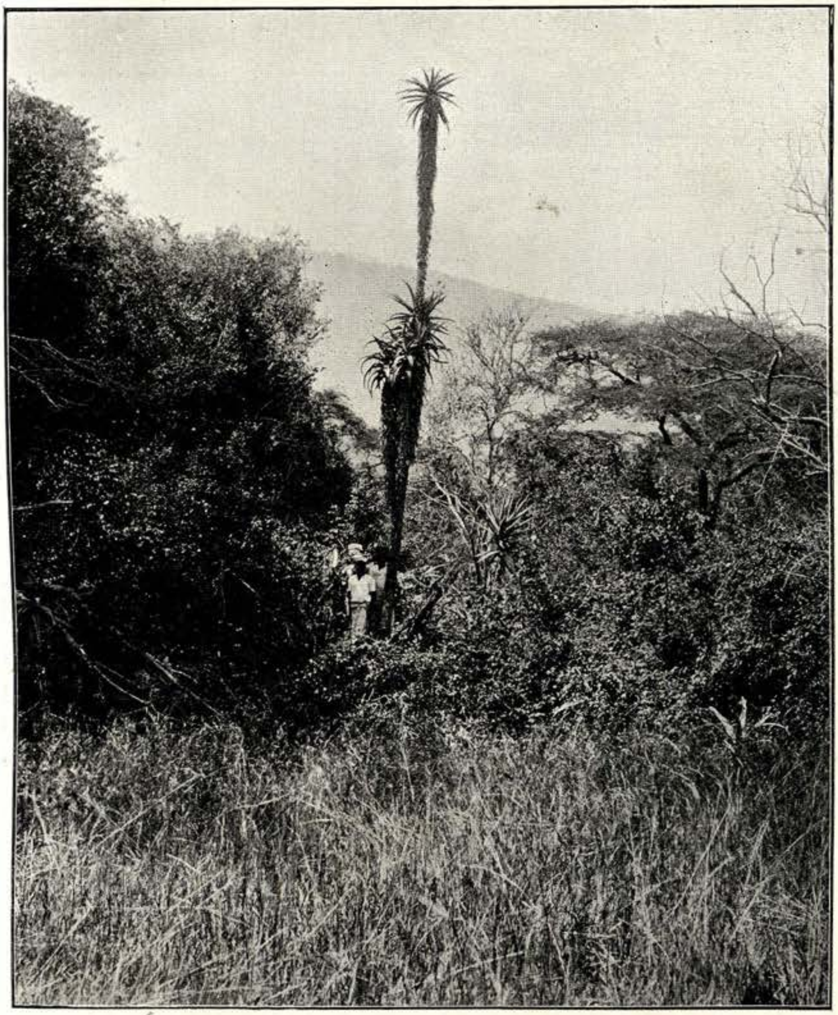


Abb. 58. Am Kagera-Ufer bei Nsungesi.

große Einbaum ist erst seinerzeit von der deutschen Grenzexpedition mit vieler Mühe und mit Rücksicht auf die zahlreichen Katarakte meist auf dem Landwege von 50 Eingeborenen dorthin transportiert worden. Er stammt aus dem Buddu-Walde. Der Akazienbaum liefert eben keine besseren Fahrzeuge, wie die auf Abb. 56 sichtbaren Doppeleinbäume.

Das Übersetzen einer größeren Europäerkarawane beansprucht wegen der reißenden Stromgeschwindigkeit der Kagera einen halben Tag.

Das offene Wasser der Kagera ist hier etwa 50 m breit und zu beiden Seiten eingesäumt von einem 30—100 m breiten Papyrusstreifen, in dem zahlreiche Flußpferde und Krokodile leben. Die Flußtiefe

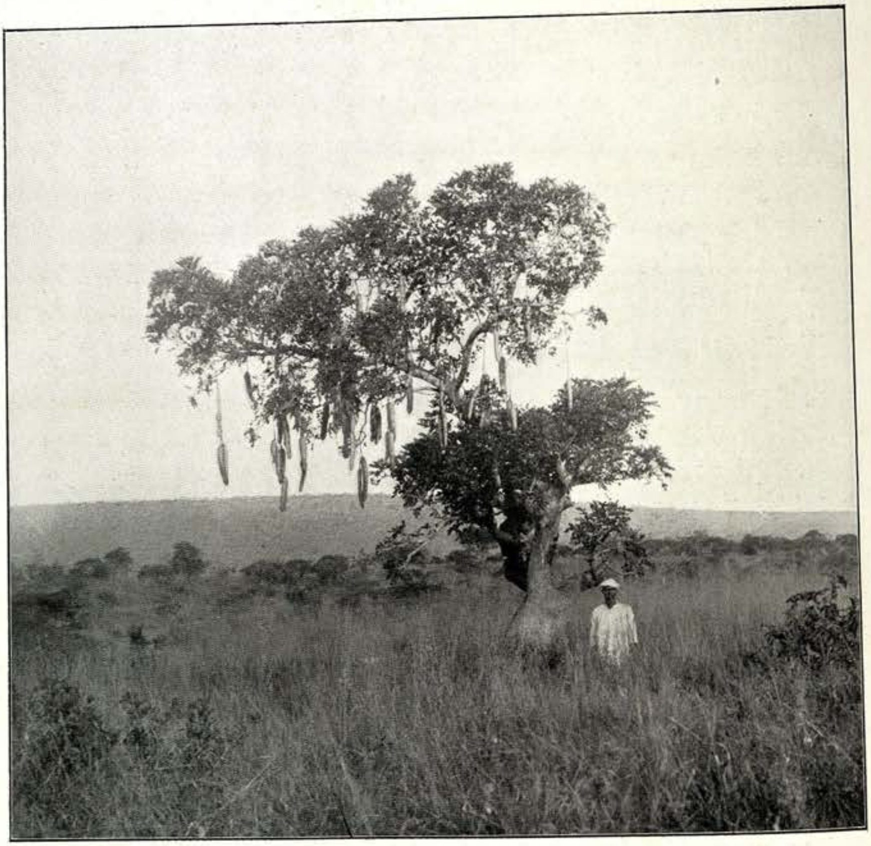


Abb. 59. Leberwurstbaum in der Kagera-Ebene.

wechselt. Im allgemeinen habe ich eine Tiefe von 1½—2 m festgestellt, fand aber auch Stellen, wo selbst mit einer 4 m langen Stange kein Grund zu finden war. Die Stromgeschwindigkeit beträgt im Durchschnitt 1 m in der Sekunde, wächst aber zur Regenzeit bis zu 1½ m.

Die Kagera ist im Norden Karagwes wegen zahlreicher Katarakte leider noch nicht schiffbar, sie wird es erst an der Ostgrenze, etwa 4 Wegstunden unterhalb von Kwa-Kikobe bei 31° 5′ östl. Länge, und bleibt es dann, wie ich im Gegensatz zu früheren Behauptungen durch Befahren des Stromes festgestellt habe, bis zur Mündung. Ver-

schiedene Male teilt sie sich und bildet durch Inseln getrennte Arme. Diese Inseln sind mit Baum, Busch und Schlinggewächsen dicht bestanden. Zu beiden Seiten ist sie bis auf wenige Partien, bei denen die Ufer steil abfallen, mit einem durchschnittlich 50 m breiten Papyrusstreifen eingesäumt.

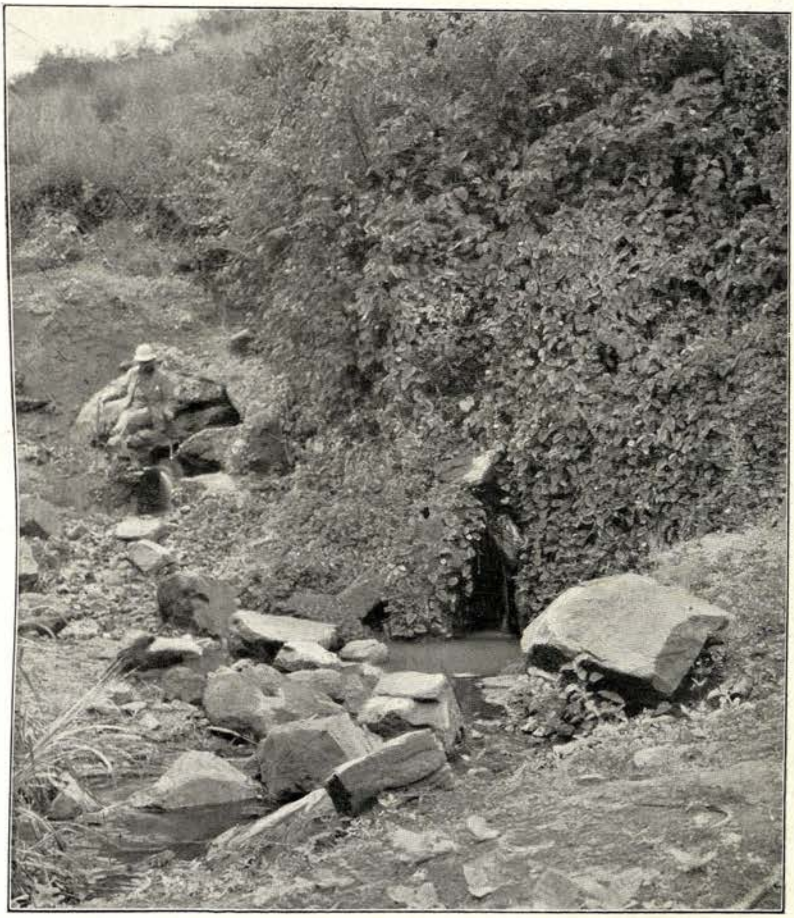


Abb. 60. Die heißen Quellen von Mtagata.

Wie zahlreich die sonst sehr scheuen und schwer zu sichtenden Krokodile in diesem Flusse sind, davon konnte ich mich überzeugen, als wir bei der Topographie lautlos zur Mittagsstunde an das Kageraufer gelangten. Es war eine offene Stelle, an der das Ufer 20 m steil abfiel. Vor mir mitten im Strome befand sich eine kleine kahle Insel und auf ihr lagen, sich behaglich sonnend, dicht nebeneinander Leib an Leib wie

die Ölsardinen in der Büchse, 37 Krokodile, darunter einige riesige Exemplare. Nichts rührte sich an diesen Tieren, so daß ich achtlos vorbeimarschiert wäre, hätten meine Leute mich nicht auf sie aufmerksam gemacht. Ich wartete eine geraume Zeit und hoffte, daß etwas Leben in diese stumpfsinnige Gesellschaft kommen würde, jedoch vergeblich. Beim ersten Schuß aber, den ich auf das größte der Krokodile abgab, stürzten sie alle mit einer Geschwindigkeit, die ich den auf dem Lande so plumpen und ungeschickten Tieren nie zugetraut hätte, in die Kagera, so daß das Wasser hoch aufschäumte.

Unter den Negern herrscht immer große Freude, sobald eins von den ekelhaften Tieren erlegt ist, hat doch so mancher schon durch diese sein Leben lassen müssen. Auch von uns fiel ein schwarzer Unteroffizier, der ein sehr guter Schwimmer war, den Krokodilen zum Opfer, als er die nur 50 m breite Kagera an der Mrongo-Fähre durchschwimmen wollte. Vier Wochen vorher war 3 Stunden weiter unterhalb der Mrongo-Fähre der englische Präparator Mr. Dogget gleichfalls eine Beute der Krokodile geworden.

Die Kageraufer sind mit einem dichten, aber nur schmalen Galeriewald eingefaßt, der oft prachtvolle hochstämmige Schirmakazien und Phönixpalmen und außerdem ein außerordentlich dickes Unterholz enthält (Abb. 56, 57, 58), so daß man erst, abgesehen von den wenigen Fährstellen, nach stundenlangem mühevollen Ausholzen zum Flusse gelangen kann.

Die Bäume sind belebt von zahlreichen Affen (Meerkatzen und Hundsaffen) und von zum Teil wunderbar buntgefiederten Vögeln, so daß eine Kagerafahrt, vorausgesetzt, daß einem nicht wie mir von einem alten angeärgerten Flußpferdbullen das Boot zerbrochen wird, sehr reizvoll ist.

12 km östlich von der Mrongo-Fähre verläßt die Kagera deutsches Gebiet und fließt in einem 6½ km langen Bogen durch englisches. 10 km westlich von Kiboroga tritt sie aus dem Gebirgsland heraus und strömt — jetzt nicht mehr in so zahlreichen Mäanderwindungen — durch eine sehr dünn bevölkerte, mit dichtem Busch bedeckte Ebene, in der sich verschiedene Antilopenarten (Jimera, Schwarzfersenantilope, Pferdeantilope, Riedbock), ferner Wildschweine, zahlreiche Perlhühner und Feldhühner, sowie, allerdings nur vereinzelt, sogar Nashörner aufhalten. In dieser Ebene fand ich wiederholt recht stattliche Vertreter des sogenannten Leberwurstbaumes (Kigelia). S. Abb. 59.

Die fraglos interessanteste Naturerscheinung Karagwes sind die heißen Quellen von Mtagata (Abb. 60), die in einem schattigen, dicht verwachsenen kleinen Quertale des tief eingeschnittenen Kaschanda-Tales in einer Höhe von 1450 m entspringen. Mit einer Temperatur von 52,5° C.

strömt in kräftigem Strahl dampfend das klare Wasser aus den roten Tonschiefern am Hange des Mtagata-Sattels hervor, sammelt sich dicht unterhalb in einem natürlichen Felsbecken und fließt in schmalem Rinnsal in ein zweites, ganz ähnliches, tiefer gelegenes Becken. Diese beiden werden von den Eingeborenen sehr praktischerweise gleich als Bade-

Abb. 61. Badende kranke Eingeborene in Mtagata.

wannen benutzt. Von früh bis spät kann man darin Eingeborene mit Hautkrankheiten und bösen Wunden Heilung suchend sitzen sehen. (Abb. 61.)

Rührend war die Sorge eines Elternpaares, das aus seinem 3 Tagemärsche weit entfernten Dorfe dorthin gewandert war, um für sein an zahlreichen Geschwüren erkranktes Kind Heilung zu suchen. Fast den ganzen Tag saßen die Eltern mit dem kläglich wimmernden Kinde in der Bade-

wanne, vormittags die Mutter, nachmittags der Vater. Als ich sie darauf aufmerksam machte, daß es unmöglich gut sein könne, wenn sie den ganzen Tag das Kind in dieses warme Wasser hielten, schüttelten sie ungläubig den Kopf und behaupteten, je länger das Kind in dem Wasser säße, desto schneller würde es gesund.

Ich war außerordentlich überrascht, gerade in dem klimatisch doch so gesunden Karagwe so viel kranke Eingeborene zu finden. Besonders traurig war der Anblick der zahlreichen rhachitischen Kinder. Ob die Hautkrankheiten schon immer hier in Karagwe geherrscht haben

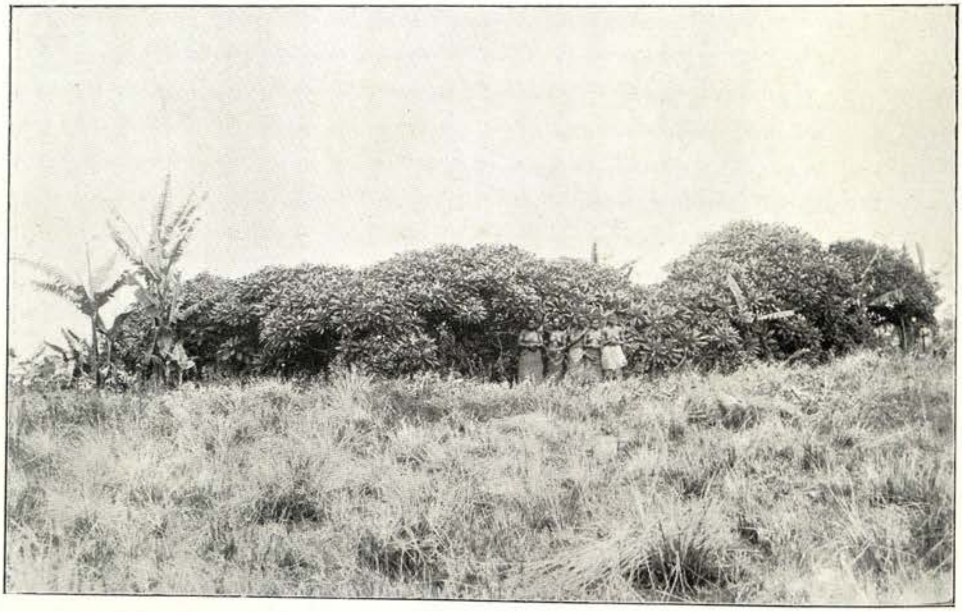


Abb. 62. Auf den Bergen Ankoles.

oder, was wohl wahrscheinlicher sein dürfte, erst infolge der Kriegszüge der Waganda von diesen hierher verschleppt sind, habe ich nicht feststellen können.

Wer glaubt, daß man in Afrika umsonst baden kann, der irrt sich. Der kleine Häuptling, zu dessen Bezirk die heißen Quellen gehören, hat sich diesen Umstand sehr praktischer Weise zunutze gemacht. Er erhebt von den Eingeborenen, die hier baden wollen, eine Kurtaxe. Wer nur einige Tage baden will, zahlt hierfür etwas Lebensmittel oder auch Kaurimuscheln und Perlen. Wer jedoch eine mehrwöchige Kur gebraucht, hat mehrere eiserne Hacken oder auch eine Ziege zu bezahlen. Hierfür haben dann die Badegäste die Berechtigung, die auf der

Abbildung 61 sichtbaren „Kurhäuser“ zu benutzen. Es ist ein jammervoller Anblick, in diesen elenden, halbzerfallenen Hütten die von üblen Krankheiten geplagten Eingeborenen eng aneinander gedrängt hausen zu sehen.

In unmittelbarer Nähe der Quellen hat sich in angenehmem Gegensatz zu der sonst recht einförmigen Vegetation Karagwes eine üppige Flora entwickelt. Wir sehen rot- und gelbblühende Winden sich über die dichten Büsche ranken, und in dem warmen Wasser gedeihen, einzig dieser hohen Temperatur angepaßt, blaugrüne Algen,

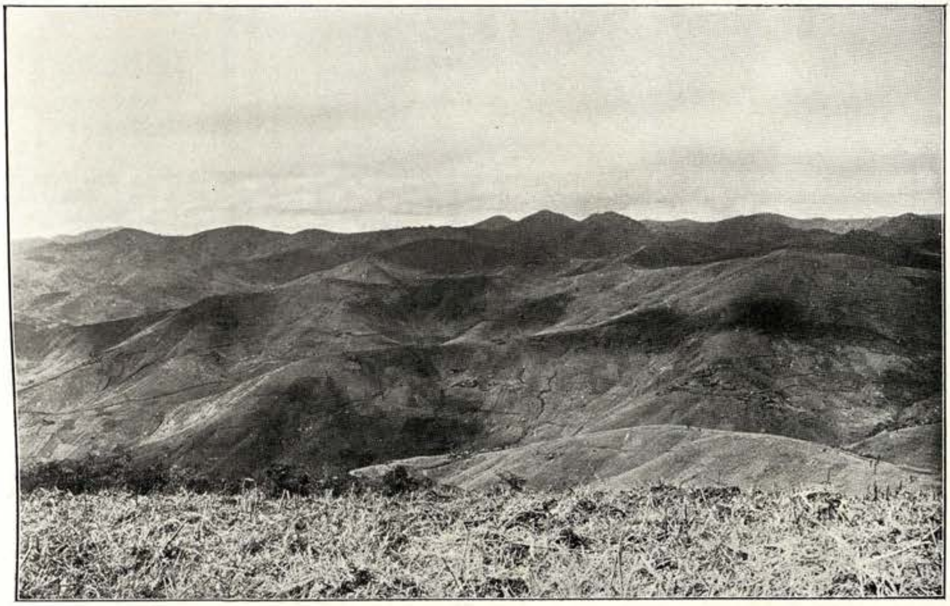


Abb. 63. Auf den Bergen Ruandas in 2500 m Höhe.

die sich malerisch von den weißleuchtenden Quarzblöcken abheben, die den Lauf der Quelle umsäumen, daneben erfreuen im Vergleich zu dem ewigen Einerlei der Schirmakazien hohe, schattige Ficusbäume das Auge. An den Büschen und Bäumen in der Nähe der Quellen haben die Eingeborenen Opfergaben aufgehängt, die, der Armut der Wanjambo entsprechend, nur aus Steinen, in Bananenbast gewickelt, oder in dürftigen Fetzen von Rindenstoff und Zeug bestehen.

Auch wir Gesunden verabsäumten nicht, hier ein erfrischendes Bad zu nehmen. Meine Träger und Boys benutzten den Ruhetag sogar in höchst anerkennenswerter Weise nicht allein zum Baden, sondern auch zum Waschen ihrer der Reinigung sehr bedürftigen Kleidungsstücke. Sie

behaupteten, daß sie hier keine Seife gebrauchten, das warme Wasser reinige die Kleider auch ohne Seife. Natürlich trank ich auch von den heißen Quellen. Das Wasser ist ganz klar und völlig ohne Geschmack. Ich konnte weder Kohlensäure, noch Salz, noch Schwefel feststellen. — Nach der Schilderung Karagwes möchte ich mich gleich noch Ankole zuwenden.

Abb. 64. Wahutu aus Nord-Ruanda.

Es liegt zum größten Teil in englischem Gebiet; wir finden aber auch hier noch weit nach Norden vorgeschoben zahlreiche Wanjambo. Die anderen Bevölkerungselemente sind Waganda, Mischungen aus Waganda und Wanjambo und zum geringeren Teil auch noch Wahima, die sich aber leider schon sehr mit der Urbevölkerung vermischt haben. Ankole ist ein Bergland mit welligen, zwischen den Höhenzügen gelegenen Steppen. Es liegt nördlich von Mpororo und Karagwe und wir finden

hier die gleichen geopraphischen Eigentümlichkeiten, wie in diesen Ländern, so daß ich von einer näheren Beschreibung absehen kann.

Bei der Mrongo-Fähre reicht Ankole auf eine Länge von 15 km, in das deutsche Gebiet übergreifend, an die Kagera heran, bleibt alsdann im weiteren Verlaufe dieses Stromes englisch, um noch einmal in einem 50 km

Abb. 65. Wanjambo aus Karagwe.

langen Streifen zwischen Nsungesi und Jakanjassi deutsch zu werden; an letzterem Orte stößt es mit der Landschaft Buddu zusammen.

Die Bewohner von Ankole haben ebenso wie die Waganda früher häufige Einfälle nach Karagwe gemacht und viel Vieh geraubt. Seit Errichtung der Station Bukoba herrschen aber dort geordnete Verhältnisse. Als Distrikts- und Dorfchefs fand ich in Ankole wiederholt Waganda, was auf englischen Einfluß zurückzuführen ist. Die Bezeich-

nung Wakimbiri für die Urbevölkerung Ankoles, die Stuhlmann anführt, habe ich bei vierwöchigem Aufenthalt dort nicht gehört.

Abb. 66. 14jähriger Mhutu-Knabe.

Das Land ist hiermit skizziert, betrachten wir uns jetzt seine Urbevölkerung. Sie gehört zu der eingesessenen Rasse der Bantu. Bei den Wanjambo Karagwes, Mpororos und Ankoles ließen sich

unterscheidende Merkmale gar nicht nachweisen und bei den Wahutu Ruandas sind solche wohl vorhanden, jedoch nur äußerlicher Natur und bedingt durch die veränderten klimatischen und geographischen Verhältnisse. Das ungemein zerklüftete Gebirgsland Ruanda mit seinem für afrikanische Verhältnisse rauhen Klima hat einen kräftigen, wetterharten Menschenschlag geschaffen. Die stark anwachsende Bevölkerung wird gezwungen, von Jahr zu Jahr in harter, schwerer Arbeit immer

Abb. 67. Wanjambo-Männer aus Karagwe.

mehr Urwald und Urbusch (im Vulkangebiet) in Kultur zu nehmen. Künstliche Terrassen müssen angelegt werden, um auch die steilen Berghänge bebauen zu können (Abb. 63). Hier reicht naturgemäß die Arbeitskraft des Weibes nicht mehr aus, der Mann muß tatkräftig mit Hand anlegen. Man sieht es, wie Tafel V und Abbildung 64 ja auch zur Genüge beweisen, den breitschulterigen, muskulösen Leuten mit ihrem starken Brustkorb recht wohl an, daß sie nicht wie ihre Vettern in Kisiba unter schattigen Bananen ein paradiesisches Dasein

führen. Kann man es den Leuten verübeln, wenn sie das, was sie in harter Arbeit dem Boden abgerungen haben, nicht mit anderen teilen wollen? Daß sie unter dem Joch der Watussi seufzen, jeden Fremdling mit Mißtrauen empfangen und dort, wo sie nur die geringste Aussicht auf Erfolg haben, wie im Norden Ruandas, immer wieder versuchen, die Herrschaft der Watussi abzuschütteln?

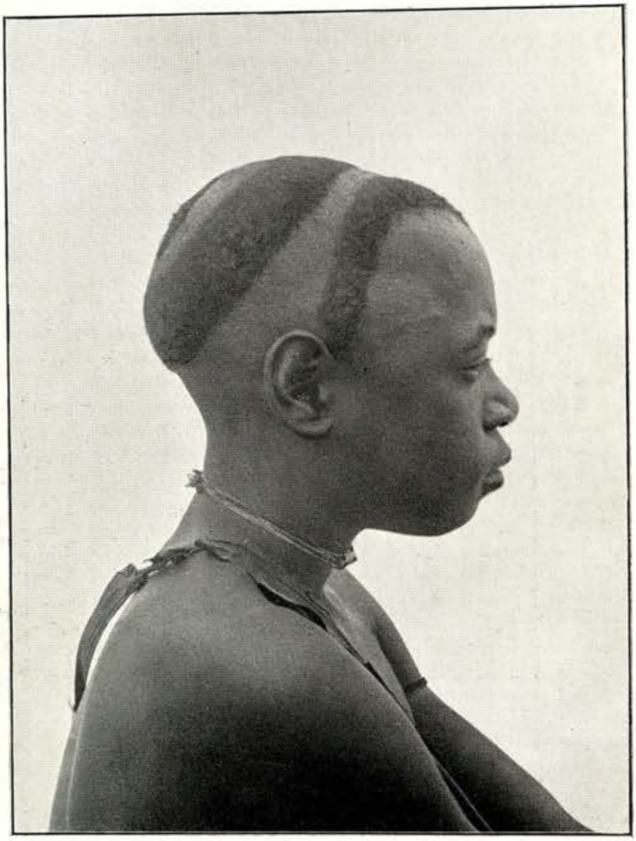


Abb. 68. Haartracht.

Die unterscheidenden ethnographischen Merkmale zwischen den Wahutu und den Wanjambo bespreche ich später. Jetzt zu den Wanjambo.

Schon der Vergleich unserer Abbildungen mit den im vorigen Kapitel gezeigten Wahimaköpfen und -Gestalten wird die außerordentlichen charakteristischen Unterschiede der beiden Rassen rein äußerlich beweisen. Wir sehen hier grob geschnittene, unschöne Gesichtszüge, breite Nasen, aufgeworfene Lippen und den plumpen Rundschädel der Bantuneger. Auch der finstere, verschlossene und stumpf-

sinnige Gesichtsausdruck der Wanjambo und Wahutu steht im auffallenden Gegensatz zu den offenen, intelligenten und stolzen Gesichtern der Wahima.

Der gedrungene, kräftige und muskulöse Körperbau mit breiten Schultern und Brustkorb ist aus den Abbildungen 64 u. 67 ersichtlich. Die Leute sind nach unseren Begriffen als mittelgroß zu bezeichnen. Nur in Karagwe finden wir oft hohe und schlanke Gestalten (Abb. 65).

Eine ganz eigenartige Erscheinung, von mir in vier Jahren nur zweimal beobachtet, ist der auf Abbildung 66 sichtbare, etwa 14 jährige

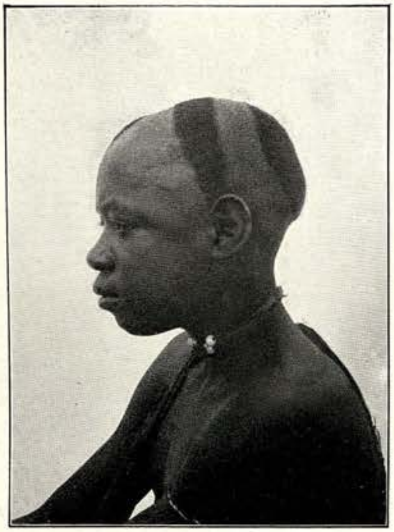


Abb. 69 u. 70. Haartrachten.

Knabe, der bei durchaus normalen männlichen Geschlechtsteilen deutlich entwickelte Brüste hat.

Tätowierung sowie sonstige, durch Erweiterung der Ohrlappen, Einschlagen oder Anfeilen der Zähne usw. hervorgerufene „Verschönerungen" sind nicht üblich. Die auf Abbildung 67 sichtbare, außerordentlich stark hervortretende Ornamenttätowierung ist lediglich eine Nachahmung der Watussigebräuche.

Man kann sehr häufig in Afrika die Beobachtung machen, daß die unterjochten Völkerstämme die Sitten und Gebräuche ihrer Sieger nachäffen, in der verfehlten Hoffnung, ihnen dadurch ebenbürtig zu werden. Ich erinnere nur an die Bakulia und Wassonjo, die ja als Masaiaffen hinreichend bekannt sind.

Um bezüglich der soeben genannten Abbildung 67 keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, möchte ich noch erwähnen, daß die Männer lediglich auf meine Veranlassung hin (um nämlich die Brust beim Photographieren freizulegen) ihre Felle um die Hüfte geknotet haben. Es ist nicht etwa die dort übliche Sitte.

Die Haartracht ist verschieden, ganz nach dem Geschmack der Leute. Sie rasieren sich die Haare ganz ab, lassen sie auch natürlich

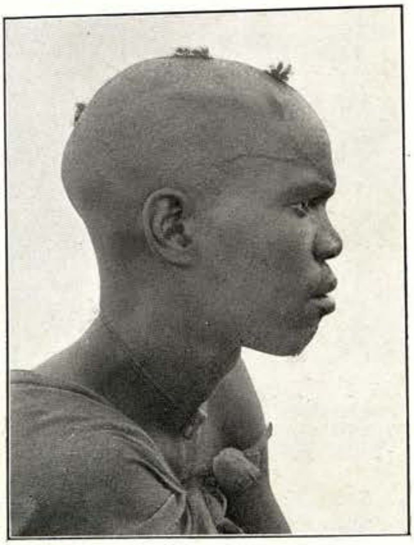


Abb. 71. Haartracht.

wachsen, rasieren sich ferner die Haare spiralförmig aus (wieder eine Nachahmung der Watussigebräuche, s. Abb. 68, 69, 70 und Tafel VI), oder aber, was die Bilder 71 u. 72 deutlich veranschaulichen, sie rasieren sich die Haare ab und lassen nur einzelne kleine Haarbüschel stehen, die wie Fliegen auf der kahlen Kopfhaut sitzen, eine Haartracht, die ich in Ruanda nie beobachtet habe. Ganz vereinzelt, beim männlichen Geschlecht jedenfalls, fand ich die auf Tafel V sichtbare Haartracht des etwa 15 Jahre alten Knaben, der sich seine Haare in zahlreiche Strähnen geflochten hatte.

Schmuck wird von den Männern sehr wenig getragen. Man sieht an den Handgelenken einige eiserne Ringe, und zwar massive oder dünne

geflochtene; um den Hals, teils als Schmuck, teils als Amulette, an Schnüren aufgereihte Holz- und Knochenstücke, zuweilen auch Schaf- und Ziegenhörner, abgeschnittene Stücke von Rohr, Hauer von Wildschweinen, seltener Perlen und kleine eiserne Schellen.

Die Bekleidung besteht fast durchweg aus Fellen, seltener aus Stoffen. Diese Felle werden in folgender Weise hergerichtet:

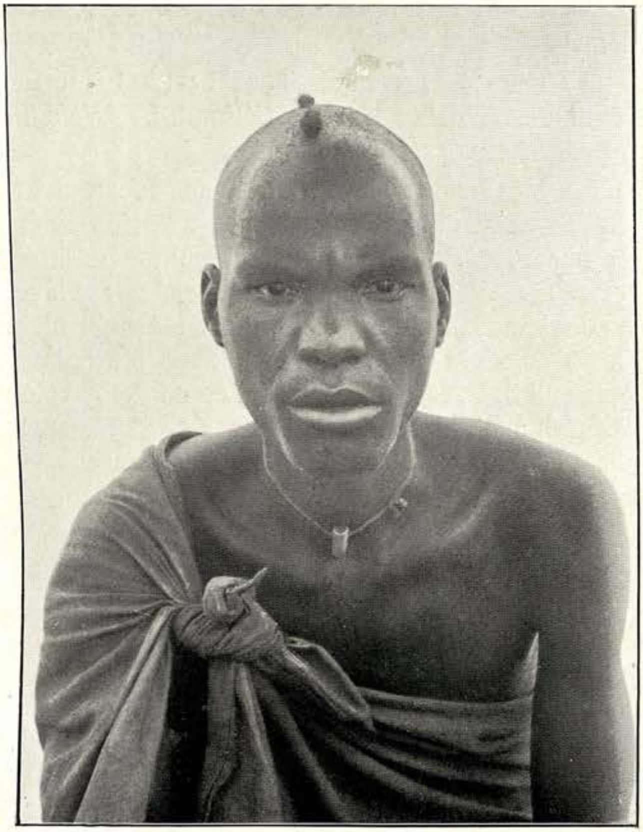


Abb. 72. Haartracht.

Unmittelbar nachdem das Fell abgezogen ist, wird es an zahlreichen kleinen Pflöcken auf dem Erdboden ausgespannt. Sobald es trocken, wird die eine Seite mit dem Messer abgekratzt und dann mit Steinen abgerieben, bis das Fell leidlich geschmeidig ist. Die behaarte Seite wird nach innen getragen, jedoch kommt es auch vor, daß die Leute besonders schöne Antilopenfelle, wie das der Schwarzfersenantilope, mit dem Fell nach außen tragen. Das Fell wird unterhalb des linken Armes

durchgezogen und auf der rechten Schulter zusammengeknotet, es bleiben somit beide Arme frei und die rechte Körperseite unbedeckt.

Stoffe waren bei den Wapororo, als wir im Jahre 1902 dort eintrafen, so gut wie unbekannt, wurden aber, besonders der weiße Baumwollstoff (Merikani), von den Leuten sehr gern genommen. Selbst wenn der Mann nur ein armlanges Stück Zeug erhielt, was kaum genügte, um seine Hüften zu bedecken, so war dies für ihn doch schon ein hinreichender Grund, das Fell abzulegen und sich mit diesem winzigen Stoffstück zu bekleiden.

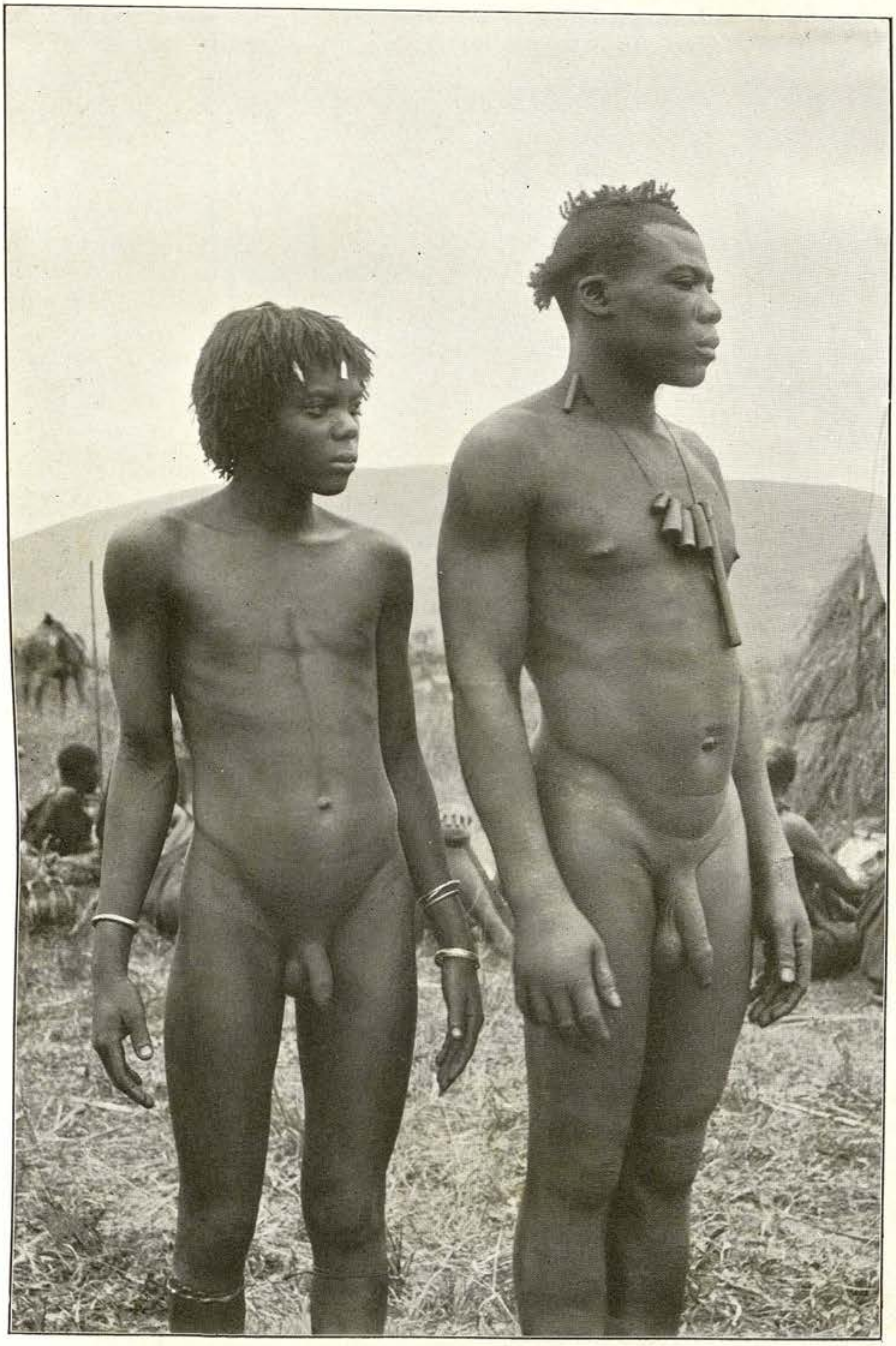
Außerdem gingen dort noch als Tauschartikel rote Perlen, wollene Decken und bunt durchwirkte Tücher (Kitambi). Weniger gern nahm man die bunt bedruckten Kattune (Kanga).

Wir fanden hier wieder bestätigt, was schon Schweinfurth berichtet, daß die Tauschartikel der Mode unterworfen sind. So wollten die Leute hier nur rote Perlen und verschmähten unsere blauen und weißen, während die Wageia östlich des Sees nur blaue wünschten. Woher diese Geschmacksrichtung kommt, weiß ich nicht. An der Farbe allein kann es nicht gelegen haben, denn sie nahmen sehr gern blaue Stoffe (Kaniki), verschmähten indessen die roten (Bendera). Diese Mode hält sich auch nicht dauernd in der Gegend, sondern wechselt wie jede Mode. So kann man es erleben, daß Tauschartikel, die vor drei Jahren noch sich einer großen Beliebtheit erfreuten, jetzt gar nicht mehr genommen werden.

Bewaffnet sah ich die Männer nur, wenn sie zur Jagd gingen, dagegen waren sie immer, wohl mit Rücksicht auf das bergige Gelände, mit langen Stöcken ausgerüstet. Als Waffen dienen Speere mit häufig sehr minderwertigen Schäften, was auf den Holzmangel zurückzuführen ist, lange Bogen und Pfeile; Schilde führen sie nicht.

Die Speerspitzen zeigen zwei Blutrinnen, eine blank polierte Mittelrippe und scharf geschliffene Ränder. Die Speere sind 1,70 bis 2 m, die Spitze 30 bis 40 cm lang, der eiserne Schuh etwa 15 cm. Spitze und Schuh sind mit einer Tülle auf den Schaft aufgesetzt.

Neben diesen Lanzen führen die Wanjambo große, oft übermannshohe Bogen (siehe Abb. 65) und große gefiederte Pfeile, die mit einer Widerhakenspitze versehen sind. Neben diesen Widerhakenspitzen finden wir auch andere, die in ihrer Form den Speerspitzen gleichen. Die Sehne des Bogens besteht aus Bast; sie wird an dem Holz durch häufiges Umschlingen befestigt. Die Pfeile sind sehr lang und stark. Die Spitzen werden mit Bast, der vorher mit kautschukhaltigem Ficussaft getränkt worden ist, an dem Schafte befestigt. Das Holz selbst wird gegen Zerspringen an dieser Stelle durch Umwicklung von Bast



Jüngling und Mann aus West-Mpororo.

Abb. 73. Aelterer Mann aus Karagwe (Mtagata).

geschützt. Die Befiederung ist drei- und fünfflügelig, und auch an seinem unteren Teil ist der Pfeil durch eine Bastumwicklung gegen Aufspringen gesichert.

Der Bogen wird beim Gebrauch fast senkrecht gehalten. Hierbei umfaßt der Schütze die Sehne mit vier Fingern, der Pfeil liegt zwischen dem zweiten und dritten Finger (Abb. 74). Dann wird der Bogen gespannt, bis das Eisen des Pfeiles das Bogenholz berührt. Dem Europäer wäre diese Leistung, die nicht sowohl auf Muskelkraft, als vielmehr auf langjähriger Uebung beruht, nicht möglich. Schutz für das linke Handgelenk gegen das Zurückschnellen der Bogensehne sah ich hier nicht. Die Pfeile werden in langen Kalebassen oder auch in sehr

Abb. 74. Bogenschütze.

geschmackvoll geschnitzten hölzernen Köchern aufbewahrt. (Ueber die Herstellung dieser Holzköcher siehe das Handwerkerkapitel.)

Die Wanjambo sind nicht nur Ackerbauer, sondern auch Jäger, und zwar fangen sie einmal das Wild in Fallen und Gruben, oder sie ziehen hinaus in die Steppen und machen mit Hilfe großer Netze Treibjagden. Die Wildgruben werden in der Weise angelegt, daß auf dem Wechsel eine tiefe, längliche Grube mit senkrecht abfallenden Wänden ausgehoben

und mit dürren Aesten, Gras und etwas Erde überdeckt wird. Das Gelände zu beiden Seiten dieser Gruben wird mit Dornenhecken gesperrt, so daß das Wild gezwungen ist, nur diesen einen Weg zu nehmen. Betritt es die trügerische Decke, so bricht es durch, stürzt in die Grube und wird von den Wanjambo gespeert.

Mit Hilfe der Netze wird die Jagd in folgender Weise ausgeübt: Mehrere von den 1 m breiten und 20 bis 30 m langen großmaschigen

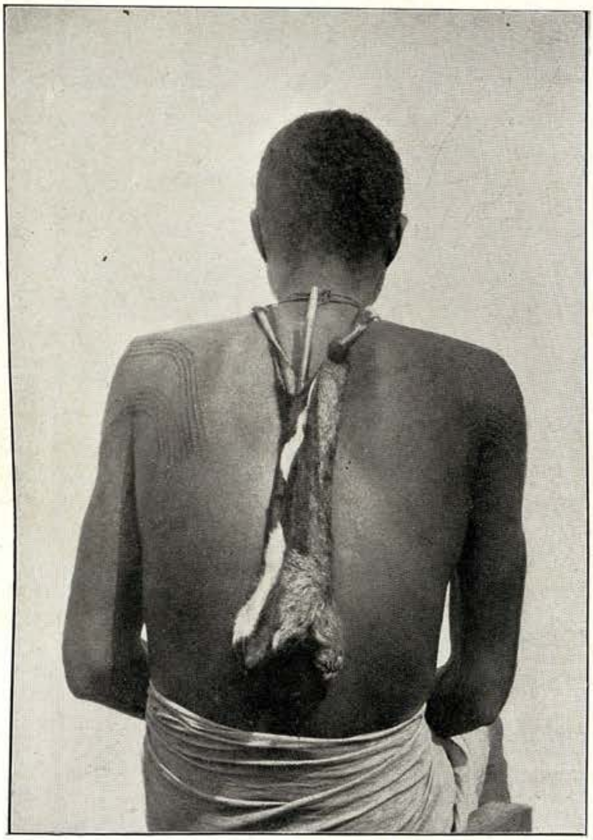


Abb. 75. Mann aus Karagwe mit Tabaksbeutel.

Netzen werden an Pfählen, Bäumen und Büschen in der Steppe ausgespannt. Dann ziehen die Wanjambo in Trupps von 50 bis 100 hinaus und treiben das Wild in die Netze. Die Tiere, die sich hierin verfangen, werden mit Speeren getötet.

So manches Zebra, Jimera, auch Pferde- und Elenantilopen, ganz abgesehen von zahlreichem kleineren Wild, fallen ihnen hierbei zum Opfer. Eine Jagd mit vergifteten Pfeilen kennen die Leute nicht.

Noch eine andere Art der Treibjagd habe ich dort draußen kennen gelernt, ohne Anwendung von Netzen. Ein größerer Trupp Wanjambo besetzt in dünner Schützenlinie, meist gedeckt durch eine Bodenwelle, einen Geländeabschnitt, und etwa 20 Mann ziehen hinaus in die Steppe und treiben dieser Kette das Wild zu. Beim Durchbrechen der Linie werden die Tiere niedergespeert. Nicht immer verläuft eine derartige Jagd harmlos. So wurden zu meiner Zeit zwei Leute, die entschieden sehr gegen ihre Absicht einen Leoparden mit aufgejagt hatten, arg zugerichtet. Auch berichteten mir die Wanjambo, daß sie bei diesen Treib-

Abb. 76. Wanjambo-Männer beim Feuererzeugen.

jagden wiederholt Löwen gesehen hätten. Sie seien dann aber stets umgekehrt, um sie nicht zu stören.

Bei der Verfolgung einer Elenherde in der Steppe am Kakitumbe-Bach sah ich etwa 1 km von mir entfernt einen Trupp von rund 60 Jägern. Ich nahm, da sie eine andere Marschrichtung hatten wie ich und sich langsam von mir entfernten, weiter keine Notiz von ihnen. Bald darauf erlegte ich einen starken Elenbullen und ging zurück, um meine Leute, die mich gänzlich aus den Augen verloren hatten, herbeizuholen. Als wir nach 1½ Stunden zu der Stelle kamen, wo ich das Elen gestreckt hatte, war von dem ganzen starken Tier nichts mehr zu finden. Wie aus den Spuren deutlich hervorging, hatten die Wanjambo, wohl an-

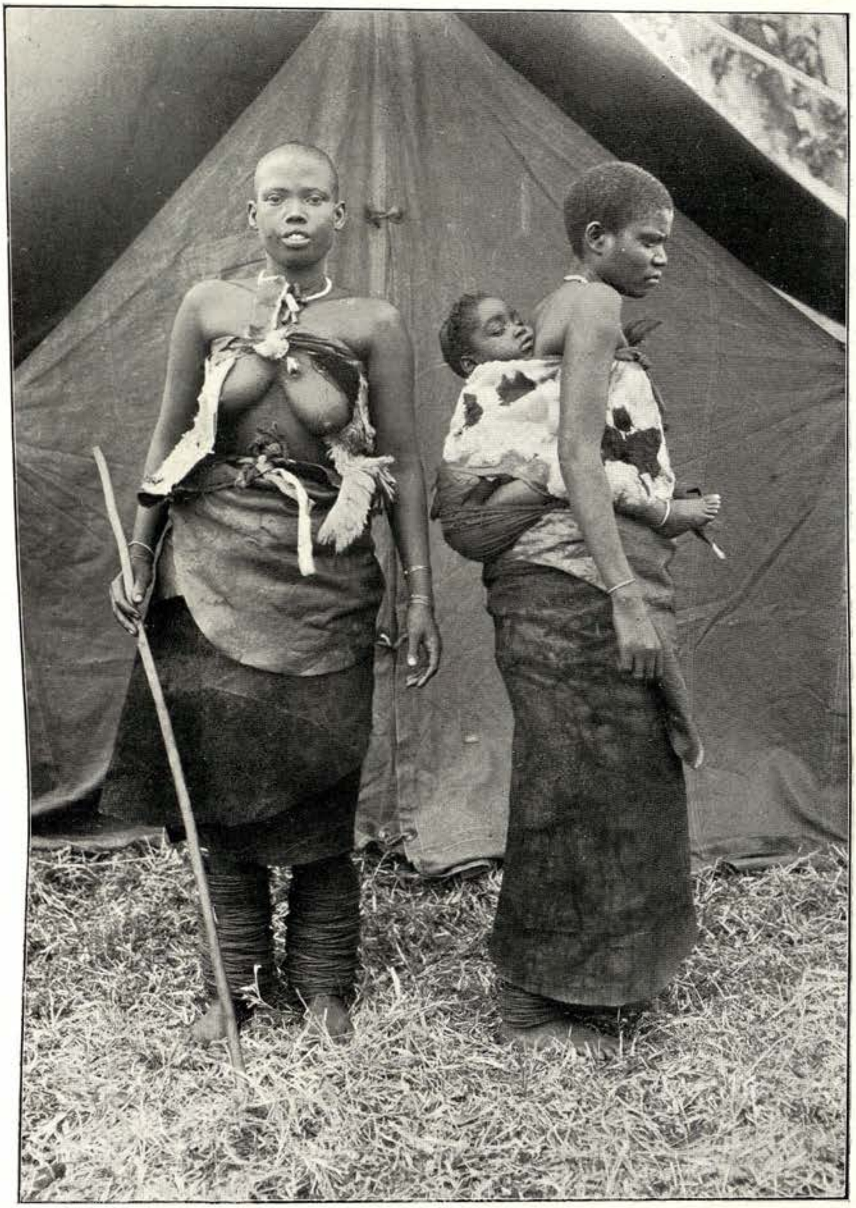


Abb. 77. Wahutu-Frauen aus Nord-Ruanda.

gelockt durch meinen Schuß, das Tier gefunden, schleunigst in Stücke zerschnitten und fortgeschleppt. Nicht einmal das schöne Gehörn hatten sie mir zum Andenken dagelassen. Eine sofortige Verfolgung war ergebnislos.

55339

Ob die Wanjambo zur Jagd ausziehen oder Verwandte und gute Freunde im Nachbardorfe besuchen, stets ist ihr treuer Begleiter der Tabaksbeutel (siehe Abb. 75). Während er bei den Wahutu Ruandas aus einem Geflecht von Pflanzenfasern besteht, fertigen ihn die Wanjambo Karagwes aus dem Balg einer Katzenart oder jungen Ziege. In diesen Beutel stecken die Männer Pfeife, Tabak und Feuerzeug; dieses besteht aus einem kleinen Brett von weichem und einem Stock von hartem Holz. Letzterer wird auf dem weichen Brettchen in schneller, quirlender Bewegung gedreht (siehe Abb. 76), bis das hierdurch abgeriebene Holzmehl und der häufig um das untere Ende des Stockes gewickelte Bast zu glimmen anfängt. Auf diese Weise hat der Mann in etwa einer Minute Feuer. Jedoch nicht jedem gelingt es, in so kurzer Zeit Feuer zu erhalten; es gehört hierzu einige Kunstfertigkeit. Jedenfalls ist es keinem von uns Europäern geglückt, auf diese Weise auch nur einen Funken zu erzeugen.

Sehr selten sah ich die bei den Waganda übliche Methode der Feuergewinnung, die darin besteht, daß glimmendes, trockenes Gras eingehüllt in frisches mitgeführt wird. Will der Mann sich seine Tabakspfeife in Brand setzen, so öffnet er die Umhüllung und bläst das langsam glimmende Gras an. Noch nach sechsstündigem Marsch erhielt ich auf diese Weise Feuer.

Ebenso typische Unterschiede wie beim Vergleich der Wahima- und Wanjambomänner finden wir bei den Frauen. Auch hier sind deutlich die charakteristischen Merkmale der Banturasse ersichtlich (siehe Abb. 77, 78 usw.). Tätowierung, Beschneidung oder sonstige künstliche „Verschönerungen“ finden bei ihnen ebensowenig statt wie bei den Männern.

Die Haartracht ist recht verschieden. Wir finden das natürliche kurze Kraushaar, das zuweilen, aber selten, ganz abrasiert oder auch mit Hilfe von Fett in zahlreiche kurze und längere Zöpfe gedreht wird (Abb. 79 und 80), und zwar sehen wir im Osten die kurzen dickeren Zöpfe, die nie bis über die Augen reichen, und im Westen längere, dünnere, die über Ohren und Augen fallen (Abb. 81 und 82). Außerdem kommen noch vereinzelt spiralförmig ausrasierte Köpfe (wie auf Abb. 83) vor. Eine ganz eigenartige Haartracht sehen wir bei dem Mhutuweib aus Nordruanda auf Abbildung 84. Ich habe diese geschmackvolle Frisur sonst nirgends wiedergefunden.

Die Haartracht der jungen Mädchen ist nicht verschieden von der der Frauen.

Nur wenig mehr Schmuck wie die Männer legen die Weiber an. Wir finden auch hier wieder eiserne massive Ringe, ferner solche, die mit

Abbildung 85 zeigt uns eine Gruppe von Wanjambofrauen aus Karagwe bei unserem Expeditionslager Kwa-Kikobe. Es sind, wie wir sehen, alles ältere Semester. Als ich den Häuptling, der mir diese Weiber zum Photographieren ins Lager gebracht hatte, fragte, ob er keine hübschen jungen Frauen und junge Mädchen habe, warum er nur diese alten Weiber herbringe, antwortete er mit frecher Stirn, schönere und jüngere gäbe es nicht in Karagwe.

Die Kinder tragen mehrere Amulette und einige wenige Eisenringe, sowie Perlen. Das natürliche kurze Wollhaar wird beibehalten,

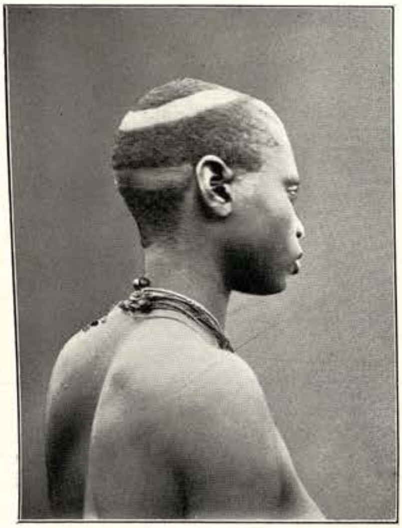


Abb. 83. Weib aus Karagwe (Haartracht).

seltener ganz abrasiert. Oft habe ich gesehen, daß die Kinder am ganzen Körper mit Erde eingerieben waren, und zwar in der Nähe der Kagera mit Kalkerde (Abb. 89). Auf meine Fragen sagten mir die Leute, daß dies ihr Heilmittel gegen Hautkrankheiten sowohl als auch gegen Brustkrankheiten und Kopfschmerzen sei. Im letzteren Falle genüge übrigens schon das Bestreichen von Stirn und Schläfen, wie wir es auf Abbildung 87 sehen.

Auf den schlechten Gesundheitszustand habe ich bei der Schilderung Mtagatas schon hingewiesen. Die Abbildung 92 zeigt uns eine Kindergruppe, bei welcher der leider oft so schwächliche rhachitische Körperbau deutlich ersichtlich ist.

Die Wanjambo sind Ackerbauer. Rinder sah ich nur sehr selten, einige Herden, die ich bei Wapororo im Westen fand, stammen sehr wahr-

scheinlich von Raubzügen her, denn wiederholt klagten mir der Sultan Katreia und die Priesterin Nyawingi, daß die Bewohner der westlichen Berge ihnen Leute erschlagen und Rinder gestohlen hätten. Ziemlich zahlreich jedoch findet man bei ihnen Ziegen und Schafe, die einer kleinen Rasse mit geraden Nasen und kurzen Hörnern angehören.

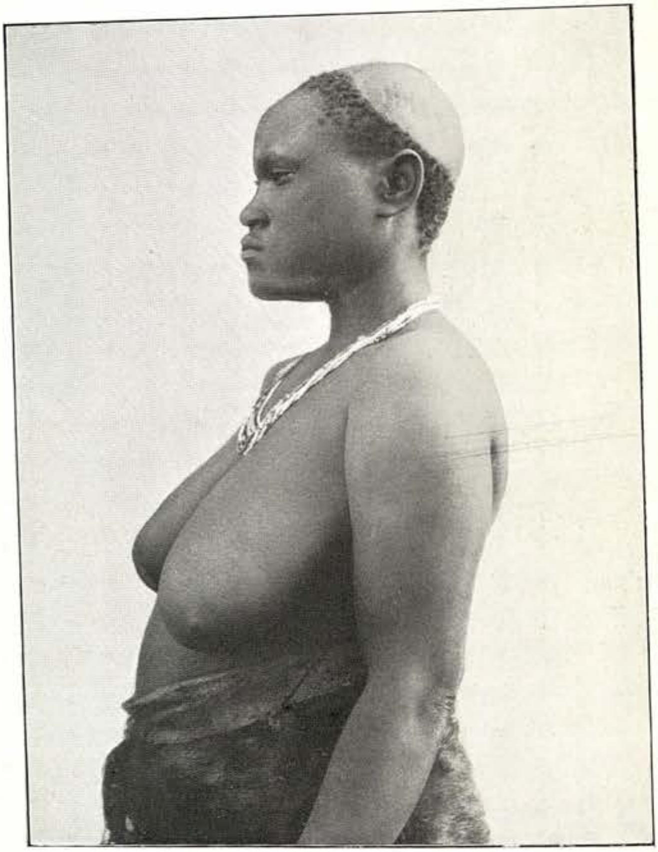


Abb. 84. Mhutu-Weib aus Nord-Ruanda.

Als weiteres Haustier ist der Hund zu nennen. Er ist zu vergleichen unserem Dorffixköter und gehört zur Rasse der gewöhnlichen Parias. Die am häufigsten vorkommende Farbe ist braun oder braun und weiß gefleckt. Die Hunde finden Verwendung bei den Treibjagden. Sehr angenehm unterscheiden sie sich von unseren Dorfhunden dadurch, daß sie nicht mit wütendem Gekläff jedem Fremdling in die Beine fahren, sondern sich sofort mit eingezogener Rute entfernen, sobald ein Fremder sich dem Dorfe nähert. Bellen können sie nicht, nur winseln und heulen,

was sie aber nur selten tun. Neben diesen vorstehend geschilderten Pariahunden gibt es in Mpororo eine Rasse von größeren Jagdhunden, die sich durch längeren Behang und höhere Läufe auszeichnen. Diese sind übrigens sehr zähe und ausdauernd. So hat ein von Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Rufua in Mpororo erworbener Hund die ganze Durchquerung Afrikas gut überstanden und ist erst nach neunmonatigem Aufenthalt in Deutschland an einer anscheinend europäischen Krankheit eingegangen.

Abb. 85. Wanjambo-Frauen aus Karagwe.

Recht zahlreich finden wir bei den Wanjambo die Hühner vertreten. Sie gehören zu einer kleinen Rasse, die auch dementsprechend recht kleine Eier legt. Die Wanjambo essen jedoch weder die Hühner noch die Eier, so daß der durchreisende Europäer sich hier recht reichlich mit ihnen versorgen kann. Die Hühner werden von den Medizinmännern nur geschlachtet, um aus ihren Eingeweiden wahrsagen zu können.

Die kegelförmigen Hütten mit bis zur Erde reichendem, an der Tür etwas vorgebautem Dach (Abb. 78) sind recht roh gearbeitet. Auf

Abb. 86. Junges Mädchen aus West-Mpororo.

die Herrichtung des Bodens der Hütte wird gar keine Sorgfalt verwandt. Höchst selten findet man das Innere der Hüttenwand etwa 1 m hoch mit Lehm verstrichen.

Die Hütten liegen im Osten Mpororos, wo die Banane noch das Hauptnahrungsmittel bildet, zerstreut und ziemlich versteckt in den Bananenhainen, in Westmpororo, wo keine Bananen mehr gebaut werden, in kleinen offenen Dörfern nahe beieinander. Sie haben keinen Mittelpfeiler und keine Spitze. Zwischen ihnen finden wir Getreidespeicher (siehe Abb. 93). Es sind lange, zylindrische, nach unten abgerundete Körbe. Sie werden durch seitliche Stützen (etwa 10) gehalten und durch ein Grasdach geschützt, das nur an einer Seite am oberen Rande eine Öffnung frei läßt. Als Abort und Misthaufen benutzen die Leute den Platz unmittelbar hinter ihren Hütten; man hüte sich daher, den schmalen, durch das Dorf führenden Pfad zu verlassen.

In der Mitte der Hütte befindet sich die Feuerstelle; hier wird nach afrikanischer Sitte auf drei Steinen gekocht. Abgeteilt durch eine Scheidewand bis etwa zu halber Höhe der Behausung befinden sich ein Raum für Ziegen und Schafe und ein Schlafraum; in diesem sieht man, jedoch nicht immer, ein Bettgestell. Dieses besteht aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen, die mit Stangen verbunden sind. Auf diesen wiederum sind Querhölzer befestigt, die mit einem Fell bedeckt werden. Häufig wird dieses auch nur auf die Erde gelegt. Selten finden wir auf dem Bettgestell und am Boden aus Schilf grob geflochtene Matten, wie sie auf Abbildung 94 sichtbar sind.

Nach unseren Begriffen bietet eine derartige rauchgefüllte, schmutzige Hütte keinen angenehmen Aufenthalt, zumal sie noch von Ratten und Ungeziefer bevölkert ist und zur Nachtzeit in ihr Ziegen, Schafe und Hühner untergebracht werden, was nicht gerade zur Erhöhung der Sauberkeit beiträgt. Jede Familie bewohnt eine Hütte. Das bebaute Land befindet sich in unmittelbarer Nähe, selten sah ich kleinere Parzellen in einiger Entfernung vom Dorfe.

In dem Schlafraume hängt das Hausgerät. Es besteht aus größeren, bis zu 20 l fassenden und aus kleineren Tongefäßen, die sehr

einfach gearbeitet sind, oben eine Einschnürung mit umgebogenem Rand und selten irgend eine Musterung aufweisen. Ferner finden wir kleine und große geflochtene Körbe, auf deren Herstellung mehr Sorgfalt verwendet wird und die recht hübsche Muster in den Farben schwarz-weiß-rot, und zwar auch im englischen Gebiet, aufweisen. Diese drei Farben werden ja dort draußen auf bequeme Weise gewonnen. Schwarz liefert die Holzkohle, weiß ein Kalkstein und rote Tonerde sowie rotes Gestein findet sich gleichfalls häufig vor.

Zum Hausgerät gehören noch (Abb. 94) die in der Regel recht langhalsigen Kalebassen, für Bier bestimmt, seltener für Wasser, die an Schnüren an den Rohrstäben der Hüttenwand aufgehängt werden. Weiterhin Trinkbecher aus Kürbis, Messer und sonstige kleine Utensilien.

Unter dem Hüttendach werden ferner noch aufgehängt die Waffen, und einen besonderen Ehrenplatz haben die Tabakspfeife und die in Bananenbast eingewickelten Tabakspakete. Die kegelförmigen Pfeifenköpfe sind aus grauem Ton sorgfältig gearbeitet und gebrannt, haben in der Regel keinen umgebogenen Rand wie in Uganda, aber oben eine Ver-

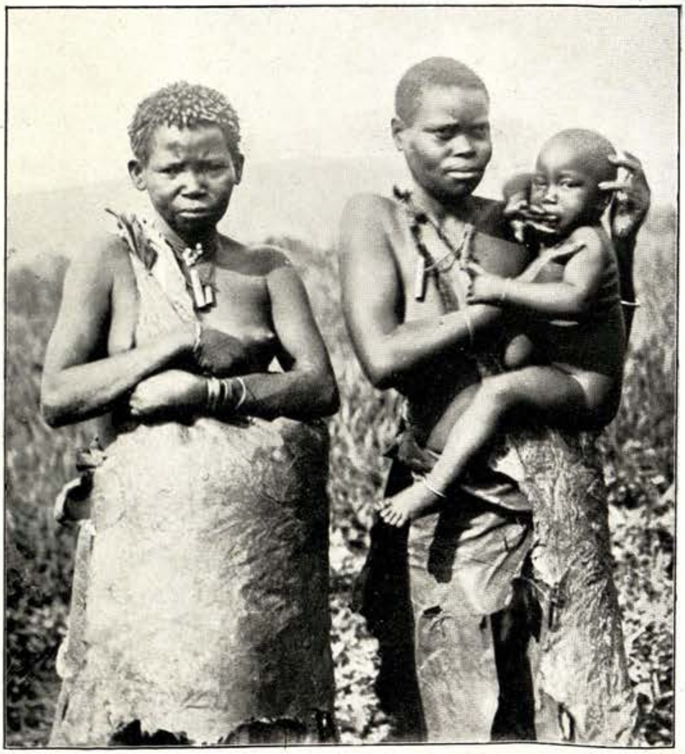


Abb. 87. Wanjambo-Frauen aus Ost-Mpororo.

zierung von Kreislinien und Strichen. Die Befestigung des Pfeifenrohres geschieht mit dünnem Eisendraht.

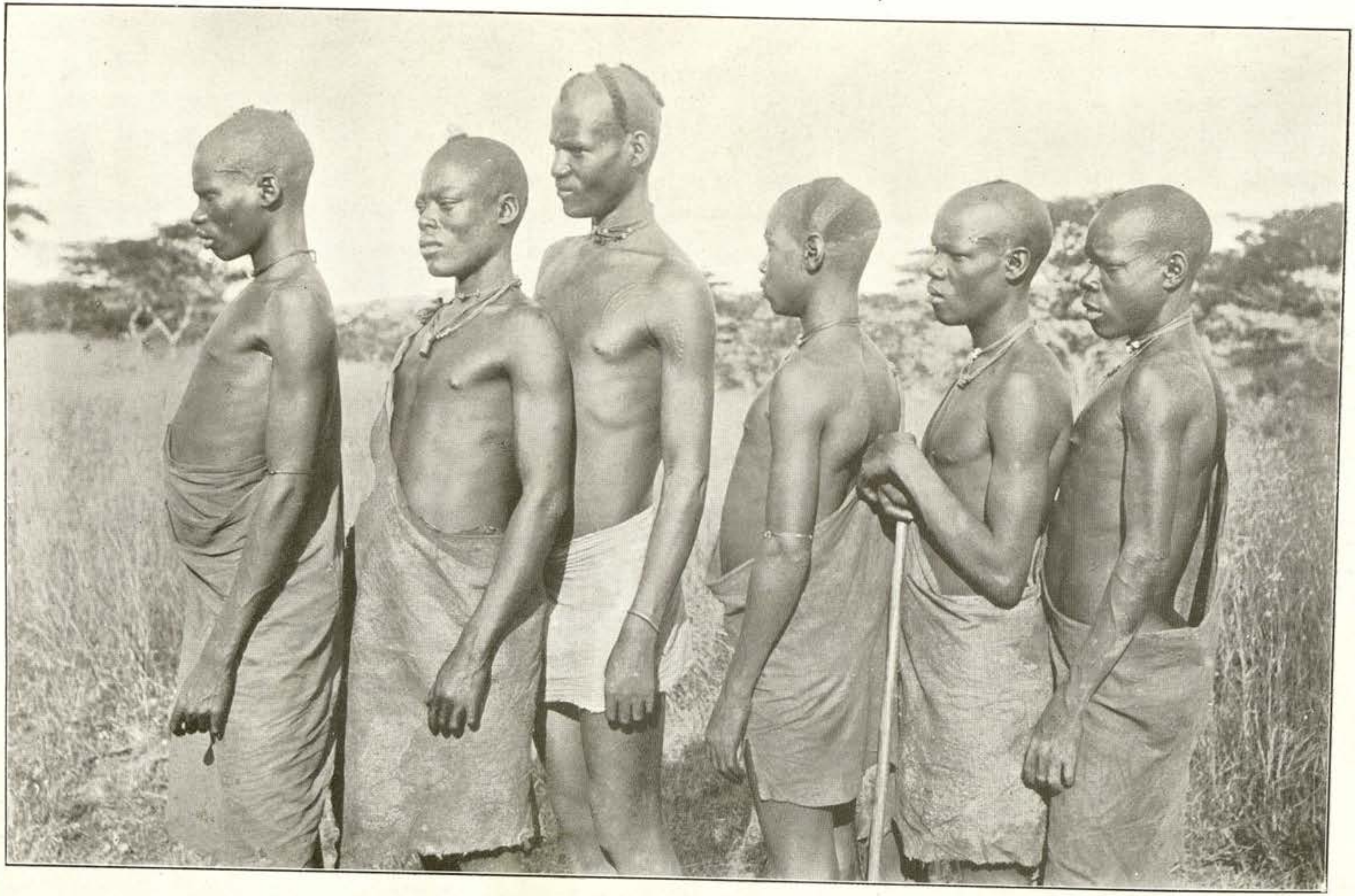
Des weiteren fand ich in den Hütten Stricke, die recht geschickt aus Baumbast zusammengedreht und etwa einen halben Finger dick waren. Aus diesen werden die 1 m breiten und 20 bis 30 m langen großmaschigen Netze für die Treibjagden gefertigt.

Musikinstrumente finden sich nur vereinzelt vor. Die Wanjambo sind eben wenig musik- und tanzliebend, im Gegensatz zu ihren Vettern

Abb. 88. 12—14jährige Wanjambo-Mädchen aus Karagwe.

in Uganda und Kisiba. Große Trommeln finden wir nur bei den Häuptlingen. Der kleine Mann begnügt sich damit, zuweilen auf der Rohrflöte zu blasen, die wie bei uns die Klarinette gehalten wird.

Außerdem finden wir bei ihnen noch Antilopenhörner, die an beiden Enden offen sind. Das Blaseloch befindet sich seitlich, und durch Schließen und Öffnen des an der Spitze angebrachten Loches mittels des Zeigefingers entstehen verschiedene mehr oder weniger schöne Töne. Dieses Horn ist jedoch weniger Musikinstrument als Signalhorn. Es



Wanjambo-Männer aus Karagwe.

dient zum Zusammenrufen der jagdlustigen Männer und auch als Kriegstrompete.

Im Dorfe, noch häufiger aber hinter dem Dorfe, finden wir kleine Fetischhütten. Es sind kaum ½ m hohe Spitzhütten mit offener Vorderwand, in denen allerhand Amulette angebracht sind, wie kleine Stücke Rindenstoff, kleine in Bast gewickelte Steine, Kaurimuscheln, Rohrstückchen und kleine Päckchen aus Bananenbast, gefüllt mit Lebensmitteln.

Abb. 89. Wanjambo-Frauen und -Kinder aus Mpororo.

Die Wanjambo leben von Bananen und den schon vorstehend erwähnten Feldfrüchten. Daneben genießen sie als besondere Delikatesse auch Fleisch, das ihnen die Jagd liefert, oder auch, allerdings nur bei feierlichen Gelegenheiten, eine geschlachtete Ziege. Als weitere Genußmittel finden wir bei ihnen Bier und Tabak.

Die Bananen werden im grünen, unreifen Zustande geerntet und zu einem dicken Brei gekocht. Die zur Bereitung von Bier (Pombe) bestimmten Bananen werden gleichfalls im unreifen Zustande geerntet, dann aber in Nähe der Hütte in eigens zu diesem Zwecke gegrabene

Löcher gehängt und so erst zum Ausreifen gebracht. Die Leute gewinnen hieraus ein recht schmackhaftes Bier.

Dort, wo es in Mpororo keine Bananen mehr gibt, wird das Bier aus Getreide zubereitet.

Meine Leute, die zum Teil aus Wasuaheli (Leute von der Küste), zum Teil aus Waheia (Leute aus dem Bukobabezirk) bestanden, tranken dieses Getreidebier nicht gern; sie behaupteten, es schmecke nicht gut und sei auch nicht stark und berauschend (kali). Letzteres muß aber doch der Fall gewesen sein, denn ich traf im Westen Mpororos am Hunga-Berge kurz nach der Erntezeit eine Hochzeitsgesellschaft, die sich, in erster Linie natürlich die männlichen Mitglieder, zum Teil aber auch die weiblichen, an dem Getreidebier total betrunken hatten, mich sehr freundschaftlich begrüßten und mir durchaus auch einen Krug davon aufnötigen wollten.

Diese mit kräftigen Trinkgelagen verbundenen Erntefeste haben sehr häufig unangenehme Folgen. Der sonst friedlich gestimmte Eingeborene fühlt plötzlich kriegerische Tugenden, und oft haben gerade zu jener Zeit Kriegszüge stattgefunden. Der Kleinkrieg zwischen den einzelnen Stämmen, ja sogar zwischen den einzelnen Dorfgemeinden ist dort draußen viel häufiger, als man hierzulande annimmt. Erst das Errichten der Militärstationen hat diesem Unwesen Einhalt geboten. Selbst

Abb. 90. Aeltere Wanjambo-Weiber aus Karagwe.

Abb. 91. Junge Wanjambo-Mädchen aus Mpororo.

der durchmarschierende Europäer ist zu dieser Zeit vor Ueberfällen nicht sicher, zumal wenn durch der Sprache nicht ganz kundige Führer Mißverständnisse herbeigeführt werden. Das sollten Kirschstein und ich, als wir Nordruanda auf sonst von Europäern nicht berührten Pfaden durchquerten, erfahren:

Während sich die Bewohner in den ersten Tagen sehr freundlich gezeigt hatten und stets mit reicher Verpflegung zu uns ins Lager gekommen waren, nahmen sie in der Umgegend des Berges Kabuje einen bedrohlichen Charakter an. Wir waren von dem kaiserlichen Residenten, Hauptmann W. v. Grawert, zwar schon in diesem Sinne gewarnt worden, mußten aber trotzdem durch dieses Gebiet hindurch, weil wir sonst zu spät den Kiwu-See erreicht hätten. Wir befanden uns in einer äußerst dicht von Wahutu bevölkerten Gegend, in der der Einfluß der Watussi aufhörte. Mehrere Tagemärsche weit haben wir überhaupt keinen Mtussi gesehen. Ebensowenig wie sie die Autorität der Watussi anerkannten, wollten sie von uns Europäern etwas wissen. Hierzu kam noch der vorstehend erwähnte, schwerwiegende Umstand, daß die Leute Erntefeste feierten, fast immer betrunken und infolgedessen sehr

kriegerisch veranlagt waren. Wir verlangten von ihnen weiter nichts als Verpflegung für unsere Karawane und einen Führer; beides gegen gute Bezahlung. Unser Führer, den wir aus dem letzten Lager mitgenommen hatten, war dadurch dienstunfähig geworden, daß er unterwegs einen guten Freund getroffen, diesem den gefüllten Bierkrug entrissen und sich in kurzer Zeit derartig betrunken hatte, daß er lallend vor der Karawane herwankte.

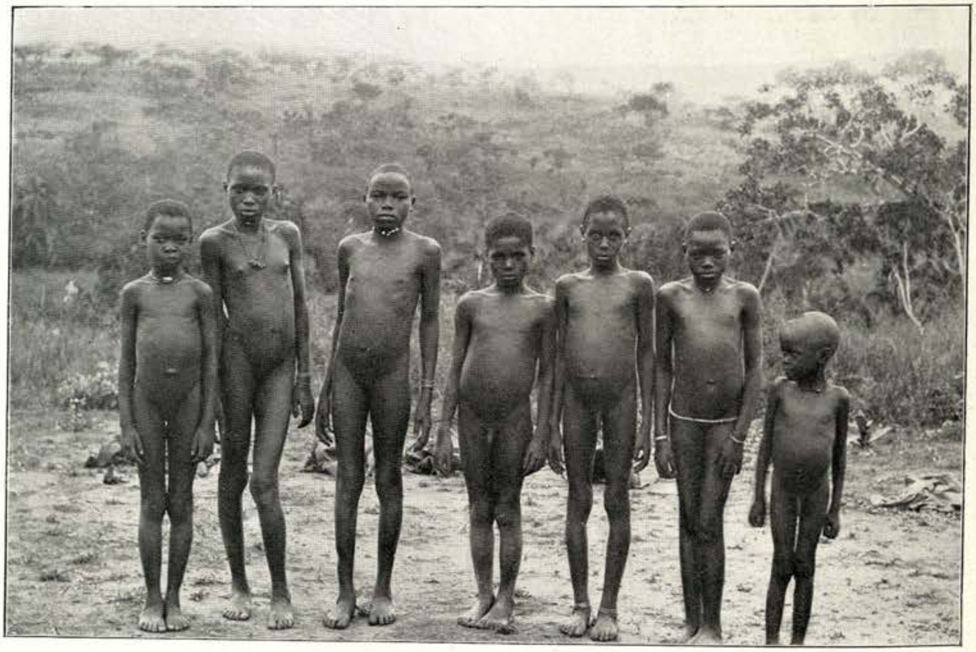


Abb. 92. Wanjambo-Kinder aus Karagwe.

Die Wahutu jedoch mißverstanden unsere friedlichen Absichten, ließen von Dorf zu Dorf ihr weithinhallendes, gellendes Kriegsgeschrei ertönen, und in wenigen Minuten konnten wir beobachten, wie die Leute aus den Tälern und von den Hängen, mit Speer, Pfeil und Bogen bewaffnet, in dichten Scharen auf uns zuströmten. Wohl wäre es möglich gewesen, mit unseren 6 Gewehren die Gegner bei Tage im Schach zu halten, doch niemals hätten wir uns gegen einen nächtlichen Ueberfall schützen können. Auf der unserem Lager gegenüberliegenden Kuppe versammelten sich die Krieger. Wir konnten beobachten, wie die Dorfältesten Rat hielten. Schon wurden Abteilungen an den Hängen entlang in Richtung auf unser Lager abgeschickt. Da beschloß ich, um Blutvergießen nach Möglichkeit zu verhindern, völlig unbewaffnet, nur mit meinem Dolmetscher, den Leuten entgegenzugehen, um mit ihnen zu verhandeln.

Als ich die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte — die Askari, die mich durchaus begleiten wollten, waren im Lager zurückgeblieben — ließ ich den auf der Kuppe versammelten Leuten durch meinen Dolmetscher zu-

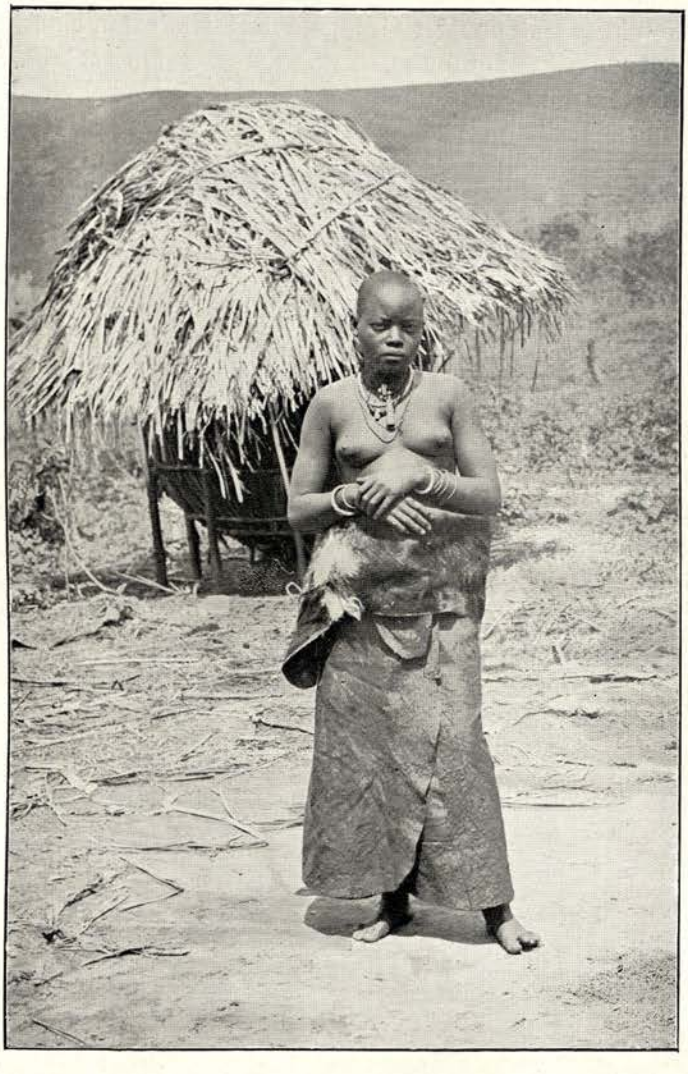


Abb. 93. Ein 14—16jähriges Mnjambo-Mädchen aus Mpororo, dahinter Getreidespeicher.

rufen, daß ich durchaus friedliche Absichten habe, wie sie daran erkennen könnten, daß ich völlig unbewaffnet sei. Ich forderte sie auf, mir ihren Ältesten zu einer Besprechung entgegenzuschicken. Längere Zeit ließen sie die Zurufe meines Dolmetschers unbeantwortet. Ein höchst kritischer

Moment, besonders deshalb, weil sich zu beiden Seiten an den Abhängen die Leute nahe an mich herangeschlichen hatten und mit ihren Bogen auf mich anlegten. Die einzige Beruhigung für mich war, daß die Pfeile nicht vergiftet waren.

Endlich löste sich aus der Gruppe der Dorfältesten einer heraus und kam gleichfalls unbewaffnet auf mich zu. Ich ging ihm ein Stück entgegen und begrüßte ihn durch kräftigen Handschlag. Der Friede war geschlossen, und innerhalb einer Stunde hatten wir die nötige Verpflegung

Abb. 94. Hausgerät der Wapororo.

und einen brauchbaren Führer. Bei einer anderen kritischen Gelegenheit bedienten wir uns nach eingebrochener Dunkelheit unserer Leuchtpistole und hatten vollen Erfolg, denn die Leute wagten nicht, Europäer anzugreifen, die mit Sternen schießen.

Kurz noch einige Worte über die Bierbereitung. Wir lernen hier zwei verschiedene Bierarten kennen, einmal die aus den Früchten der Bananen hergestellte, für die vielleicht nach der Weise ihrer Herstellung die Bezeichnung „Bananenwein" richtiger wäre, und die ganz ähnlich wie bei unserer Braumethode aus Hirse, Sorghum und Eleusine hergestellten Biere.

Das Bananenbier oder den Bananenwein gewinnt man folgendermaßen: Reife Bananen werden in einem Holztrog zerquetscht und mit

feinem Gras und etwas Wasser zusammengeknetet. Die hieraus gewonnene Flüssigkeit wird in große irdene Töpfe gefüllt, an einen warmen Ort gebracht und einem natürlichen Gärungsprozeß überlassen. Wir unterscheiden neben zahlreichen Variationen zwei Hauptsorten: Eine leichtere, wohlbekömmliche, die nur einen kurzen, und eine schwere, stark berauschende, die einen langen Gärungsprozeß durchgemacht hat.

Das aus der Körnerfrucht der Hirse, des Sorghums und der Eleusine gewonnene Bier wird folgendermaßen hergestellt: Die Körner werden

Abb. 95. Wapororo bei der Eleusine-Ernte.

etwa einen halben Tag lang in kaltem Wasser eingeweicht, dann wird das Wasser abgegossen und man läßt den Topf etwa drei Tage stehen, bis das Korn genügend gekeimt hat, so daß es nunmehr als Malz Verwendung finden kann. Jetzt wird es an der Sonne getrocknet und dann zu Mehl zerstampft. Zur weiteren Verarbeitung gehören zwei Töpfe; in dem einen befindet sich kochendes, in dem anderen kaltes Wasser. Letzterer erhält einen Zusatz von gewöhnlichem Mehl, das unter Zugießen von heißem Wasser und ständigem Umrühren zu einem dicken Brei gekocht wird. Diesen verteilt man auf mehrere Töpfe, verdünnt ihn mit warmem Wasser und läßt ihn erkalten. Jetzt erst wird Malz hinzugetan. Am nächsten Tage erfolgt ein nochmaliges Aufkochen, nach diesem läßt man die Töpfe wieder einen Tag stehen, um das Gebräu unter Hinzufügen von gewöhn-

lichem Mehl noch einmal zu kochen. Ist es jetzt erkaltet, so erhält es noch einen Zusatz von Malz und bleibt bis zum nächsten Morgen stehen. Erst dann, also am fünften Tage, ist das Bier fertig; es wird jetzt nur noch durch ein Sieb gegossen und kann getrunken werden. Bei den Bakulia findet ein Durchsieben nicht statt. An Stelle dessen benutzen sie beim Trinken Saugrohre, die unten ein kleines Sieb besitzen.

Das, was ich über Geld und Wertmesser bereits im vorigen Kapitel sagte, gilt auch hier. Geld nahmen die Leute nicht, sondern nur die schon vorher erwähnten Tauschartikel. In Karagwe und Ankole wurden die Kaurimuscheln den roten Perlen vorgezogen, in Mpororo und Ruanda trat der umgekehrte Fall ein.

Es dürfte von Interesse sein, etwas über die so stark verbreiteten, als Scheidemünze dienenden Kaurimuscheln, dort Ssimbi genannt, zu hören. Die Engländer kämpfen in Uganda vergeblich gegen den Handel mit Ssimbi an. Ganze Bootsladungen davon wurden von ihnen aufgekauft und im See versenkt. Selbst die Einführung kleiner Kupfer- und Nickelmünzen, die in gleicher Weise wie die Kaurimuscheln, um es den Eingeborenen recht bequem zu machen, in der Mitte durchlocht sind, hat die Ssimbi nicht verdrängen können.

Die Dorfältesten erzählten mir, daß vor langen, langen Jahren die Ssimbi aus Tabora zu ihnen gebracht und von ihren Vorfahren gegen Elfenbein (dies ist ein Beweis dafür, daß es schon recht lange her sein muß, denn jetzt ist Elfenbein dort kein Handelsartikel mehr) eingetauscht worden seien. Für einen 15 bis 20 Pfund schweren Zahn erhielten sie drei Lasten (also etwa 200 Pfund) Ssimbi. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Kaurimuscheln von arabischen Händlern von der Küste mitgebracht und hier eingeführt. Für den Handel werden sie in folgender Weise hergerichtet:

Der Rücken der Kaurimuscheln wird abgeschliffen, so daß ein 5 bis 8 mm großes Loch entsteht. Die so präparierten Muschelschalen werden zu je 100 auf einen Strang aus Bananenbast gezogen und 10 solcher Stränge zu einem Bündel von 1000 vereint. Der einzelne Strang (Kette) heißt hier Kiassa, das ganze Bündel Fundo. Beim Bezahlen wird immer nach der Fünfzahl gerechnet. Der ganze Kleinhandel sowohl als auch die Tributzahlung der Untertanen an ihre Häuptlinge erfolgt in diesen Kaurimuscheln.

Für den Europäer ist natürlich diese Scheidemünze recht unbequem. Wir mußten stets 1—2 Lasten dieser Ssimbi mit uns herumschleppen. In den Jahren 1902—04 bekamen wir für 1 Rupie (= 1,33 Mark) 12 Ketten à 100 Ssimbi, also 1200 Stück.

Noch einige Worte über die dort herrschenden Preise. Ein fertig zugerichteter Pfeilschaft ohne die eiserne Spitze kostet 20 Ssimbi. Die

eiserne Spitze allein gleichfalls 20 Ssimbi. Der völlig gebrauchsfertig hergestellte Pfeil 50 Ssimbi. Ein fertiger Rindenstoff, das in Uganda, vor allem aber auch in Ankole und Karagwe gebräuchliche Kleidungsstück, kostet 5 bis 7 Ketten, also 500 bis 700 Ssimbi. Einen Schild erhält man für denselben Preis, einen mittelgroßen Kochtopf für 25 Ssimbi, eine Nähnadel für 5 Ssimbi. Ein geflochtener mittelgroßer Korb kostet 25 Ssimbi.

Will der Mann heiraten, so geht er zu seinem Vater und sagt ihm: „Ich habe die Absicht, mir eine Frau zu nehmen, gib mir mein Erbteil“ (Ziegen, Schafe usw.). Er bleibt jedoch vorläufig noch bei seinen Eltern

Abb. 96. Eingeborene aus Ankole.

wohnen. Alsdann sucht er seinen zukünftigen Schwiegervater auf, dem er aber gleich ein kleines Geschenk mitbringt (eine Hacke, einen Krug Bier [Pombe], etwas Wildfleisch oder bei wohlhabenden Leuten auch eine Ziege). Er trägt dem Schwiegervater sein Anliegen vor, der sich vorläufig aber noch stark reserviert verhält und weder ja noch nein sagt. Die Annahme des Geschenkes jedoch gilt immerhin als ein Zeichen, daß der Bewerber starke Aussichten auf ein Jawort hat. Er kehrt in sein Dorf zurück und baut sich mit Unterstützung von guten Freunden seine Hütte. Die Besuche bei dem Schwiegervater wiederholt er noch häufig, stets mit einem kleinen Geschenk versehen. Es vergeht oft ein Vierteljahr, bis er das eigentliche Jawort erhält und die Morgengabe in Gestalt von 10—20 Ziegen

(im Westen Mpororos 20—30) dem Schwiegervater auszahlen darf. Erst jetzt bekommt er seine Braut zu sehen. Bei armen Leuten genügen auch 2—3 Ziegen; häufig muß der Mann, wenn er das verlangte Heiratsgut nicht zahlen kann, dieses bei seinem Schwiegervater einige Jahre lang abarbeiten.

Ueber die Hochzeitsfeierlichkeiten sowie die anderen Sitten und Gebräuche konnte ich mich aus Zeitmangel nicht informieren; ich weiß aus eigener Anschauung nur so viel, daß gutes und reichliches Essen und Trinken, wie wohl überall, bei der Hochzeit eine Hauptrolle spielt.

Es gilt als Regel, daß die jungen Mädchen bis zu ihrer Verheiratung noch nicht in geschlechtlichen Verkehr getreten sind. Doch sind Ausnahmen von dieser Regel häufig. Es kommt seltener vor, daß sie mit Männern Umgang pflegen, wohl aber ziemlich häufig mit den gleichaltrigen Jünglingen, ihren Freunden. Oft verlangt der junge Ehemann, sobald er festgestellt hat, daß seine Gattin nicht als Jungfrau in die Ehe getreten ist, einen Teil der Morgengabe zurück. In den meisten Fällen nehmen sie diese Tatsache aber ruhig in den Kauf und erheben nur dann energisch Einspruch, wenn die Braut von einem anderen geschwängert ist.

Im Durchschnitt konnte ich feststellen, daß jeder Mann 2 Frauen hat, die Armen nur eine. An einen Dorfältesten, mit dem ich mich zur Abendstunde vor meinem Zelt über ethnographische Dinge unterhielt, richtete ich die Frage, welche von seinen 3 Frauen er denn am liebsten habe. Anfangs wollte er mit der Sprache nicht heraus. Als ich ihm jedoch sagte, er könne es mir ruhig anvertrauen, ich würde es seinen Weibern nicht wiedererzählen, antwortete er mir: „Ja, die zweite.“ „Warum hast du denn diese am liebsten?“ fragte ich, worauf er mir ohne Besinnen zur Antwort gab: „Ja, die kennt meinen Bauch ganz genau und kocht mir das Essen so, wie ich es gern habe; und wenn ich ihr etwas sage, dann tut sie es, ohne erst viel zu reden.“ Ich war erstaunt über diese verständige Antwort und glaubte anfangs, es mit einem ganz besonders vernünftigen Manne zu tun zu haben. Als ich diese Frage auch in anderen Dörfern stellte, fand ich aber gleiche oder ähnliche Antworten.

Als Frau mit einem anderen Manne geschlechtlich zu verkehren, gilt als Schande und kommt sehr selten vor; höchstens wenn der Mann auf Reisen ist.

Ob die Wanjambo ihre Ursprache reden oder eine von den Wahima eingeführte, will ich nicht entscheiden. Jedenfalls habe ich zu meinem Befremden folgendes feststellen können:

Als Watussi aus Ruanda zu mir nach Mpororo kamen, konnten sie sich mit den Wapororo nicht verständigen. Auf meine Frage antworteten mir letztere: „Die Sprache dieser Leute (Watussi) ist sehr hart.“ Die

Abb. 97. Mnjambo-Weib mit Tochter aus Ankole.

wenigen von mir aufgezeichneten Worte der Wapororo sind: bitoke = Bananen; burungi = gut, schön; nyerere = eiserner Ring (um die Knöchel getragen); kichemga = Blasebalg; rupu = Fell zum Blasebalg; katuntu = Locheisen zum Drahtziehen; kikwaso = Zange zum Drahtziehen; utankato = rundes Eisenstück, als Hammer benutzt; nkitebbe =

Abb. 98. Junges Mnjambo-Mädchen aus Ankole.

Holzstuhl; buringa = Messingarmring; mfrebe = Tabaksbeutel aus kleinem Ziegenfell; mriko = große Holzkelle zum Umrühren; kibo = geflochtener Korb; luábia = Tongefäß für Gemüse; ndoscho = Holzlöffel; kihoscho = Bananenstecher; mhorro = sichelförmiges Handbeil; njischa = Holzamulett; muschio = kleines Messer; ruhabio = Bananenmesser; mfuka = herzförmiges Hackenblatt aus Eisen; njemeko = Tonkrug; muambi = Pfeil; kirimba = Köcher; buta = Bogen; ruga = Sehne; ichuma = Lanze; sugo = kleine Eisenschelle, von Kindern am Fußgelenk getragen; muschio = Rasiermesser; mpindu = Nadel zum Nähen, dient gleichzeitig zum Herausnehmen von Sandflöhen; schascharra = großer Korb mit Deckel; fuege = geflochtene Grasringe; bumarra = Pfeilgift; mutemba = geflochtener köcherartiger Behälter für Pomberöhrchen; mulseha = Pomberöhrchen; midaho = Pombelöffel; mongu = Lanzenschaft; mihunda = Lanzenschuh; kassissi = kleines Kürbisgefäß, von den Weibern getragen, gefüllt mit Nähzeug usw.; mheko = geflochtener schmaler Leibgurt aus Baumfasern; evilo = großer geflochtener Korb aus Schilfgras; mtara = großer geflochtener Teller, ¾ m im Durchmesser; schekuru = Holzmörser zum Hirsestampfen; muhini = Holzstampfer dazu; mbehe = kleiner Holztrog; nagonya kunyama = ich möchte schlafen. Männernamen sind: Katchumika, Baturrua, Karageire; Weibernamen: Kataquend', Kinigirr'.

Auch hier muß ich wieder mit lebhaftem Bedauern hervorheben, daß der Mangel an Zeit es mir nicht ermöglichte, näheres über die sozialen Verhältnisse in Erfahrung zu bringen, noch weniger aber über das Seelen-

leben dieses Volkes. Nichts ist auch schwerer wie letzteres. Der Grund liegt klar auf der Hand. Der Neger betrachtet mit Recht jeden europäischen Eindringling mißtrauischen Auges und wir können nicht erwarten, daß er seine Seele von dem fragenden Forscher sezieren läßt. Daß der Neger ein Mensch mit Seele und Innenleben ist, nicht aber, wie man leider fälschlicherweise so oft hört, ein Halbaffe, den wir hochkultivierten Europäer

Abb. 99. Kinder aus Ankole.

erst zu Menschen machen müssen, dürfte keinem, der dort draußen gelebt und sich mit dem Volke auch nur etwas beschäftigt hat, verborgen geblieben sein. Ein kleines Beispiel aus meiner Erfahrung.

Ich marschierte lautlos auf dem durch Regen aufgeweichten Boden zwischen den Karagwe-Bergen und der Kagera in einer Gegend, die damals noch völlig von der Kultur unberührt war. Meine Karawane war weit zurückgeblieben, so daß kein fremder Laut die Ruhe der wenigen hier wohnenden Eingeborenen störte. So auf schmalem, viel gewundenem Negerpfade westwärts schreitend, näherte ich mich unbemerkt einem kleinen Dorfe und sah hier dicht hinter demselben ein Mnjamboweib vor

Abb. 100. Kinder aus Ankole.

der Fetischhütte, die hier die Stelle der Kirche vertritt, stehen, auf den Armen wiegte sie ihr sterbendes Kind und betete hierbei zu dem guten Geist, den sie in jener kleinen Hütte wohnen glaubte, die Seelenangst um ihr Liebstes im Blick, mit solcher Inbrunst und Andacht, wie der gläubigste Christ im herrlichsten Dome nicht inniger beten kann.

Jeder, der als Neuling nach Afrika kommt, macht ja in der Beurteilung des Negers eine Wandlung durch. Zuerst, unter dem Eindruck der in Europa verbreiteten falschen Ansichten, schätzt man den Neger zu tief ein. Dann lernt man ihn an der Küste kennen, sieht wie hier gewandte, intelligente Burschen ausgezeichnete Dienste als Boys, Köche, Schreiber und Dolmetscher verrichten, lernt in dem schwarzen Askari einen wohldisziplinierten und wohlgeschulten Soldaten kennen und überschätzt dann den Neger. Erst wenn man längere Zeit mit den Leuten zu tun gehabt hat, wird man es gelernt haben, die goldene Mittelstraße einzuhalten.

Auf eine andere irrige Ansicht möchte ich noch bei dieser Gelegenheit hinweisen. Wie oft hört man hier in Deutschland nicht: „Nein, diese armen, geplagten Negerweiber, sie müssen die ganze Arbeit verrichten, der Mann tut nichts!“ Fraglos arbeiten die Männer dort daußen erheblich weniger als die Frauen. Doch habe ich es in 4 Jahren nie erlebt oder auch nur gehört, daß ein Negerweib an Ueberanstrengung gestorben sei.

Im Durchschnitt arbeiten sie 3—4 Stunden, zur Erntezeit und zur Zeit der Bestellung der Felder länger.

Auch dagegen wird hier zu Hause so oft geeifert, daß die Männer dort draußen mehrere Weiber haben. Jedoch zu Unrecht, denn es ist eine allen Anthropologen wohlbekannte Tatsache, daß das Negerweib ihr Kind meistens ein ganzes Jahr lang nährt und nach den sittlichen Anschauungen des Negers während dieser Zeit keinen ehelichen Verkehr ausüben darf. Häufig pflegt die Frau bei der Geburt des ersten Kindes den Mann zu veranlassen, sich eine zweite Frau zu nehmen. Daraus ergibt sich eine Berechtigung zur Vielweiberei. Durch diese wird andererseits auch einem sozialen Uebelstand abgeholfen, der sonst durch den Ueberschuß an weiblichen Geburten hervorgerufen würde.

Ganz fraglos haben wir, die wir von dem Lande Besitz ergriffen haben, die Verpflichtung, die Leute zu höherer Kultur zu erziehen. Doch diese Erziehung sollte vernünftigerweise darin bestehen, daß wir den Leuten nicht das „ora et labora" lehren, sondern das „labora et ora". Dringend erforderlich ist es, daß wir den Gesundheitszustand unserer schwarzen Landsleute dort draußen heben, daß wir sie zur Reinlichkeit und Körperpflege erziehen und vor allem dahin wirken, daß die Negerweiber ihre Säuglinge und Kinder sachgemäß behandeln. Erschreckend

Abb. 101. In Ankole eingewanderte Waheia.

groß ist ja leider die Kindersterblichkeit in Afrika. Unsere Kolonie könnte wohl doppelt so zahlreich bevölkert sein, wenn in der Kinderpflege vernünftig verfahren würde.

Nicht jeder meiner Leser wird vielleicht mit diesen meinen Ausführungen einverstanden sein. Ich will aber hier in erster Linie meine persönlichen Eindrücke von Land und Leuten schildern. Das tue ich; ich weiß auch, daß ich mit dieser meiner Ansicht absolut nicht allein dastehe, daß viele ebenso denken, allerdings nicht immer laut sagen.

Zum Schluß füge ich noch einige Ankolebilder hinzu. Wir sehen auf Abbildung 96 eine Gruppe von Ankole-Männern, die deutlich den Typus der Wanjambo erkennen lassen.

Die nächste Abbildung 97 zeigt uns Mutter und Tochter auf dem Wege vom Bananenhain zu ihrer Hütte. Auch hier sieht man bei dem jungen Mädchen deutlich denselben kümmerlichen Gesundheitszustand wie bei den Wanjambo-Kindern Karagwes. Abbildung 98 zeigt uns ein gut entwickeltes Ankole-Mädchen und die nächsten beiden Abbildungen Kindergruppen aus Ankole (Abb. 99 u. 100).

Als letzte Abbildung dieses Kapitels gebe ich die riesige Hütte (Abb. 101), die ich bei der Topographie der Berge Ankoles zu meiner Ueberraschung hinter einem Bananenhain versteckt vorfand. Nicht allein die Größe und saubere Herstellung dieser Hütte lockte mich zur näheren Untersuchung, sondern auch ihre in der Nähe befindlichen Bewohner, die ganz deutlich einen anderen Typus zeigten, wie die Wanjambo in Karagwe. Von mir befragt, gaben sie nach einigem Zögern zu, daß sie keine Ankoleleute seien, sondern aus dem Bukoba-Bezirk eingewanderte Waheia. Sie gehörten früher zu den Untertanen des Sultans Kahigi, seien aber, im ganzen drei Familien, ausgewandert, weil nach ihrer Ansicht der Sultan zu viel Steuern von ihnen verlangt habe. In Ankole mußten sie natürlich auch Steuern zahlen und zwar den Engländern. Um nun möglichst billig fortzukommen (es galt hier die Hüttensteuer, pro Hütte und Jahr 3 Rupie), hatten sich die drei Familien zusammen diese schöne große Hütte gebaut und betrogen somit den englischen Staat um einige Rupie.

III. Die Waganda und Waheia.

Die Schilderung der Waganda und Waheia will ich zu einem Kapitel zusammenfassen, da beide Stämme sowohl in ihrem Äußeren wie in ihren Lebensgewohnheiten viel gemeinsam haben, während sie sich von den bereits besprochenen Wanjambo, Wapororo und Wahutu nicht unwesentlich unterscheiden, wiewohl sie gleich diesen zur Bantu-Rasse gehören.

Uganda, das Land der Waganda, von dem ich jetzt eine ganz kurze Schilderung gebe, reicht nur mit seinem südlichsten Ausläufer, nämlich einem Teil der Provinz Buddu, in deutsches Gebiet hinein. Im Süden wird Buddu durch die Kagera von Kisiba getrennt; im Westen verläuft die Grenzlinie von der Fähre Njakanjassi durch die wildreiche Steppe Kiboroga, dicht östlich am Berge Budakia entlang, in das englische Gebiet; im Osten bildet der Viktoria-See die Grenze.

Die Kagera fließt hier in weitem Bogen nach Süden durch eine große Ebene. Dicht hinter Kifumbiro bis nahe zur Mündung ist sie zu beiden Seiten von weiten Sümpfen, in denen sich Phönixpalmen malerisch abheben, eingesäumt, so daß es nur an wenigen Stellen möglich ist, an ihre Ufer zu gelangen. Den südlichsten Punkt erreicht die Kagera zwischen Kitengule und Kifumbiro bei 1° 16′ südlicher Breite.

Bei Njakanjassi ist die Kagera etwa 60 m breit und mehrere Meter tief; der vielgewundene Flußlauf hat sich tief eingeschnitten, so daß stellenweise die Ufer 10—15 m nahezu senkrecht abfallen. An diesen Stellen fehlt naturgemäß der sonst charakteristische Papyrussaum. Man kann hier deutlich erkennen, daß der Boden aus graubraunem, häufig sogar weißlichem, mit Sand vermischtem Ton besteht. Aus dieser Zusammensetzung darf man wohl schließen, daß wir in der Kageraebene ein altes Schwemmland vor uns haben. Möglicherweise befand sich hier in früheren Zeiten, als der Spiegel des Viktoria-Sees noch höher stand, ein Seearm.

Leider liegt die Kageramündung nicht mehr im deutschen Gebiet. Der Fluß windet sich in zahlreichen Krümmungen 19 km weit durch Englisch-Buddu hindurch und ergießt sich 6¼ km nördlich der deutsch-englischen Grenzlinie in den Viktoria-See. Die Kagera hat jetzt, wie auch zu Stanleys Zeit, nur eine etwa 80 m breite Mündung. Zu Stuhlmanns Zeiten floß sie mit 3 Armen in den See. Vor der Mündung liegt eine Barre, die das Einfahren in den Fluß nur mit Eingeborenenbooten gestattet; selbst mit einer flachgehenden kleinen Dampfpinasse war es leider nicht möglich, in die Kagera hineinzugelangen. Eine Beseitigung dieser Barre

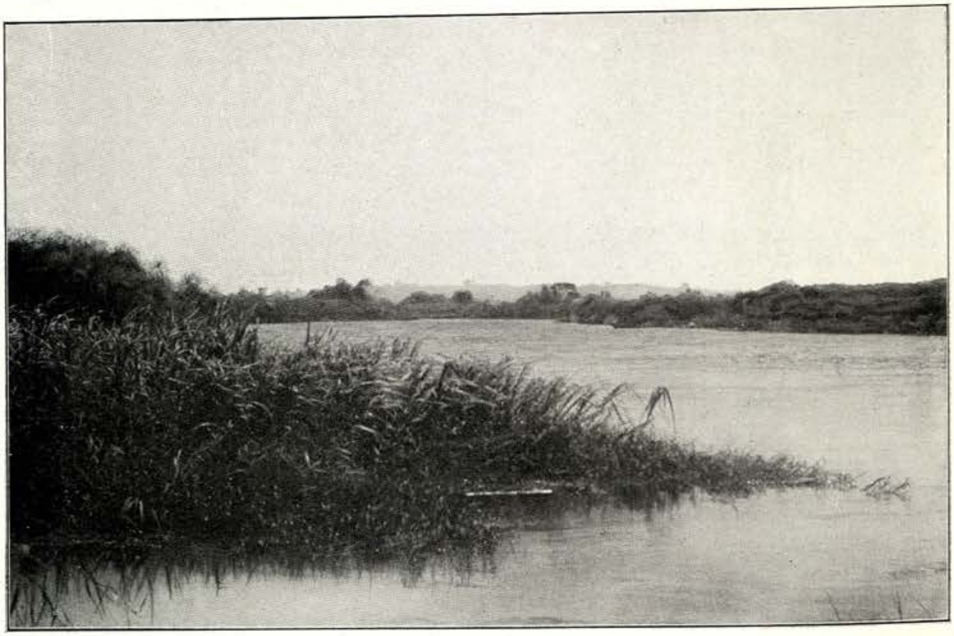


Abb. 102. Die Kagera unmittelbar vor ihrer Mündung in den Viktoria-See.

wäre also dringend erforderlich, um den sonst bis an die Karagweberge heran schiffbaren Strom nutzbar zu machen. Schon von weitem, wenn man von Norden kommt, erkennt man die Nähe der Kageramündung an einem breiten, gelbbraungefärbten Wasserstreifen, in dem zahlreiche kleine Schilfinseln und die Rosetten der Schwimmpflanze Pistia stratiotes treiben.

Ein ganz besonders charakteristisches Merkmal erhält die Landschaft Buddu durch zwei Komplexe von hochstämmigem Alluvialwald, die sich zur Regenzeit in Sumpfwälder verwandeln, den Russenjewald und den Minsiro- oder Njakawassiwald, von denen letzterer die ganz bedeutende Ausdehnung von 223 qkm, ersterer von etwa 70 qkm hat.

Abgesehen von den soeben erwähnten Sumpf- und Waldpartien, zeigt Uganda den Typus eines Hügellandes, das bedeckt ist mit zahlreichen, oft kilometerweiten Bananenhainen, die mit bebauten Feldern und Weideland abwechseln. Zwischen den Bananenhainen stehen zahl-

Abb. 103. Waganda-Jünglinge.

reiche große Ficusbäume, deren Rinde den Eingeborenen die Bekleidung liefert. Der äußerst fruchtbare Boden besteht größtenteils aus Verwitterungsprodukten von Tonschiefern.

In den Bäumen nisten zahlreiche graue Papageien. An Antilopen finden wir Jimera, Wasserbock, Riedbock und die zierliche graubraune

Zwergantilope, der wegen ihres kostbaren Felles sehr viel nachgestellt wird. Elefanten, an denen früher Uganda so reich war, sind jetzt so gut wie ausgestorben. Es finden sich nur noch vereinzelte Exemplare in den Sumpfurwäldern, von denen ich wohl hin und wieder Fährten, niemals aber die Tiere selbst gesehen habe. Leoparden kommen häufig vor, selten der Löwe.

Die klimatischen Verhältnisse sind für die Pflanzenwelt günstig. Eine eigentliche Trockenperiode gibt es hier nicht, denn wir haben auch während der sogenannten Trockenzeit häufige Niederschläge, so daß ein Verdorren der Vegetation nicht eintritt. Die eigentlichen Regenzeiten, in denen allerdings etwas reichlich viel Regen fällt, dauern vom März bis Mai und vom September bis Dezember. Die Nächte sind kühl, und auch am Tage habe ich selbst in der Mittagszeit drückende tropische Hitze nicht kennen gelernt. Unbeschadet der zahlreichen Niederschläge kann man das Klima als gesund bezeichnen, obgleich Uganda nicht frei von Fieber ist.

Doch nicht allein durch seine große Fruchtbarkeit und die Dichtigkeit seiner Bevölkerung zeichnet sich Uganda vor allen Landschaften des Zwischenseengebietes aus, sondern zum mindesten in gleichem Maße durch die Intelligenz und die Höhe der Kultur, auf der seine Bevölkerung steht.

Auf etwas eigenartige Weise machte ich die Bekanntschaft der Waganda. Mit Grenzpfeilerbau beschäftigt, hatte ich mich, von der Kongogrenze kommend, der Landschaft Buddu genähert, als ich eines Morgens die Nachricht erhielt, daß sich am Russenjewalde eine Büffelherde gezeigt habe. Bei der Verfolgung eines angeschossenen Bullen verliefen wir uns, mußten im Walde auf einem Termitenhügel übernachten und erreichten erst am nächsten Mittag gänzlich erschöpft, mit zerfetzten Kleidern, Gesicht und Hände von Dornengestrüpp blutig gerissen, das Dorf des Sultans Ruikika. (Tafel VII.) Die ersten Einwohner liefen bei unserm Anblick davon, denn meine Leute sahen nicht minder abgerissen aus als ich. Der „Minister" des Sultans Ruikika jedoch, der schon häufig mit Europäern in Berührung gekommen war, wußte uns trotz dieser stark mitgenommenen Kleidung und trotzdem wir aus dem gänzlich pfadlosen Urwalde herausgekommen waren, richtig einzuschätzen und erfrischte uns mit Bananenbier und Zuckerrohr. Von ihm und seinem Herrn, dem Sultan, erfuhr ich auch im Laufe der nächsten Tage manches über Land und Leute.

Die Waganda sind keine reine Rasse mehr, sondern haben sich mit den benachbarten Stämmen vermischt, deren Weiber sie auf ihren zahlreichen Kriegszügen erbeutet haben. Den echten Mganda wird man aber trotzdem ohne Mühe herausfinden. Auch er gehört zur großen Rasse der

Bantu. Seine charakteristischen Merkmale möchte ich kurz folgendermaßen skizzieren:

Der Mganda ist von mittelgroßem Wuchs, verhältnismäßig schlank und hat eine gut entwickelte Muskulatur. Die hintere Partie des Kopfes springt oft stark hervor, wie es Abbildung 103, rechts, deutlich zeigt.

Das Gesicht ist oval, regelmäßig, und die Backenknochen treten nicht stark hervor, wie es bei anderen Negerstämmen, besonders bei den

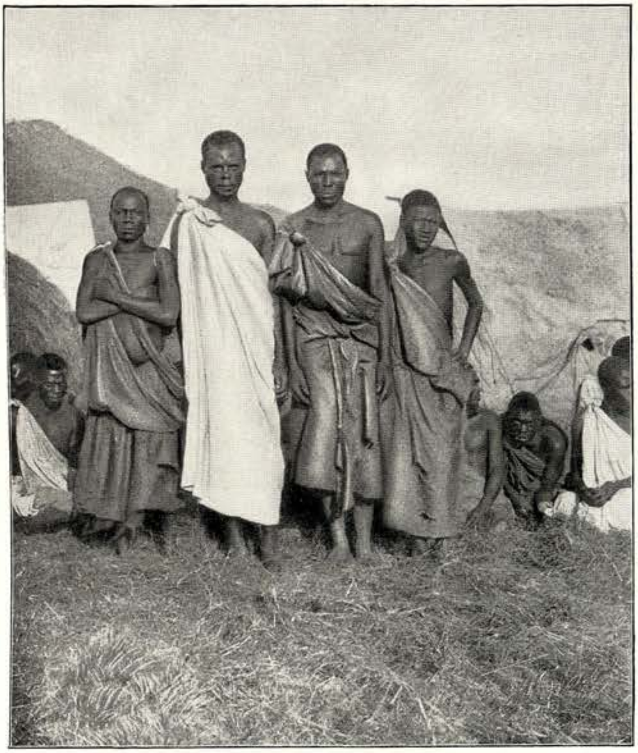


Abb. 104. Waganda-Männer.

Wahutu, der Fall ist. Die Nase ist breit, ihr Rücken aber weniger platt wie bei den früher geschilderten Bantu, infolgedessen auch weniger unschön. Die Augen sind groß und glänzend, der Mund verhältnismäßig klein, die Lippen mäßig dick. Die Ohren sind mittelgroß, häufig sogar klein zu nennen und wohlgeformt. Angenehm fällt bei den Waganda noch ihre hohe gewölbte Stirn auf, so daß man das ganze Gesicht auch nach europäischem Geschmack als nicht häßlich bezeichnen kann. Bartwuchs stellt sich erst in vorgeschrittenem Mannesalter ein. Der Hals zeigt normale Länge. Das Gesäß springt wenig hervor.

Die Hautfarbe weist wie bei allen Negervölkern verschiedene Töne auf, doch kann man als den Grundton ein kräftiges Schokoladenbraun angeben.

Ein Durchbohren der Ohrmuscheln findet bei den Waganda ebensowenig statt wie ein Entfernen oder Anfeilen der Zähne, Tätowieren oder Beschneidung.

Abb. 105. Mganda-Mädchen (links), Mganda-Frau (rechts).

Das Haar ist das typische krause, korkzieherartig gedrehte Negerhaar. Es wird mit einem kleinen Messer abrasiert; oft vertritt die Stelle des Rasiermessers auch die Lanzenspitze.

Die Waganda, die sonst im Gegensatz zu vielen anderen Völkern großen Wert auf ihr Äußeres legen, tragen erstaunlicherweise wenig,

häufig gar keinen Schmuck. Wir finden bei ihnen einige Eisen- oder Messingringe um Hals und Handgelenk, seltener sah ich um letztere breite, manschettenförmige Elfenbeinringe, die sehr sauber gearbeitet waren. Sie werden dünn geschliffen und mit einem Längsschnitt versehen, um das

Abb. 106. Mganda-Mädchen (links), Mganda-Frau (rechts).

Überziehen über die Hand zu ermöglichen, und durch zwei Fäden geschlossen, die durch zwei Paar Löcher gezogen sind.

Bekleidet sind die Waganda mit Rindenstoffen, die aus der Rinde des Ficusbaumes gefertigt werden. (Über die Herstellung siehe Handwerkerkapitel.) Dieses Kleidungsstück wird togaartig um den Körper geschlungen und auf der rechten Schulter zusammengeknotet.

Arme und linke Schulter bleiben frei. Ist dieses Kleidungsstück neu, so wallt es in steifen, weiten Falten bis fast auf die Füße herab und sieht recht malerisch aus. Lange währt diese Pracht jedoch nicht, denn der wenig widerstandsfähige Stoff hat nur kurze Lebensdauer. Bald hängt er, wenigstens bei der arbeitenden Bevölkerung, durchlöchert und zerrissen, weniger malerisch den Leuten um den Leib (siehe Abb. 104). Als Unterkleid tragen die Waganda häufig ein kleines, vorn und hinten an einer Schnur befestigtes und zwischen den Beinen durchgezogenes Stück Rindenstoff.

Bei den wohlhabenden Waganda findet man jetzt schon überall eine Bekleidung aus importierten gewebten Stoffen. Sie besteht aus einem weißen Baumwolltuch, das in der Art der Rindenstoffe getragen wird (Abb. 104), sowie einer weißen Baumwollhose. Da sich die Leute diese selbst nähen, so kann man natürlich keinen europäischen Schnitt verlangen. Das typische Merkmal der selbstgenähten Hose ist der viel zu weite Boden, der den Leuten bis fast auf die Kniekehlen hängt. Häufig sieht man auch eine weiße Jacke und um den Kopf turbanartig ein Stück des gleichen weißen Stoffes gewickelt.

Sehr angenehm fällt es auf, daß bei den Waganda dieser weiße Baumwollstoff tatsächlich auch weiß ist, wie ja überhaupt sich der Mganda im Punkte der Reinlichkeit erheblich von seinen bisher geschilderten Vettern unterscheidet. Er wäscht nicht nur seine Kleidungsstücke, sondern auch seinen Körper, was die Wanjambo Mpororos beispielsweise nicht pflegen. Wenigstens verneinten sie meine hierauf bezüglichen Fragen durch energisches Kopfschütteln.

An den Füßen tragen die Waganda Sandalen aus starkem Wild- oder Rindleder, deren Ränder umgebogen sind. Bei den vornehmen Waganda wird besondere Sorgfalt auf die Ausstattung dieser Sandalen gelegt. Sie sind auf der Innenfläche mit Linien und Dreiecksmustern verziert und häufig auch noch bunt gefärbt. Die Riemen zum Befestigen bestehen bei den Vornehmen aus Otternfell, bei den übrigen Leuten aus Rindleder.

Waffen trägt der Mganda nur im Kriege und zur Jagd; fast immer jedoch sehen wir ihn mit einem sauber gearbeiteten, etwa 1,20 m langen Spazierstock. Die Waffen sind langschäftige Speere mit lanzettförmiger Spitze, die zwei Blutrinnen hat. Unten sind die Lanzen stets mit einem eisernen Schuh versehen. Abweichende Speerformen finden sich auch häufig, stammen aber wohl aus Kriegen mit den westlichen Völkern. Die Wagandakrieger führen 2—3 Speere und benutzen sie sowohl als Wurf- wie auch als Stoßwaffe. Bogen und Pfeile sind nicht üblich.

Zum Schutz dient ein ovaler, an beiden Enden zugespitzter Holzschild, der von einer kräftigen Mittelrippe aus leicht nach hinten gebogen

ist und in der Mitte einen großen konischen Holzbuckel zeigt. Überzogen wird dieser Schild mit einem gleichmäßigen Geflecht von Rotang und

Abb. 107. Junges Mganda-Weib.

am Rande ist er zwecks größerer Haltbarkeit mit Leder, häufig auch mit dem langhaarigen, schwarz und weißen Fell des Kolobusaffen eingefaßt.

Auf der Rückseite befindet sich ein Handgriff. Im Nichtgebrauchsfalle wird der Schild an einem Lederriemen über die Schulter gehängt.

Zur Zeit, als der Elefant noch im Lande häufig vorkam, waren die Waganda sehr eifrige Jäger. Jetzt hat der Jagdeifer bedeutend nachgelassen und selten nur ziehen sie aus, um in der früher schon geschilderten Weise mit Netzen auf der Treibjagd oder auch in Fallen das Wild zu fangen.

Daß es den Leuten nicht an persönlichem Schneid fehlt, zeigte mir ein stark durchlöchertes Löwenfell beim Sultan Ruikika. Die Bewohner eines dicht an der Steppe Kiboroga gelegenen kleinen Dorfes hatten schon wiederholt Nacht für Nacht den Besuch einer starken Löwin bekommen und jedesmal dabei eine Ziege eingebüßt, so daß sie beschlossen, das Tier zu erlegen. Mit ihren Speeren bewaffnet lauerten sie zur Nacht der Löwin auf und speerten diese, als sie im Begriff war, eine Ziege zu schlagen. Zwei von den Leuten büßten allerdings diese kühne Tat mit dem Leben, verschiedene andere wurden verwundet.

Die Wagandaweiber sind etwas kleiner als die Männer und ebenfalls von regelmäßigem Körperbau (Abb. 105, 106 und 107). Wir finden unter ihnen recht hübsche Geschöpfe. Sie werden im Alter natürlich runzlig, aber doch nicht ganz so häßlich wie die Wanjamboweiber.

Auch bei den Frauen finden wir keine gewaltsamen „Verschönerungen“ oder Tätowierungen. Die Haartracht ist die der Männer, d. h. das krause Negerhaar wird abrasiert, sobald es etwa einen Zentimeter lang geworden ist.

Schmuck finden wir bei ihnen ebensowenig wie bei den Männern. Junge Mädchen tragen häufig um den Hals einen etwa fingerdicken Ring aus Bastfasern, auf dem in geschmackvollen Mustern kleine Perlen genäht sind.

Bei der Feldarbeit gehen sie übrigens häufig ganz nackt. Bei kleinen Kindern finden wir derartige Bastringe häufig um die Hüften. Das Hauptkleidungsstück ist auch bei den Weibern der Rindenstoff. Er wird in zwei Teilen getragen. Als Unterkleid dient ein um die Hüften gebundenes kleineres, darüber als Oberkleid ein großes, bis auf die Füße niederwallendes Stück dieses Stoffes, das unter den Armen über der Brust zusammengefaltet wird (Abb. 108). In der Hütte gehen die Frauen häufig ganz nackt.

So geschmackvoll die neuen gelbbraunen Rindenstoffe aussehen, so wenig appetitlich wirken die alten, schmutzigen, zerfetzten und häufig geflickten, die oft noch von allerhand Ungeziefer bevölkert sind, das man durch Ausräuchern zu vertreiben sucht (Abb. 108, 109, 110).

Die Waganda sind Ackerbauer. Ihr Hauptnahrungsmittel ist die Banane, die hier in außerordentlich zahlreichen Rassen vertreten ist. Sie

wird im grünen, unreifen Zustande gekocht, im gelben, reifen roh genossen oder zur Herstellung des Bieres verwandt. Der Mganda pflegt seinen Bananenhain mit großer Liebe. Das Unkraut wird regelmäßig ausgejätet, abgestorbene Blätter werden abgeschlagen und entfernt, besonders große und traubenschwere Bananenstauden sorgsam gestützt. Häufig sind die Bananenhaine, um sie vor dem Betreten durch das Vieh zu schützen, von Hecken umgeben.

Abb. 108. Waganda-Frauen und -Mädchen.

Außerdem finden wir die Süßkartoffel, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak- und Kaffeebäume, die 2—3 m hoch sind und reichlich Früchte tragen. Sie werden von den Leuten in unreifem Zustande geerntet, getrocknet und gekaut.

Die wohlhabenden Waganda besitzen Rinderherden, doch hier nicht mehr die langgehörnten Watussirinder, sondern nur die kurzhörnige Buckelrasse. Außerdem finden wir ziemlich zahlreich Ziegen, Schafe und Hühner, die selbst in der Hütte des ärmsten Mganda nicht fehlen. Sie werden übrigens nur von den Männern gegessen, von den Weibern jedoch nicht.

Ein ferner sehr beliebtes Genußmittel sind geröstete Termiten. Die im August und September ausschwärmenden geflügelten Tiere werden in

der Weise gefangen, daß man auf den Termitenhaufen kleine, hüttenförmige Gerüste aus Ruten errichtet und mit Rindenstoff bedeckt. Eine weitere Delikatesse bilden geröstete Heuschrecken.

Außer den schon vorher erwähnten Vegetabilien genießen die Waganda sehr gern Fleisch, das entweder gekocht oder an Stäben über dem Feuer geröstet wird. Zum Rösten bauen sie sich ein Holzgestell aus Stöcken, legen hierauf das in handgroße Stücke geschnittene Fleisch und entzünden hierunter ein Feuer. Oder sie stecken diese Fleischstücke auf einen spitzen Stock und befestigen ihn über dem Feuer.

Mit großer Vorliebe genießt der Mganda auch die recht schmackhaften Fische des Viktoria-Sees. Sie werden in Reusen gefangen oder auch geangelt und im gekochten oder gerösteten Zustande gegessen.

Zu erwähnen ist noch, daß die Waganda, sowohl die Männer wie die Weiber, leidenschaftliche Raucher sind, aber den Tabak weder schnupfen noch kauen.

Die Hütten der Waganda sind kegelförmig, das Grasdach reicht bis zur Erde und die Tür springt verandaförmig vor. Die Spitze läuft in einer gebundenen und kurz abgeschorenen Strohgarbe aus. Der Baustil ist überall der gleiche, die Größenverhältnisse jedoch und die Sorgfalt in der Herstellung sind sehr verschieden bei dem vornehmen Manne und dem kleinen Bauern. (Über den Bau einer derartigen Hütte siehe Handwerkerkapitel.) Abbildung 112 zeigt uns die Hütte eines armen Mganda.

Das Innere der Hütte ist etwas erhöht und tennenartig festgestampft. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle. Sie besteht aus einem kleinen viereckigen Loch und wird durch vier auf den Boden gelegte und mit Pflöcken festgehaltene Hölzer abgegrenzt. Fast unausgesetzt glimmen hier einige Holzscheite und verbreiten in der Hütte eine angenehme Wärme, die man besonders zur Regenzeit wohltuend empfindet. Bei den ärmeren Waganda ist dies auch gleichzeitig die Kochstelle, bei den wohlhabenden finden wir jedoch eine besondere kleine Kochhütte. Ebenso haben diese eigene Häuser für die Frauen und für die Dienerschaft.

Die Waganda besitzen einen ausgeprägten Schönheitssinn, den wir besonders bei ihren Industrieerzeugnissen wahrnehmen können. Alle Gegenstände sind sauber und symmetrisch hergestellt und häufig geschmackvoll verziert. Das einfachste Gerät ist der irdene Kochtopf, der außerdem noch zur Aufbewahrung von Wasser dient. Er hat eine verengte Öffnung mit umgebogenem Rand und zeigt am oberen Teile eine Verzierung von Kreislinien.

Erheblich mehr Sorgfalt wird indes auf die Anfertigung der irdenen Trinkschalen verwandt. Sie haben die Form einer Halbkugel, sind sehr sauber ohne Drehscheibe mit der Hand gearbeitet, schwarz gefärbt, am

Rande mit einem breiten Streifen von Ring- und Strichmusterung verziert und poliert.

Ebenso sorgfältig verfährt der Mganda bei Herstellung der Pfeifenköpfe. Er ist hier nicht an eine bestimmte Form gebunden und läßt seiner Phantasie freien Spielraum, so daß wir alle möglichen Formen vorfinden,

Abb. 109. Waganda-Weiber und -Kinder vor einem Bananenhain.

die mit allerhand Mustern verziert sind und häufig auch noch durch Einlagen von weißem und rotem Ton besonders geschmackvoll verschönt werden.

Außerordentlich zahlreich vertreten sind in jeder Hütte die Kürbiskalebassen. Sie dienen in erster Linie zur Aufnahme des Bananenbieres, seltener des Wassers.

Erwähnenswert sind ferner noch die recht geschmackvollen Flechtarbeiten. Wir sehen flache Teller aus dickem, spiralförmig verlaufendem, oft aber auch außerordentlich feinem Grasgeflecht, ferner Körbe in allen möglichen Formen und Größen. Die Waganda verstehen es, diese Körbe so ungemein dicht und sorgfältig zu flechten, daß sie keine Flüssigkeit durchlassen und zum Wassertransport benutzt werden können. Sie werden oft sehr geschmackvoll mit allerhand schwarzen Mustern verziert. Häufig gehören zu diesen Körben noch Deckel. Auch bei der Herstellung der Matten können wir den Schönheitssinn der Waganda bewundern. Sie werden aus Gräsern oder Bast gleichmäßig und sauber geflochten und meist noch mit Mustern in den Farben schwarz und rot geschmückt. Besonders zierlich werden kleine Deckelkörbchen hergestellt, die zum Aufbewahren der Kaffeebohnen dienen. Ein weiterer Beweis für die höher entwickelte Kultur der Waganda im Vergleich zu den Wanjambo und anderen ist der Gebrauch von Seife. Sie wird von den Leuten aus Fett und Holzasche hergestellt und auch fleißig angewandt.

Zum Hausgerät gehören ferner noch hölzerne Schöpflöffel. Die jetzt häufig von den Waganda zum Kauf angebotenen irdenen Tassen, Becher und Leuchter werden zwar von ihnen selbst angefertigt, stellen aber nur eine Nachahmung europäischer Muster dar.

Als wertvollstes und früher recht häufiges, jetzt aber sehr seltenes Kauf- und Tauschmittel dient das Elfenbein. Im allgemeinen kaufen und tauschen die Leute mit Rindern und Ziegen, Stoffen und Perlen, ihren Industrieerzeugnissen und den in ganz Uganda verbreiteten Kaurimuscheln, die ich bereits im vorigen Kapitel beschrieben habe.

Beabsichtigt ein junger Mganda zu heiraten, so schickt er seiner Auserwählten als Einleitung erst mehrere Tage lang Feuerholz, so wie wir bei gleicher Gelegenheit Blumen. Alsdann erscheint bei dem Vater der Braut einer seiner Freunde als Werber. Ist der Vater einverstanden, so kommt am nächsten Tage der Bräutigam mit zwei angesehenen Männern und seinem Vater, und es beginnen nun die üblichen langen Verhandlungen mit reichem Genuß von Bananenbier. Der Vater der Braut setzt dem Werbenden auseinander, daß er seine Frau anständig behandeln müsse und sie vor allem nicht schlagen dürfe, ruft die anwesenden Freunde als Zeugen dieser eindringlichen Ermahnung an und macht sie auch dafür haftbar. Ist man einig geworden, so schickt der Bräutigam seinem Schwiegervater 1—2 Ziegen, Rindenstoffe, Hühner und ähnliches mehr, je nach dem Grade seiner Wohlhabenheit.

Der Brautstand dauert bei den Waganda nur einen Monat. Während dieser Zeit baut der junge Mann mit Hilfe seiner Freunde eine Hütte. Alsdann wird die Braut von den verwandten Frauen unter Gesang

in die Hütte gebracht; es erscheinen auch die verwandten und befreundeten Männer und werden wie üblich mit Essen und Bananenbier bewirtet. Die Flitterwochen, die das junge Paar in Zurückgezogenheit in der Hütte verlebt, dauern einen Monat. Während dieser Zeit bereitet eine Freundin der jungen Frau für das junge Paar das Essen.

Die Zahl der Frauen richtet sich auch hier völlig nach der Wohlhabenheit. Fühlt die Frau ihre Stunde kommen, so hat der Mann alle

Abb. 110. Waganda-Mütter mit Kindern.

Waffen aus der Hütte zu entfernen. Alsdann holt er die üblichen weisen Frauen herbei. Von jetzt an darf er die Hütte nicht mehr betreten. Die Stellung, die beim Gebären eingenommen wird, ist die folgende: Die Frau kniet mit gespreizten Beinen und leicht vorgeneigtem Körper, wobei die Hände auf die Oberschenkel gestemmt werden. Eine der Geburtshelferinnen unterstützt sie an den Schultern, eine andere nimmt das Kind in Empfang. Drei Tage lang leben Mutter und Kind zurückgezogen. Am vierten Tage darf die Mutter die Hütte verlassen. Es

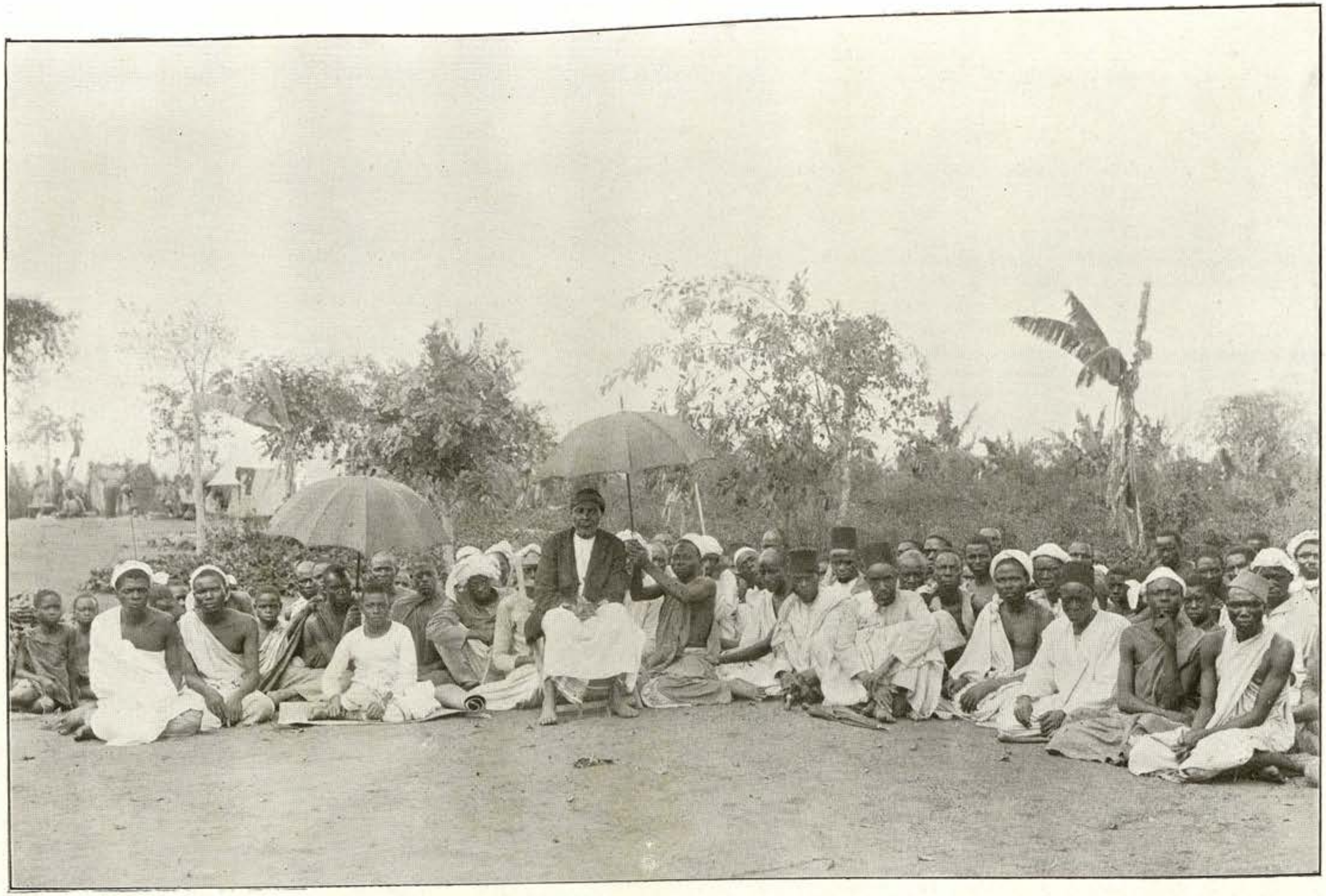
findet alsdann die mit den üblichen Festlichkeiten verbundene Taufe statt. Wie auch bei uns sieht man die Geburt von Knaben lieber als die von Mädchen. Werden Zwillinge geboren, so finden ganz besonders große Freudenfeste statt.

Männer und Weiber verkehren in recht zwangloser, freier Weise untereinander. Zwar wacht der Mganda über seine Frauen; doch finden diese leichtsinnigen Geschöpfe recht häufig Gelegenheit zum Ehebruch. Die Jugend tritt unmittelbar nach Eintritt der Reife in geschlechtlichen Verkehr. Hier bei den Waganda hat man ein recht deutliches Beispiel dafür, daß der Grad der Bekleidung mit der Moral absolut nichts zu tun hat. So führen die völlig nackten Wageia (siehe Kapitel IV) einen erheblich sittlicheren Lebenswandel als die vom Hals bis zu den Füßen in Gewänder gehüllten Waganda.

Erschreckend weit verbreitet sind in Uganda die Geschlechtskrankheiten Lues und Gonorrhoe. Ihnen soll auch der König Mtessa zum Opfer gefallen sein. Aber noch von zahlreichen anderen Krankheiten werden die Waganda heimgesucht. So z. B. haben Pest- und Pockenepidemien recht häufig unter ihnen gewütet, und in neuester Zeit hat die verheerende Schlafkrankheit alljährlich Tausende dahingerafft. Man sucht die Krankheiten durch Beschwörung zu vertreiben. Die Beschwörer und Zauberer wissen aber auch aus Pflanzen heilsame Medikamente herzustellen. Stirbt ein Mganda, so wird die Leiche einfach in den Busch geworfen; die Mühe des Eingrabens macht man sich nicht. Das Geschäft des Leichengräbers übernehmen Hyänen und Aasgeier. Nur beim König und den Vornehmen des Landes findet eine feierliche Bestattung in einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Hütte statt.

Der Reichtum des Landes hat schon vor vielen Jahren die Araber nach Uganda gelockt, die dort blühende Handelsgeschäfte betrieben und höchst wahrscheinlich auch bei dieser Gelegenheit die Kaurimuscheln eingeführt haben. Die ersten Europäer (Speke und Grant) betraten Uganda bereits im Jahre 1862; die ersten Missionare, angelockt durch die glänzenden Berichte Stanleys über das Land, im Jahre 1877, so daß also schon seit beträchtlicher Zeit europäische Kultureinflüsse sich hier geltend gemacht haben.

Überall findet der reisende Europäer die denkbar beste Aufnahme. Die Stellung von Führern und Trägern stößt auf keinerlei Schwierigkeiten. Kaum steht das Zelt, so finden sich auch schon von allen Seiten die Waganda, in erster Linie die Weiber, mit Verpflegung ein; an vielen Lagerplätzen sogar mit bereits gekochter, die aber von den vornehmen Küstenleuten, den Wasuaheli, verschmäht wird. Sie essen nicht das, was ein Bauer (Mschensi) gekocht hat.



Sultan Ruikika von Buddu mit Thronfolger (links) und Hofstaat.

Die Waganda sind musik- und tanzliebend. Ihre Instrumente bestehen, wie Abbildung 113 zeigt, aus zwei verschiedenartigen Trommeln, sowie großen und kleinen Rohrflöten. Die längliche Holztrommel ist mit Leguanhaut bespannt, wird mit den flachen Händen geschlagen und gibt einen hellen Ton, während die große, mit Rinderhaut überzogene

Abb. 111. Waganda-Knaben.

durch zwei Holzschlägel zum Tönen gebracht wird und unserer Pauke nicht unähnlich ist.

Nur die Großen des Landes halten sich Trommler und Paukenschläger; die Flöte jedoch findet sich fast in jeder Hütte, und jeder Mganda weiß sie zu spielen und tut dies mit großer Leidenschaft. Man hört von den Flötenspielern immer dieselbe Weise, es muß wohl die Volkshymne der Waganda sein, allerdings mit verschiedenen Variationen. Auf dem Marsche sowohl, vor allem aber abends im Dorfe und im Lager lassen

sie stundenlang diese einförmigen, aber nicht unharmonischen Melodien erklingen.

Ein weiteres Nationalinstrument der Waganda ist die 7—8 saitige Guitarre mit drei Baß- und vier Melodiesaiten. Ein runder, hölzerner Resonanzboden ist mit der schon bei der länglichen Trommel erwähnten Leguanhaut bespannt. Auf der Rückseite wird sie durch geschmackvolles Schnürwerk befestigt. Diesem Instrument weiß fast jeder Mganda recht angenehme Melodien zu entlocken.

Abb. 112. Hütte eines armen Mganda im Bananenhain.

Fast allabendlich, besonders aber in mondhellen Nächten, drangen zu mir in das einsame Zelt die Klänge dieser beiden Instrumente, begleitet von einem schwermütigen Gesang und zuweilen unterbrochen von dem in weiter Ferne verhallenden langgezogenen Gebrüll des Königs der Tiere. Waren Harfe und Flöte verstummt, so setzten meine braven Wasukumaträger mit ihren melodischen mehrstimmigen Gesängen ein. Das waren Stunden in dieser schönen, weiten, einsamen Natur, die man nicht schildern kann, sondern erleben muß.

Zu ihrer Trommel- und Flötenmusik tanzen die Waganda mit Leidenschaft und Ausdauer. Die Tänze werden begleitet von taktmäßigem Händeklatschen, an dem sich auch die Zuschauer beteiligen (Abb. 114). Der Tanz zeigt Variationen. In der Regel beginnt er damit,

daß die Leute mit kurzen Schritten und schleifenden Füßen sich in Zickzacklinien hin und her bewegen oder mit kurzen, stampfenden Schritten vorwärts und rückwärts treten. Es dauert nicht lange, so werden sie warm, werfen das lästige Obergewand ab und schnüren das Unterkleid fester. Von Ermüdung zeigen sie noch keine Spur; im Gegenteil: der Takt wird lebhafter, der Tanz wilder und leidenschaftlicher. Aus dem

Abb. 113. Kapelle des Waganda-Sultans Ruikika.

Kreise der Tänzer tritt jetzt ein ganz besonderer Künstler heraus, der auf der Stelle stehen bleibt und nur mit dem Oberkörper heftige konvulsivische Zuckungen macht, vor allem läßt er die Bauchmuskeln spielen. Dann wieder lösen sich aus der Tanzgruppe zwei Männer und treten in den Vordergrund, um hier aufeinander zutanzend ganz wilde erotische Beckenbewegungen auszuführen. Zum Schlusse führen diese beiden Tänzer, von denen einer ein Weib nachahmt, höchst anstößige Liebesszenen auf. Je drastischer die Darstellung, desto größer der Beifall des

Publikums. Umgekehrt wird dann dieselbe Tanzszene von zwei jungen Mädchen aufgeführt.

Die Waganda sprechen ihre eigene Sprache, das Kiganda, das mit dem Kinjorro nicht verwandt ist.

Von Buddu durch die Kagera getrennt, liegt südlich die Landschaft Kisiba. Sie erstreckt sich als schmaler Streifen von der Kagera-Mündung am Flusse entlang bis zur Karagwe-Grenze bei der Fähre Njakanjassi. Kisiba erinnert sehr stark an Uganda. Wir finden die gleichen typischen Bodenverhältnisse wie dort: lange, fast immer dem Ufer des Viktoria-Sees parallel laufende Bodenwellen mit einer relativen Durchschnittshöhe von 80—100 m. Auch hier dieselbe üppige Fruchtbarkeit. Weite dunkelgrüne, vom kräftigen Seewinde wogend bewegte Bananenhaine beleben das Landschaftsbild und wechseln mit Weide- und Ackerland ab. In den Talsenkungen finden wir Bäche mit klarem Wasser, häufig auch Sümpfe.

Die Entwässerung des an Niederschlägen so reichen Landes erfolgt in erster Linie durch den Ngono-Fluß, den man auf dem Wege von Bukoba nach Kifumbiro auf Einbäumen passiert. Die Fährstelle hier ist von der Station Bukoba staatlich konzessioniert. Für das Uebersetzen wird ein geringer Obolus, der in die Tasche des Sultans Mutahangarua wandert, erhoben.

Das Klima ist gleichfalls dasselbe wie in Uganda, vielleicht noch etwas reicher an Niederschlägen. Zur Regenzeit sind schwere Gewitter häufig, die oft schon ihre Blitze in die schöne Militärstation Bukoba entsandt haben. Im Anschluß an diese Gewitter öffnet der Himmel dann besonders kräftig seine Schleusen, so daß oft Ueberschwemmungen eintreten. Aber auch in der sogenannten Trockenzeit lacht die Tropensonne nicht allzu häufig.

Das Land Kisiba ist bevölkert von einem sorglosen, offenen, stets vergnügten Völkchen. Warum sollten die Leute auch nicht fröhlich sein? Wachsen ihnen doch die Trauben, die Bananentrauben nämlich, in den Mund. Die gute Banane ernährt sie, kleidet sie, liefert ihnen Material zum Hüttenbau und ein ganz vorzügliches Bier, das sie wohl zu schätzen wissen. Man findet für die Bevölkerung zwei Namen, nämlich Wasiba, nach ihrem Lande, und auch Waheia. Gebräuchlicher ist letztere Bezeichnung; ich hörte während meiner Anwesenheit fast nur diese. Die Waheia haben sich in Kisiba ziemlich rein und unvermischt erhalten, nur die Herrscherfamilie soll Watussiblut besitzen. Dies kann jedoch nur in ganz geringem Maße der Fall sein, denn der ganze Typus der Sultansfamilie gleicht dem der eingeborenen Waheia, und allein der Umstand, daß einzelne ihrer Mitglieder, so auch der Sultan Mutahangarua, zierliche Hände, Hand- und Fußgelenke haben, berechtigt noch nicht zu der Schlußfolgerung, daß Watussiblut in ihren Adern rollt.

Die Schädelform ähnelt gleichfalls sehr derjenigen der Waganda, jedoch habe ich hier nicht das stark vorstehende Hinterhaupt beobachtet.

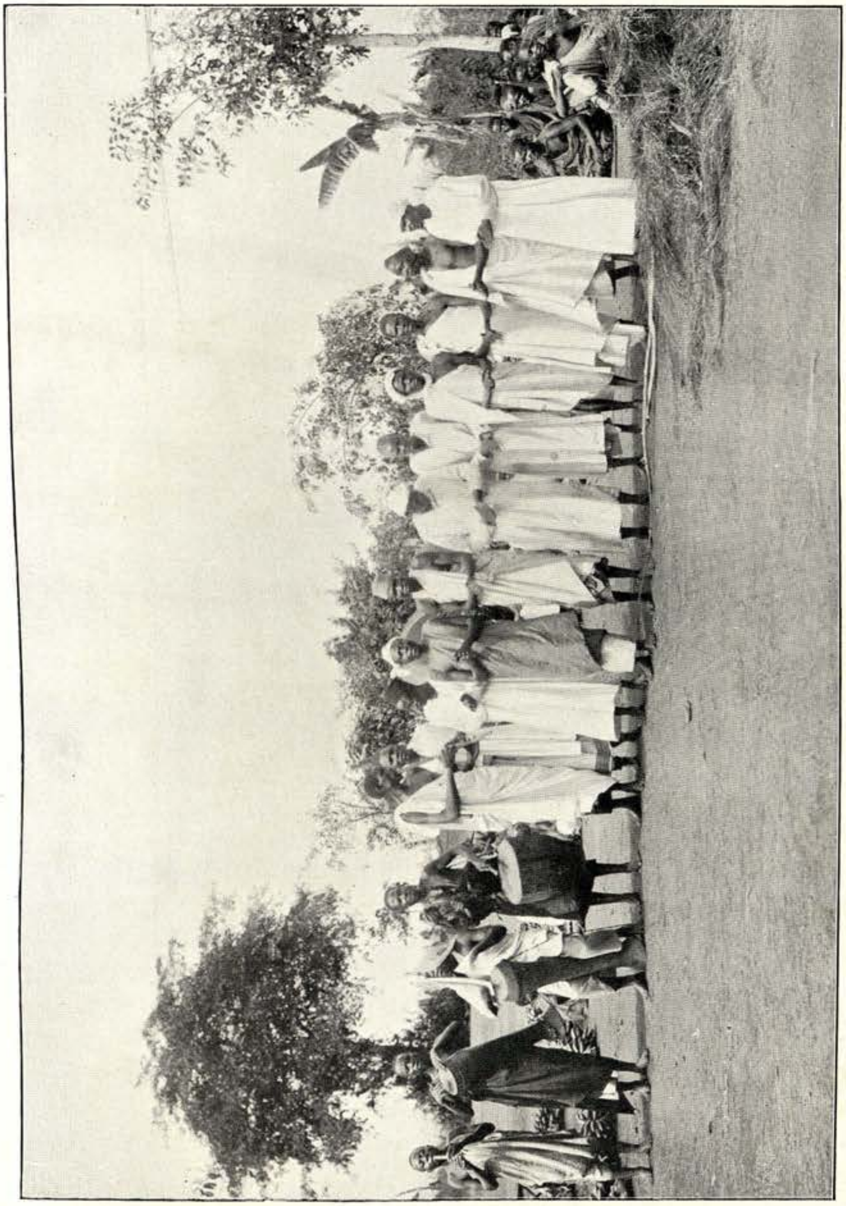


Abb. 114. Waganda-Tanz.

Das Gesicht ist oval mit wohlgeformten Zügen, die Nase gleichfalls nicht unschön, meist schmaler wie die Wagandanase. Der Mund ist klein, zeigt

gut geschwungene Linien und keine wulstigen Lippen. Die Waheia sind fraglos von der ganzen Urbevölkerung westlich des Viktoria-Sees der

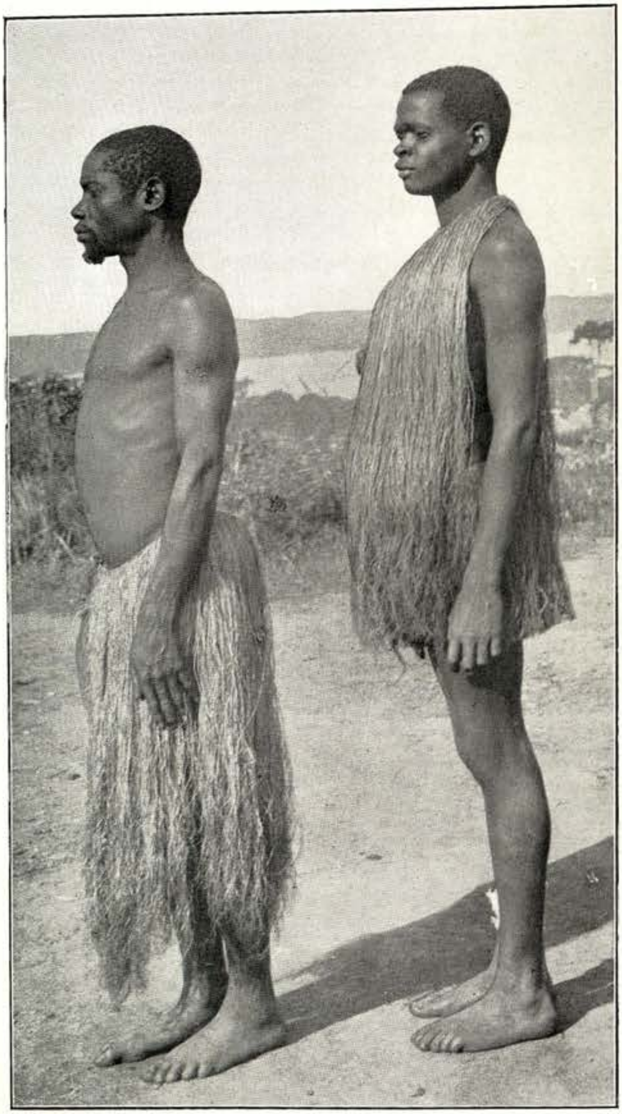


Abb. 115. Mheia-Mann (links) und -Jüngling (rechts).

hübscheste Menschenschlag. Auch der ebenmäßige, wohlproportionierte Körperbau erinnert an die Waganda (Abb. 115 und 116).

Die Hautfarbe ist ein etwas helleres Schokoladenbraun wie bei den Waganda. Bei den älteren Waheia können wir häufig kleine Backen-

bärte und einen Anflug von Schnurrbart beobachten, worauf die Leute nicht wenig stolz sind (Abb. 115 und 116).

Abb. 116. Mheia-Mann und -Jüngling.

Über Tätowierung und ähnliche „Verschönerungen", sowie über Haartracht und Schmuck verweise ich auf das bei den Waganda Gesagte.

Ganz eigenartig und einzig dastehend in ihrer Art ist die Kleidung der Waheia. Sie tragen einen etwa bis zu den Knien reichenden Lenden-

schurz aus feinen zerschlitzten Fasern von Raphiapalmblättern oder auch Baumbast bezw. Gräsern, die an einer Lendenschnur aufgereiht werden. Häufig wird ein zweiter derartiger Grasschurz um den Hals als Mantel gelegt, oder man trägt ihn schärpenartig über einer Schulter (Abb. 115 und 116.) Damit die Kleidung auch ihren Zweck erfüllt, d. h. in erster Linie die Blöße deckt, muß sie außerordentlich dicht geflochten sein. Da zur Herstellung nur sehr gleichmäßige, saubere, gebleichte Fasern und Gräser benutzt werden, so sieht diese Tracht auf dem dunkelbraunen Körper recht malerisch aus. (Ueber die Herstellung dieser Bast- bezw. Grasbekleidung siehe Handwerkerkapitel.)

Aeltere Waheia sowie in erster Linie die Vornehmen verschmähen diese Bastkleidung und tragen dafür Rindenstoffe oder auch Felle (Abb. 117, 118), aber in anderer Form wie die Waganda. Sie legen ein Stück Rindenstoff als Untergewand an, das unterhalb der Arme zusammengeknotet wird und bis zu den Knien reicht. Darüber erst tragen sie den Fell- oder Rindenstoffüberwurf, der aber nicht togaartig, sondern wie bei uns der Umhang um beide Schultern gelegt und auf der Brust zusammengeknotet wird. Beide Bekleidungsstücke sind nach Watussiart meist stark mit Butter getränkt.

Schon seit einer ganzen Reihe von Jahren sind Stoffe eingeführt. Bevorzugt wird von den begüterten Waheia das weiße Araberhemd (Kansu), ebenso häufig finden wir die weißen Baumwollstoffe (Merikani), die in gleicher Art getragen werden wie bei den Waganda. Selten ist dagegen die Sitte, weiße Turbane zu tragen. Hierfür sehen wir als Kopfbedeckung rote, zuweilen auch weiße Mützen. Die von Kollmann erwähnten geflochtenen großen Strohhüte habe ich nie beobachtet. Mehr Schmuck als Kleidungsstück sind Leopardenfelle, um die Hüften oder Schultern getragen. Ich habe sie nur bei einigen vornehmen Waheia und außerdem bei der Kapelle des Sultans Mutahangarua gesehen.

Auch hier berührt uns wie bei den Waganda die Reinlichkeit der Leute sehr sympathisch. Bei feierlicher Gelegenheit erscheint alles in blendendem Weiß.

Die Hauptwaffe der Waheia sind lange Speere, ganz ähnlich wie die der Waganda, doch fehlt häufig die lanzettförmige Eisenspitze, statt dessen wird die Holzspitze in Feuer gehärtet. Nie ermangelt jedoch der eiserne Schuh zum Einstoßen der Speere in den Boden.

Pfeile und Bogen sind zwar nicht allgemein üblich, doch kommen sie vor. Sie gleichen denen der Waganda, sind aber nicht ganz so lang.

Als Schutzwaffe führen die Waheia große rechteckige Holzschilde. Zwei Platten aus besonders leichtem Holz werden nebeneinander mit Rotang zusammengeflochten. Dieses Rotanggeflecht überzieht außerdem

noch den ganzen Schild auf Vorder- und Rückseite. Der Rand ist der größeren Haltbarkeit wegen besonders dicht umflochten.

Keine eigentliche Waffe, aber stets, auch zu Friedenszeiten, selbst bei kleinen Spaziergängen getragen und besonders charakteristisch für die Waheia, ist ein kräftiges Hackmesser mit langem Stiel (Abb. 117,

Abb. 117. Waheia-Männer.

rechts). Von diesem trennt sich der Mheia ebenso wenig wie von der langhalsigen, mit Bier gefüllten Kalebasse.

Jäger sind die Waheia nicht, da es in ihrem Lande kaum ein jagdbares Wild gibt, höchstens den außerordentlich selten vorkommenden und in den schwer zugänglichen Kagera-Sümpfen lebenden Sumpfbock. Diesen ab und zu einmal zu jagen, ist ein Sport der Vornehmen, und zwar wird er durch Treiber, die von Hunden begleitet sind, aufgejagt und dann gespeert. Die Hunde tragen, um wirksamer treiben zu können, Schellen um den Hals.

Die Waheiaweiber zeigen große Ähnlichkeit mit denen der Waganda, nicht nur in Figur und Gesicht, sondern auch in der Tracht, wie es Abbildung 119 zeigt. Allerdings kommt auch häufig eine hiervon abweichende Kleidung vor. Sie besteht aus einem Rock von Bast oder Gras, in Art des Männergrasschurzes gefertigt, nur länger und erheblich dichter, weil er sonst seinen Zweck nicht erfüllen würde. Häufig tragen die Weiber nur diesen Schurz, zuweilen aber auch darüber noch einen Rindenstoff wie die Wagandafrauen.

Abb. 118. Aeltere Waheia-Männer.

Man findet unter diesen Waheiaweibern recht hübsche Geschöpfe, die mit viel Grazie und Koketterie in ihren langen Fransenröcken, die an die Tracht unserer Balletteusen erinnern, einherschreiten. Die jungen Mädchen begnügen sich mit einem erheblich kürzeren Grasschurz, zu dem bisweilen ein zweiter Überwurf tritt. Einen solchen sehen wir auf Abbildung 120 bei dem dritten Mädchen von links.

Je jünger die Mädchen, desto kürzer ist der Grasschurz; ja, oft gehen die Mädchen, selbst wenn sie schon völlig reif sind, ganz nackt (Abb. 121 und 122).

Schmuck tragen die Weiber sehr wenig, allenfalls an Schnüren aus Bananenbast kleine Holzstücke, die oft noch durch eingebrannte Muster

verziert sind und wohl mehr als Amulette wie als Schmuck dienen. Ferner zylindrische und runde Glasperlen, sowie als Hauptschmuck Arm- und Beinringe. Diese werden von besonderen Handwerkern in sehr geschmackvoller, zierlicher Form derart angefertigt, daß auf einen Kranz aus Ziegen- oder Rinderschwanzhaaren sehr feiner Kupfer- oder auch Eisendraht gesponnen wird. Neben diesen finden wir auch aus feinem

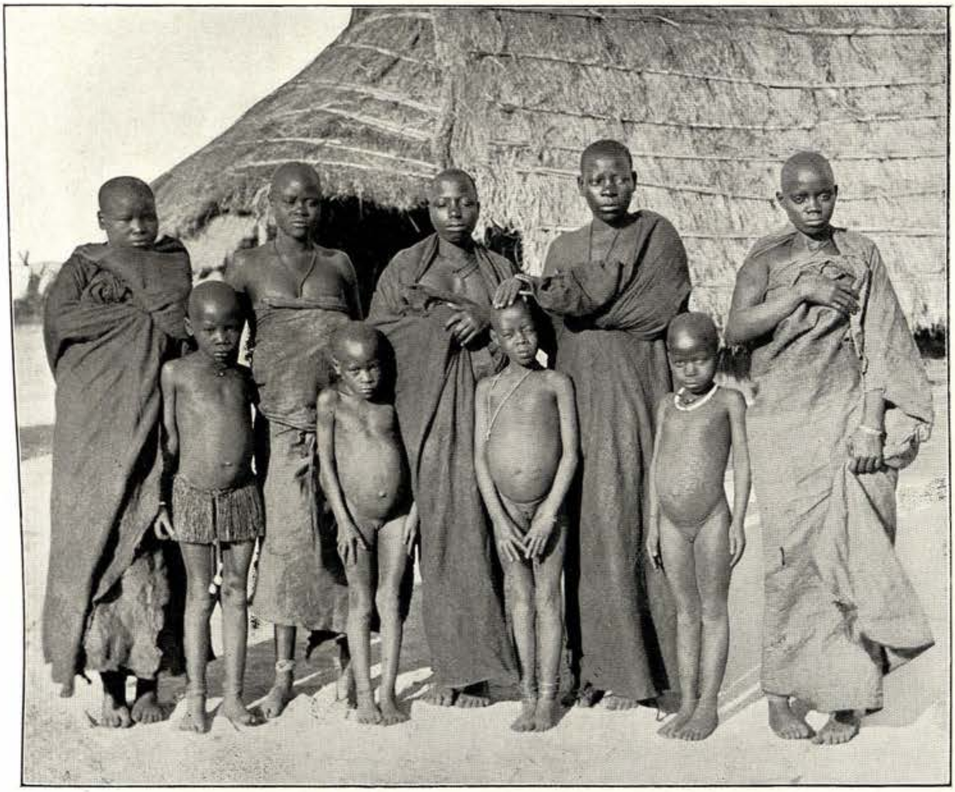


Abb. 119. Waheia-Weiber und -Kinder.

Bast geflochtene Arm- und Beinringe. Die Armringe zieht man in fertigem Zustande über das Handgelenk, während die Beinringe offen um die Gelenke gelegt und hier erst zusammengeflochten werden.

Die Haartracht ist dieselbe wie in Uganda. Besonders hervorzuheben ist die Tonsur, die ich sowohl bei den Waganda als auch bei den Waheia, allerdings bei beiden ziemlich selten, beobachtet habe.

Tätowierungen und andere künstliche „Verschönerungen" kommen nicht vor.

Die Kinder sind hier nicht so europäerscheu wie in den Ländern weiter westlich, sondern begleiten im Gegenteil häufig mit fröhlichem Geplauder, tanzend und springend die Karawane; etwa so wie unsere Jugend der marschierenden Truppe folgt. Ihre Kleidung besteht aus großen oder kleinen Grasschurzen, je nachdem, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Meist jedoch gehen die Kinder völlig nackt.

Auch sie tragen nur sehr wenig Schmuck und gar keine Amulette. Einige Perlen um den Hals, geflochtene Fuß- und Armringe, zuweilen auch an dem Grasschurz einige Perlen (es werden weiße Perlen bevorzugt); das ist alles.

Die Waheia sind Ackerbauer und Viehzüchter. Ihr Hauptnahrungsmittel ist, wie bei den Waganda, die Banane. Der Mheia ist ein derartig leidenschaftlicher Bananenesser und so mit dieser Frucht verwachsen, daß man lange Zeit der Ansicht war, er könne in einer Gegend, wo es keine Bananen gibt, nicht existieren. Die deutsch-englische Grenzexpedition sowohl wie besonders die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg haben aber klar bewiesen, daß die Waheia auch in Gegenden gesund und leistungsfähig bleiben, wo es keine Bananen mehr gibt und sie auf andere Feldfrüchte angewiesen sind.

Die Fasern der Banane gebraucht der Mheia zu allerlei Flechtarbeiten, zum Bau seiner Hütte und zum Herstellen von Stricken; den saftigen Bananenstamm benutzt er häufig zur Reinigung seines Körpers. So sah ich, abends am Lagerfeuer sitzend, wie zwei meiner Waheiaträger mit abgeschlagenen Stücken eines Bananenschaftes sich sehr gründlich von oben bis unten den Körper abrieben.

Nirgends findet man so zahlreiche Rassen der Banane wie in Kisiba und Uganda. Die Vornehmen des Landes züchten besonders eine lange dreieckige Frucht, die außerordentlich saftig und schmackhaft ist.

Die Banane wird in unreifem Zustande gekocht oder, nachdem sie gereift ist, roh gegessen. Sie werden in der Weise gekocht, daß auf den Boden des Gefäßes ein Stück Bananenblatt gelegt wird, wahrscheinlich wohl, um das Anbrennen zu verhüten. Dann wird der Topf mit den geschälten Früchten gefüllt und oben wieder mit einem Blatt geschlossen. Außerdem genießt man am Feuer geröstete Bananen. Ein sauberes Bananenblatt dient als Unterlage beim Essen und ersetzt Teller und Tischtuch.

Ferner werden aus den Bananen zwei verschiedene Biersorten gemacht. Die gebräuchlichste ist sehr leicht und bekömmlich. Sie wird aus gequetschten reifen Bananen mit Zusatz von etwas Wasser hergestellt und nur einem kurzen Gärungsprozeß ausgesetzt. Die andere dagegen macht einen längeren Gärungsprozeß durch und ist stark berauschend. Das Bier genießt der Mheia nicht wie der Mganda aus einem

kunstvollen Saugrohr, das unten ein Sieb besitzt, sondern mittels eines einfachen langen Rohres, so wie wir z. B. schwedischen Punsch und ähnliche Getränke zu uns nehmen (Abb. 117 und 118). Es soll übrigens Waheia geben, die das Saugrohr nur aus dem Munde nehmen, um ihre Mahlzeiten zu genießen. Diese Berufstrinker sind schwache Esser, gedeihen aber trotzdem ganz gut, woraus man wohl folgern darf, daß die Bananenbiere recht bekömmlich sind. Ja, es geht von den Waheia-

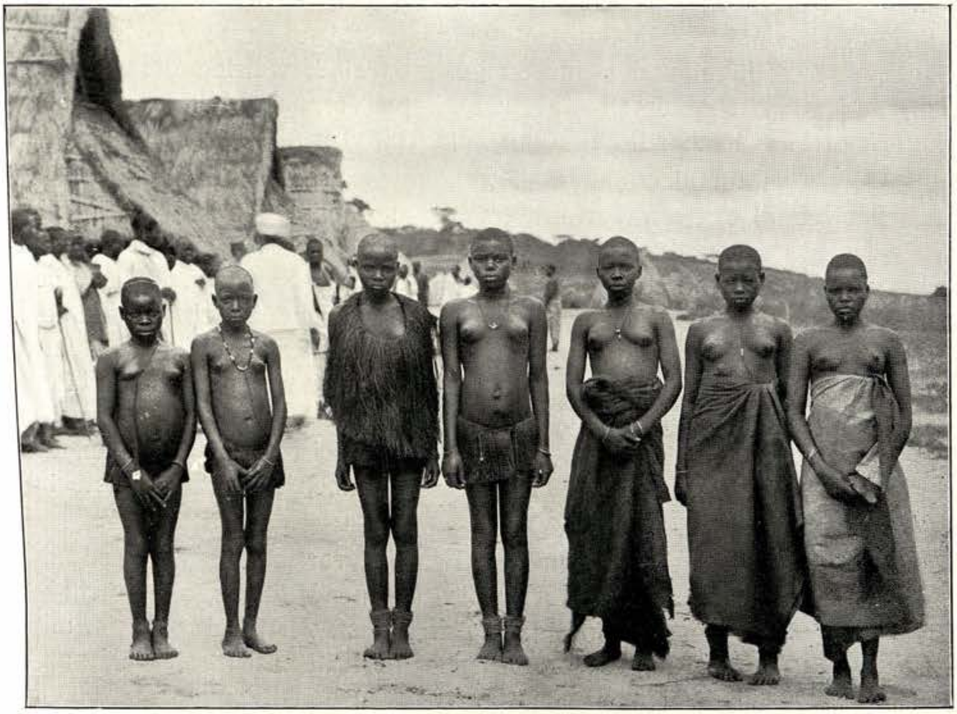


Abb. 120. 8—14jährige Waheia-Mädchen.

kriegern sogar das Gerücht, daß sie sich selbst im Kampfe nicht von ihrer Bierkalebasse trennen.

An weiteren Feldfrüchten finden wir Süßkartoffeln, Bohnen, Eleusine, Mais und Mhogo (Maniok), zuweilen auch Zuckerrohr und einige Gemüsearten, die mit Bananen vermischt genossen werden. Auch kommt es vor, daß die Waheia diese Gemüse wie Spinat verarbeiten.

Als Genußmittel bauen sie Kaffee und Tabak. Auch hier ernten die Leute die Kaffeefrüchte unreif. Nachdem sie mit heißem Wasser abgebrüht und an der Sonne wieder getrocknet sind, werden sie in rohem Zustande gekocht.

Der Mheia verwendet als leidenschaftlicher Raucher große Sorgfalt auf die Herstellung seiner Tabakspfeife. Die Pfeifenköpfe sind kegelförmig mit verbreitertem Rand und dicht unterhalb des Randes mit Kreis- und Strichmustern verziert. Die Befestigung des Pfeifenkopfes am Rohr geschieht mit feinem Kupfer- oder Eisendraht. Meine Waheiaträger benutzten jede Ruhepause, um sich ihre Pfeife wieder in Brand zu setzen, und ihre fröhliche Stimmung war hin, wenn ihnen der Tabak einmal ausgegangen war.

Als besondere Delikatesse genießen sie geröstete Heuschrecken. Nachdem die Flügel und Beine ausgerissen sind, werden die Tiere auf dem Feuer leicht geröstet. In Bastpakete verpackt bilden sie einen Handels- und Tauschartikel. Auch geröstete Termiten werden verzehrt.

Die Hauptmahlzeiten, d. h. gekochtes Essen, nimmt der Mheia täglich zweimal ein, am Vormittag und am Abend; das hindert ihn aber nicht daran, noch recht häufig am Tage ungekochte Nahrung zu sich zu nehmen. Fleisch verzehren sie auch sehr gern, und zwar die wohlhabenden Waheia Rind- und Ziegenfleisch. Für den gewöhnlichen Landmann ist der Fleischgenuß allerdings ein recht seltenes Ereignis. Hühner werden in Kisiba im Gegensatz zu Uganda nicht gegessen, dagegen häufig Fische. Man genießt sie gekocht oder geräuchert. Merkwürdigerweise verschmähen die Waheiaweiber jedoch den Wels, da sie glauben, daß bei seinem Genuß etwaige weibliche Nachkommen schlechte Brüste besitzen würden.

Die Feldarbeit wird von den Frauen verrichtet, während die Männer ein recht paradiesisches Dasein führen. Morgens, aber nicht zu früh, weil es dann noch zu kalt und taufrisch ist, verläßt der Mheia, ausgerüstet mit Bierkrug und Hackmesser, seine Hütte, reckt sich ein paarmal und begibt sich gemächlichen Schrittes in den Bananenhain. Dort sieht er nach, welche Blätter welk geworden sind, und schlägt sie ab. Damit ist im großen und ganzen sein Tagewerk vollbracht, wenn nicht gerade eine Hütte im Bau begriffen ist; denn der Hüttenbau gehört gleichfalls zur Arbeit der Männer. Am Nachmittag geht er höchstens noch einmal hinaus, um Brennholz zu holen.

Rinderherden finden wir nur bei den vornehmen Waheia und zwar sind hier beide Rassen, das langhörnige Watussirind und das Buckelrind, vertreten. Morgens gegen 8 Uhr, sobald der Tau geschwunden ist, treibt man die Tiere auf die Weide, um sie erst hier nach ein- bis zweistündigem Aufenthalt zu melken. Nachmittags gegen 5 Uhr wird zum zweitenmal gemolken und dann die Herde nach Hause getrieben. Die Kälber werden zur Nachtzeit in Hütten untergebracht. Außerdem halten die Waheia Ziegen, Schafe und Hühner.

Am Strande des Viktoria-Sees finden wir einige Fischerfamilien, die in recht dürftigen Hütten leben, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß sie nur vorübergehend hier wohnen. Es wird mit Reusen gefischt, wie uns Abbildung 125 links veranschaulicht. Der See ist außerordentlich fischreich und ernährt zahlreiche Krokodile.

In erster Linie finden wir hier eine Welsart, die eine recht stattliche Größe erreicht, wie sie uns gleichfalls Abbildung 125 zeigt; der stehende

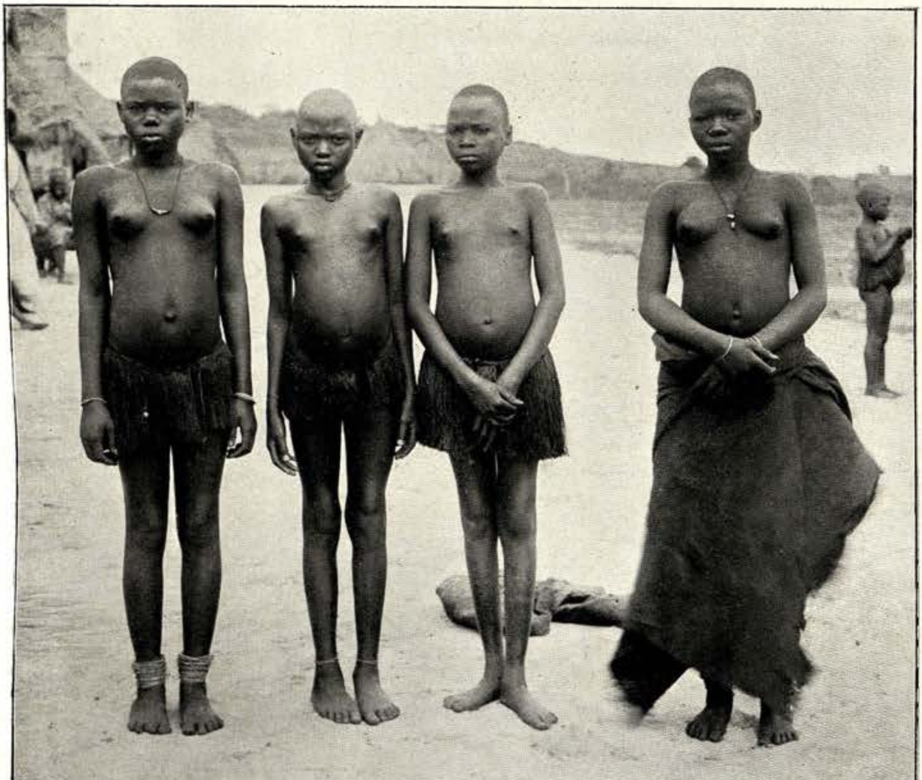


Abb. 121. 10—14 jährige Waheia-Mädchen.

Mheiafischer hält einen Wels in den Händen. Auch während meines Aufenthaltes auf der Insel Sesse brachte mir täglich ein Fischer diese Welsart und glaubte mir eine ganz besondere Freude dadurch zu bereiten, daß er möglichst große Fische aussuchte. Das Fleisch dieser Tiere ist aber nicht gerade empfehlenswert, da sich in ihm zahlreiche madenartige Schmarotzer finden, so daß auch meine Leute das Fleisch dieses Fisches nicht genießen wollten. Es gibt jedoch noch eine ganze Reihe anderer, kleinerer, recht schmackhafter Fischarten.

Als Fahrzeuge dienen den Fischern Boote, die nach dem Muster der Ugandaboote gebaut werden (Abb. 126). Von den Waheia werden jedoch nur die kleineren Fischerboote hergestellt, die großen Fahrzeuge kaufen sie in Uganda und in erster Linie auf der Insel Sesse. So kostete im Jahre 1903 ein Boot, das für 16 Ruderer eingerichtet war, im fertigen Zustande mit dazugehörigen Rudern 50 Rupie.

So zerbrechlich diese Fahrzeuge auch aussehen, so leistungsfähig sind sie in der Hand geschickter Steuerleute und Ruderer und vermögen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu schwer beladen sind, recht starkem Wellengange zu trotzen. (Über die Abmessungen und Herstellung eines derartigen Bootes berichte ich im Handwerkerkapitel.)

Die Ruderer sitzen so, daß sie dem Steuermann den Rücken zukehren. Es ist ganz erstaunlich, welche zähe Ausdauer sie beim Rudern entwickeln. Ich bin wiederholt ohne Unterbrechung von morgens 6 bis nachmittags um 3 Uhr gefahren. Ab und zu legte wohl einer sein Ruder hin, um sich mit einer Banane zu stärken, oder auch, um, auf der schwankenden schmalen Bordwand sitzend, seines Leibes Notdurft zu verrichten; die anderen ruderten ohne Unterbrechung weiter. Oder auch, es setzte einer von ihnen die Tabakspfeife in Brand, die dann weitergereicht wurde, so daß jeder nur zu seiner Erfrischung einige Züge tun konnte.

Die Leute kennen nicht die Hebelwirkung beim Rudern, sondern stoßen die Ruder, sich nach vorn beugend, mit kräftigem Ruck ins Wasser und ziehen sie dann dicht an der Bordwand entlang durch das Wasser. Hierzu gehört eine recht bedeutende Kraftaufwendung. Ich habe jedenfalls den Versuch schon nach einer Viertelstunde aufgegeben.

Wenn man die Leute in dieser unermüdlichen, anstrengenden Arbeit beobachtet, wie ihnen dazu die Tropensonne auf die unbedeckten Köpfe sengt, und wenn man sie trotzdem zum Takte der Ruder munter singen hört, so kann man nur den Leuten aufrichtige Bewunderung zollen, denn ein Europäer wäre bei dieser Tätigkeit längst schlapp geworden. Auch hier beim Rudern wie beim Tanz beginnt ein Vorsänger das Lied, und die Mannschaft wiederholt in langgezogenen, harmonischen Tönen den Refrain.

Infolge der angestrengten Tätigkeit haben die Leute eine außerordentlich gut entwickelte Arm-, sowie Brust- und Rückenmuskulatur, während die Beinmuskeln schwach sind.

Die großen Boote, die oft von 24 Rudern getrieben werden (das eben von mir beschriebene Boot war ein 14-Ruderboot), entwickeln eine recht bedeutende Geschwindigkeit und können es mit der kümmerlichen kleinen Dampfpinasse, die wir auf dem Viktoria-See haben, ganz gut auf-

Tafel VIII.

Waheia-Knaben.

nehmen. Bei den langen Booten übrigens reicht ein Brett nicht aus, sondern es müssen zwei aneinandergefügt werden. Das geschieht in der Weise, daß die Bretter an der Verbindungsstelle abgeflacht werden, etwa 20 cm weit übereinandergreifen und dann in der später im Handwerkerkapitel geschilderten Art und Weise genäht werden.

Trotzdem der Viktoria-See recht zahlreiche Krokodile enthält, denen so manche Frau beim Wasserschöpfen zum Opfer gefallen ist, baden

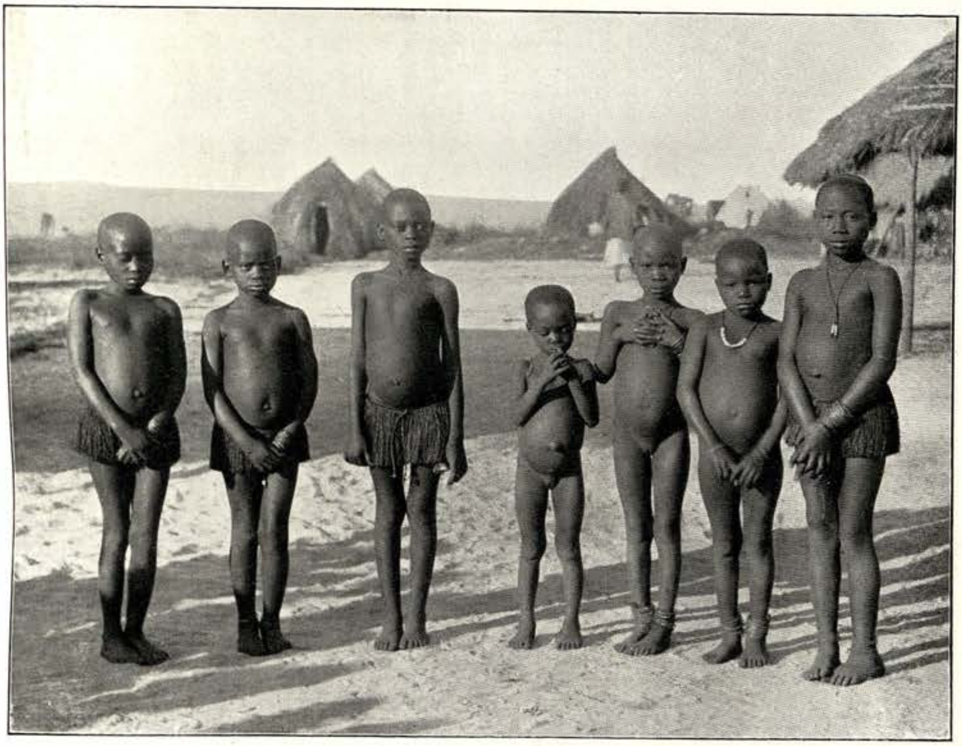


Abb. 122. Junge Waheia-Mädchen.

die reinlichkeitsliebenden Waheia, wie uns Abbildung 127 zeigt, gern in seinen Fluten. Es sind meine Waheiahilfsträger. Sie waren monatelang, zum Teil sogar über ein Jahr, meine treuen Begleiter während meiner Tätigkeit westlich des Viktoria-Sees. Von dem deutschen Grenzposten Mtukulla kommend, näherten wir uns dem See, konnten ihn aber, trotzdem wir nicht mehr weit von seinem Ufer entfernt waren, noch nicht erblicken, da jegliche Fernsicht uns durch die mit Bananenhainen dicht bestandenen Höhenzüge versperrt war. Kaum hatten wir aber den letzten Bananenhain durchschritten, so wurde uns der wunderbare Anblick der riesigen, fast einem Meere gleichenden Wasserfläche zuteil. Freude schwellte mir

sowohl wie meinen Leuten angesichts des brandenden Sees die Brust. Bedeutete doch sein Erreichen für mich die Beendigung des ersten Teiles unserer Aufgabe, für meine Leute aber die Rückkehr in die Heimat. Das „Thalatta-Thalatta“ der alten Griechen kann nicht begeisterter geklungen haben, als hier das „Njansa-Njansa“ meiner Träger. Mit ihren Stöcken trommelten sie in ihrer Begeisterung auf meinen Kisten und Koffern herum, so daß ich ernste Besorgnisse für deren Lebensdauer hatte, und das Freudengeschrei verstummte erst, als wir den Strand selbst erreicht hatten und das Wasser des Sees die Füße meiner Leute netzte. Der Trägerführer kam zu mir und bat in ihrem Namen um die Erlaubnis, hier baden zu dürfen, was ich sehr gern gestattete.

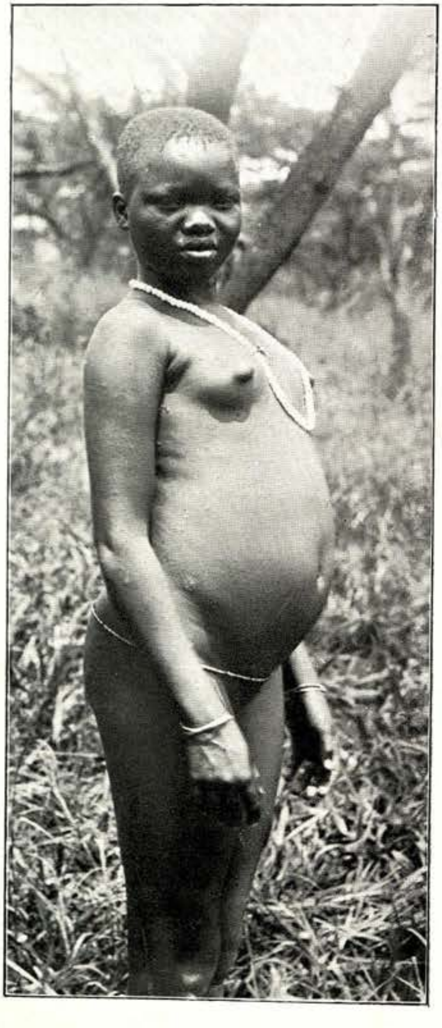


Abb. 123. 10jähriges Mheia-Mädchen.

Die Hütten liegen in den Bananenhainen versteckt. Jede Familie besitzt eine Hütte, die von einem kleinen Zaun umgeben ist; häufig sind auch die Wege dort, wo sie durch Bananenhaine führen, von Hecken oder Zäunen eingefaßt. In der Nähe der Hütten befinden sich Ficusbäume, deren Rinde, wie schon bei den Waganda erwähnt, zu Stoffen verarbeitet wird.

Der Hüttenbau erfolgt in gleicher Weise wie bei den Waganda. Jeder erwachsene Mann hat seine eigene Hütte, in der er mit Weib, Kind und Kleinvieh zusammenwohnt. Alle Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen. Nur die Sultansweiber und deren Kinder wohnen in besonderen Hütten. Auch über das Hausgerät können wir im allgemeinen dasselbe sagen wie bei den Waganda. Als Ackergerät dient ihnen eine herzförmige eiserne Hacke, die mit ihrem schmalen eisernen Stiel in einen Holzgriff gesteckt wird. Diese Hacken bilden einen begehrten Handelsartikel, auch gehören sie offiziell zum Heiratsgut. Häufig bringen die Waheia ab-

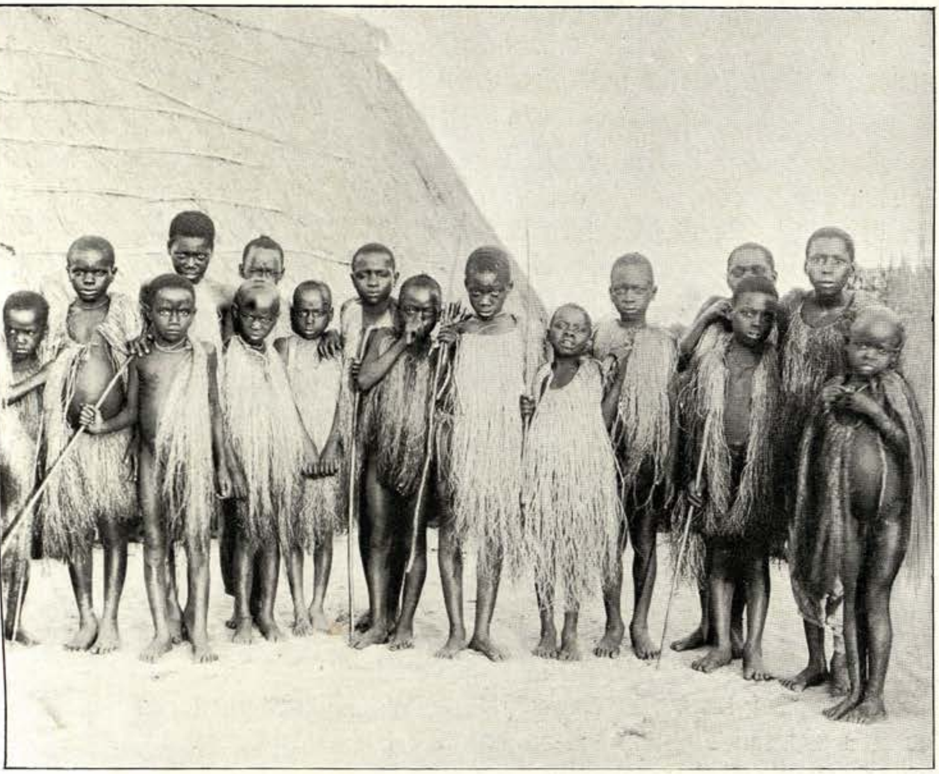


Abb. 124. Waheia-Knaben.

genutzte Hacken zu den Schmieden, um sich hier aus ihnen neue Hacken bezw. Speer- und Pfeilspitzen, Messer, Nadeln und andere Instrumente anfertigen zu lassen.

Ganz besondere Sorgfalt verwendet der Mheia auf die Zucht der Kürbisse für die Kalebassen, die er zum Aufbewahren und als Trinkgefäße für das Bananenbier verwendet. An die gleichmäßig kugelförmige Wölbung dieser Kalebassen setzt sich ein langer, schlanker, gerader Hals. Bei den vornehmen Waheia werden sie oft noch mit eingebrannten Strichmustern verziert. Als Trinkgefäße und zum Wasserschöpfen werden Schalen aus abgeschnittenem Flaschenkürbis oder auch besonders hierzu angefertigte Holzschalen benutzt.

Auf sehr hoher Stufe steht bei den Waheia die Flechtarbeit, die hier mit noch größerer Kunstfertigkeit ausgeführt wird, wie bei den Waganda. Sie wird nicht von besonderen Handwerkern geübt, sondern ist in jeder Familie die Hausarbeit der Frauen und Mädchen. Zum Transport der Feldfrüchte dienen große und oft mit farbigen Mustern geschmückte Körbe.

Sehr zahreich und mannigfaltig in der Form sind die mittelgroßen und kleinen Körbe, die teils mit, teils ohne Deckel hergestellt werden und sehr hübsche farbige Muster aufweisen.

Geradezu ein Kunstwerk sind die hohen, schmalen, mit zwei Spitzen versehenen und mit Dreiecksmustern farbig geschmückten Gefäßdeckel, die sich nur in den Hütten der vornehmen Waheia vorfinden und allein von den Frauen und Töchtern dieser angefertigt werden können. Sie bilden den Hauptgeschenkartikel des Sultans Mutahangarua an Europäer, die sich seiner Gunst erfreuen.

In jedem Haushalt finden wir als ein Zeugnis für den Reinlichkeitssinn der Waheia Seife, die sie sich in folgender Weise selbst bereiten: Die Asche der Schale unreifer Bananen wird mit Wasser ausgelaugt, dieses in einen Topf geschüttet, mit einem Zusatz von Rinderfett versehen und dann gekocht; der Rückstand ist Seife.

In Kisiba sind Rupie und Heller dank dem Einflusse der Station Bukoba schon längst heimisch. Unter sich handeln die Leute aber noch, wenn auch bei weitem nicht so häufig, wie es in Uganda der Fall ist, mit Kaurimuscheln (Ssimbi), ferner mit Stoffen, den Erzeugnissen ihrer Industrie, mit Vieh und Feldfrüchten; von letzteren wird besonders der Kaffee bevorzugt. Waheia sowohl wie Waganda importieren das Salz, das zum größten Teil aus Katwe am Albert Edward-See stammt und ein zwar stark mit Glaubersalz und Soda verunreinigtes Kochsalz ist, für den Gaumen der Eingeborenen aber trotzdem eine Delikatesse bildet.

Vor einer Reihe von Jahren war in Kisiba auch noch das Elfenbein ein gangbarer Handelsartikel. Längst aber ist der Elefant an der Kagera ausgestorben. Nur im Besitze der Sultane findet sich noch Elfenbein, die das kostbare Gut an verschwiegenen Plätzen vergraben haben. Sie lassen dieses jedoch sehr vernünftigerweise nicht als totes Kapital liegen, sondern benutzen es dazu, um ihren nach Einführung europäischer Kultur gesteigerten Ansprüchen zu genügen.

So erzählte mir eines Tages der Sultan Mutahangarua mit siegessicherem Lächeln, er wolle mit mir nach Deutschland fahren und den Kaiser besuchen. Als ich ihm erwiderte: „Mein lieber Freund, die Sache ist nicht so einfach, Deutschland liegt sehr weit von hier entfernt und solch eine Reise kostet sehr viel Geld,“ ließ er sich absolut nicht verblüffen, sondern antwortete mir: „Oh, ich habe noch genug Elfenbein, ich werde einfach ein paar Zähne verkaufen und dann mit Dir reisen. In Deutschland selbst werde ich ja kein Geld gebrauchen, denn ich, der König von Kisiba, werde doch natürlich beim Deutschen Kaiser wohnen. Wenn der Kaiser zu mir

kommt, wohnt er natürlich auch bei mir." Sehr vernünftigerweise ist aber der tüchtige Sultan von diesem Reiseplan wieder abgekommen.

Ein anderer, den Fortschritten europäischer Kultur sehr zugänglicher Sultan wohnt eine halbe Tagereise südlich der Station Bukoba, es ist Kahigi. Auch er läßt hin und wieder einen seiner Elefantenzähne ausgraben, macht ihn beim Inder oder Araber zu barem Gelde, um — seine Kneipschulden zu bezahlen. Denn er ist zu der Ueberzeugung gekommen,

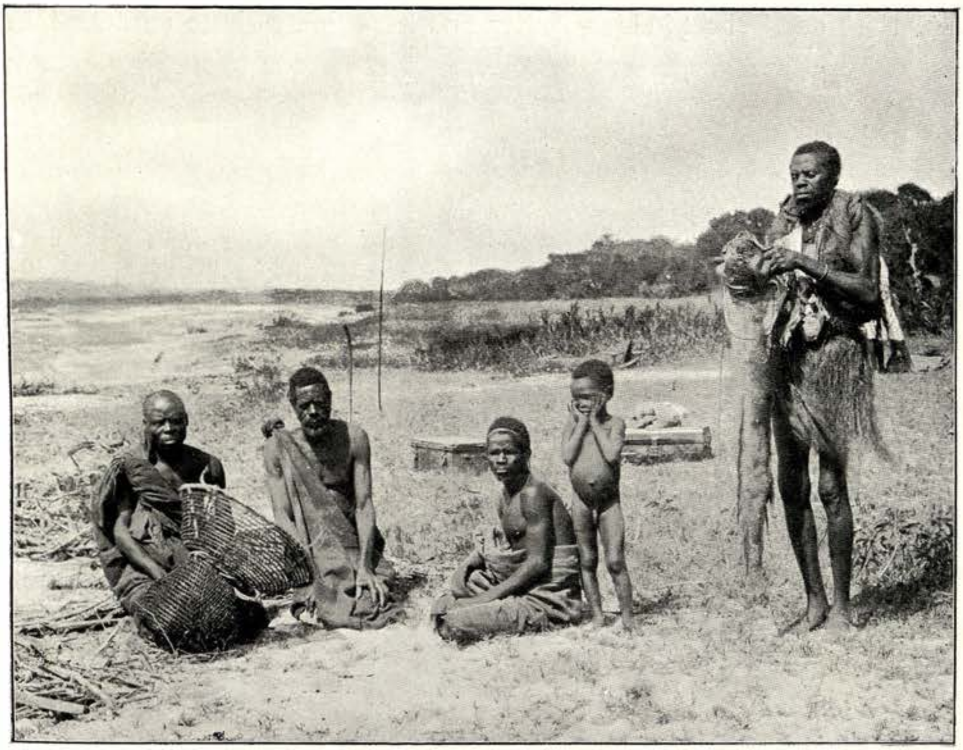


Abb. 125. Waheia-Fischerfamilie am Strande des Viktoria-Sees.

daß Bananenbier wohl ein recht schmackhaftes Getränk ist, daß aber Whisky-Soda und Sekt noch besser munden.

Im allgemeinen heiraten die Waheia nicht in so frühem Alter wie die Waganda. Auch hier wird die Braut von ihrem Vater in der schon beschriebenen Weise durch Geschenke erworben. Bei den vornehmen Waheia beträgt der Kaufpreis ein Rind und sechs Ziegen, während der bescheidene Landmann schon für 2000 Kaurimuscheln zum Ehemann werden kann. Er hat auch in der Regel nur eine Frau; der vornehme Mheia deren 4—5, daneben aber noch eine ganze Anzahl Kebsweiber.

Bevor die Gespielinnen die Braut in die Hütte des Mannes geleiten, wird sie mit Gesang von ihnen um die Bananenpflanzung herumgeführt, was ein Symbol der Fruchtbarkeit sein soll. Die Hochzeit selbst wird wie überall durch reichliches gutes Essen, sehr ausgiebiges Trinken und Tanz bis zum hellen Morgen gefeiert.

Die Geburt findet hier nicht in der Hütte, sondern im Beisein einer weisen Frau an einem stillen Platze im Bananenhain statt.*) Die Gebärende nimmt hierbei eine kniende, etwas nach vorn gebeugte Stellung ein. Nach der Geburt kehren Mutter und Kind in die Hütte zurück. Hier

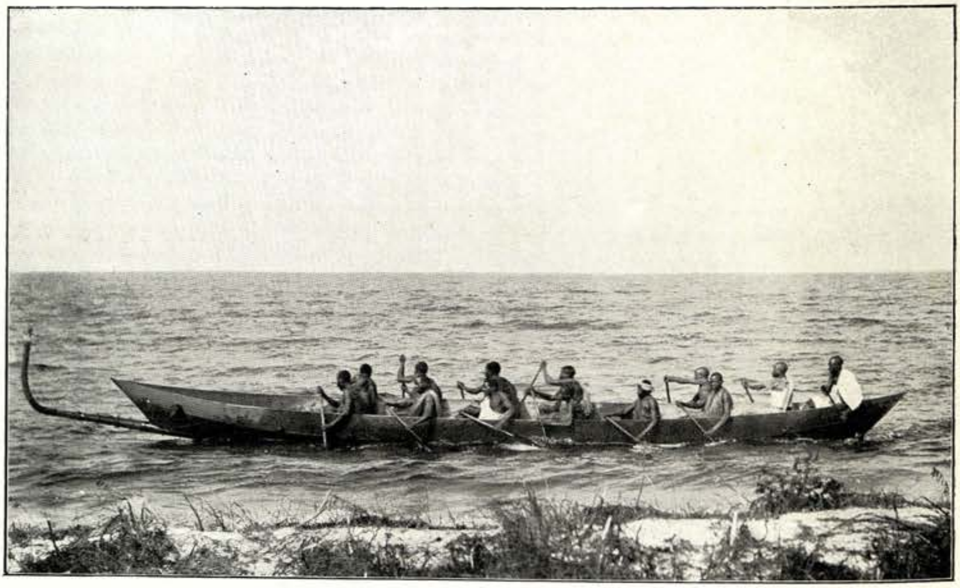


Abb. 126. Waheia-(und auch Waganda-)Boot.

hat der Vater heilkräftige Medizin zum Teil gekaut, zum Teil in der Hand, und bespuckt und bewirft damit zur Begrüßung das Kind. Acht Tage bleiben Mutter und Kind zurückgezogen, am neunten erscheinen sie in der Oeffentlichkeit, und es finden dann die üblichen Feste statt.

Die Waheia-Weiber sind etwas zuverlässigere Ehefrauen wie die der Waganda. Die jungen Mädchen hingegen treten gleich nach der Reife in geschlechtlichen Verkehr. Häufig sind Abtreibungen, um unerlaubte Verhältnisse der Mädchen zu verheimlichen. Die Betreffenden haben in der Regel in der Mutter eine Bundesgenossin, die, wahrscheinlich in der Erinnerung an die eigenen Jugendjahre, die Tochter hierbei unterstützt

*) Richter erzählt allerdings, daß die Geburt in der Behausung erfolge.

und sie zu einer der weisen Frauen bringt, die im Besitze wirksamer Abtreibemittel sind.

Stirbt ein Mheia, so werfen die Angehörigen, ähnlich wie die Waganda, die Leiche in den Busch, es kommt aber auch vor, daß sie ihre Toten in der Hütte begraben. Die vornehmen Waheia genießen noch ein besonderes Vorrecht; sie werden auf der Toteninsel Bussira bei Bukoba in Höhlen beigesetzt. Die Leichen werden in Felle oder Rindenstoffe eingenäht, dann mit Matten umwickelt, auf eine Tragbahre gelegt, unter Gesang an den Strand gebracht und im Boot nach der Insel über-

Abb. 127. Waheia im Viktoria-See badend.

geführt. Hier werden sie einfach in den Höhlen der Verwesung preisgegeben. Diese Toteninsel Bussira bot dem Anthropologen unserer Expedition eine reiche und willkommene Ausbeute zur Bereicherung seiner Schädelsammlung.

Stirbt ein Sultan, so versammeln sich die Anverwandten und die Großen des Landes in seiner Residenz zu einer mehrtägigen Hoftrauer. Es beginnt lautes Weinen und Klagen, bei dem sie jedoch immer noch Zeit finden, recht oft zur Bierkalebasse zu greifen.

Eine eigenartige Begrüßungsform hat der Mheia. Nähert er sich seinem Sultan oder einem sonstigen Großen des Landes, so legt er Speer, Axt, Kürbisflasche und was er sonst noch trägt, auf die Erde, geht einige Schritte auf den Betreffenden zu, kniet nieder, schlägt in die Hände und

sagt hierbei „Kassure rugaba“ oder „Kassure wetu“ oder am Vormittage „Schamaram“. Diese Art der Begrüßung findet sogar statt, wenn der Mheia bei der Arbeit ist. Er läßt dann alles liegen und geht zur Begrüßung auf den Betreffenden zu. Als Dankeswort gebraucht der Mheia „Kassinge“, das der freundliche Mheia selbst bei den kleinsten Gaben nie vergessen wird.

Bei den Waheia finden wir die monarchische Verfassung, und zwar in so deutlicher Prägung, wie ich sie nirgends wieder in Afrika gesehen habe. Dem Sultan gehört das Land, in dem er unumschränkter Alleinherrscher ist. Er ernennt aus den vornehmen Familien seine Unterführer, die in ihren Distrikten für pünktliche Durchführung seiner Anordnungen, in erster Linie für das Zahlen der Abgaben, verantwortlich sind. Diese bestehen in der Regel aus Kaurimuscheln, aber auch aus Lebensmitteln; ferner gehört zur Steuerleistung die Lieferung von Weibern für den Harem des Sultans. Man muß es dem Sultan Mutahangarua und auch den anderen Sultanen des Bezirkes Bukoba lassen, daß sie ihre Eingeborenen ganz ausgezeichnet in der Hand haben, ohne daß die geringsten Grausamkeiten, wie sie beim König Msinga in Ruanda häufig sind, vorkommen. Das Verhältnis ist eher ein patriarchalisches zu nennen, die Waheia achten und verehren ihre Sultane wie die Kinder.

In richtiger Würdigung dieser Zustände haben es die Bezirkschefs von Bukoba, in erster Linie der jetzt schon seit Jahren dort residierende Hauptmann von Stuemer, verstanden, diese Regierungsform völlig aufrecht zu erhalten und die Autorität der Sultane eher zu stärken als zu schwächen. So pflegt der jetzige Bezirkschef die Sultane ganz nach ihrer Eigenart zu behandeln und so in ihnen völliges Vertrauen zu wecken. Dem wissensdurstigen Sultan Mutahangarua, der sich mit großem Eifer der Erlernung der deutschen Sprache gewidmet hat, leiht er ein williges Ohr, wenn dieser ihm seine neuerworbenen Kenntnisse im Lesen und Schreiben vorträgt. Er hat ihm sogar Visitenkarten drucken lassen (Abb. 134), worauf der Sultan ganz besonders stolz ist.

Ebenso liebenswürdig unterstützt er die militärischen Neigungen des Sultans Kahigi, der sich ganz nach dem Vorbilde seines Bezirkschefs auch eine Wache zugelegt hat, die bei seinem Erscheinen ins Gewehr treten, blasen und präsentieren muß. Bei feierlichen Gelegenheiten legt er eine Tropenphantasieuniform mit riesigem Helm an. Während seines letzten Aufenthalts hier hat Hauptmann von Stuemer sogar für Kahigi auf dessen ausdrücklichen Wunsch eine komplette Kürassieruniform besorgt. Es muß ein eigenartiger Anblick sein, diesen etwa 2½ Zentner schweren tüchtigen Sultan Kahigi als kompletten Kürassier unter tropischer Sonne herumlaufen zu sehen.

Die Verwaltung des Bezirks kann man als mustergültig bezeichnen. Das Land blüht und gedeiht und ist jetzt bereits in der Lage, ohne daß auf die Eingeborenen auch nur der geringste Druck ausgeübt wird, einen reichen Überschuß aus den Steuern aufzubringen.

Als ich Januar 1903 in Bukoba eintraf, waren europäische Ansiedler noch nicht vorhanden. Jetzt hat bereits eine Anzahl europäischer Firmen ihre Vertreter dort, und ein weiterer Zuwachs ist zu erwarten. Die

Abb. 128. Kapelle des Sultans Mutahangarua von Kisiba.

englischen Dampfer (einen deutschen gibt es leider nicht), die regelmäßig auf ihren Tourenfahrten den Hafen von Bukoba anlaufen, haben hier in der Regel einen vollen Tag zu tun, um Waren zu löschen und einzunehmen.

Auch hat es Hauptmann von Stuemer verstanden, den kriegerischen Sinn der Waheia und ihre Freude an allen militärischen Uebungen für uns nutzbar zu machen. Er hat eine große Zahl der waffenfähigen Waheia nach unserem Reglement ausbilden lassen (sogenannte Ruga-Ruga-Kompagnien) und ist somit in der Lage, außer seiner etatsmäßigen Askarikompagnie noch ein wohlgeschultes Bataillon dieser Hilfskrieger ins Feld zu führen.

Abb. 129. Tanzende Waheia-Männer.

Dem Einfluß europäischer Kultur ist es zu danken, daß der früher außerordentlich stark verbreitete Aberglaube, verbunden mit allen möglichen Zaubereien und heidnischen Religionsgebräuchen, jetzt gewichen ist. Dieser Aberglaube ging sogar so weit, daß die Sultane ihre Landesgrenzen nicht überschreiten durften, daß sie stets gefolgt waren von einem Mann, der einen riesigen geflochtenen Schild trug, um diesen sofort vor seinen Herrn und Gebieter zu setzen, sobald der benachbarte Sultan irgendwo sichtbar wurde, da dessen Anblick Unheil über ihn bringen sollte.

Außerordentlich zahlreich sind die Amulette, die die Leute zur Abwehr von Zauberei, Krankheiten usw. in ihrer Behausung anbringen. Oft finden sich diese aber auch auf den Dächern oder in der Nähe der Hütten. An ihrem Körper tragen die Waheia im allgemeinen merkwürdigerweise so gut wie gar keine Amulette, ausgenommen im Kriege. Zog früher ein Sultan ins Gefecht, so war nicht allein er und sein ganzes Heeresgefolge mit Kriegsamuletten geschmückt, sondern dem Sultan folgten noch nackte junge Mädchen, die besondere Kriegsamulette trugen und immer in seiner Nähe bleiben mußten.

Der Natur des stets vergnügten Mheiamannes entspringt es, daß er ein großer Freund von Musik und Tanz ist. Ich habe nie so zahlreiche und bis zum frühen Morgen währende Feste feiern sehen, wie hier bei den Waheia. Als ich beim Grenzpfeilerbau, von der Kongogrenze kommend, den Viktoria-See erreicht hatte, beschloß ich, meinen Trägern, unter denen sich auch zahlreiche Waheia befanden, für die angestrengte Tätigkeit ein Abschiedsfest zu geben. Ich hatte mich schon 14 Tage vorher durch Boten mit dem Sultan Mutahangarua verständigt. Dieser

sandte mir für meine Leute 220 Kalebassen Bananenbier in unser Lager und stellte mir außerdem seine Hauskapelle zur Verfügung. Darob große Freude bei meinen Leuten, und kaum erklangen die ersten Töne, als sich auch von allen Seiten die Bewohner der umliegenden Dörfer einstellten, um an diesem Feste teilzunehmen.

Die Instrumente, die von der Kapelle benutzt wurden, sind Blashörner aus Flaschenkürbis oder auch aus Kuhhörnern. Sie sind zu beiden Seiten offen; in ein nahe der Spitze seitlich angebrachtes Loch wird hineingeblasen und durch Schließen und Öffnen der oberen kleinen Öffnung der Ton moduliert. Häufig bestehen diese Hörner aus zwei Teilen, die mit einem Stück Fell verbunden und mit Kaurimuscheln, Fellstreifen und Haarbüscheln verziert sind. Dieses Hörnerkonzert klingt recht harmonisch. Zu seiner Begleitung dienen dieselben beiden Trommelarten, die wir vorhin bei den Waganda kennen gelernt haben.

Bei anderen Sultanen treten an die Stelle der Hornbläser Flötenbläser. Die Rohr-, seltener Bambusflöten sind zum Teil sehr hübsch geschmückt. Sie werden mit Kupferdraht umwickelt, mit Leder überzogen und mit Kaurimuscheln, Haarbüscheln und hübschen Stickereien aus bunten Perlen verziert.

Man ist ja zwar in Europa schon recht erstaunliche Leistungen von den Musikanten gewöhnt, die oft genug die ganze Nacht hindurch zum Tanze aufspielen müssen. Jedoch geradezu Verblüffendes leisten die Waheiamusikanten.

Abb. 130. Tanzende Waheia-Jünglinge.

Außer diesen Hofkapellen halten sich die Sultane auch noch einen Hofnarren, der durch Grimassenschneiden, durch möglichst wildes Tanzen und Gliederverrenken seinen Herrn zu erheitern sucht.

Die Art und Weise der Handhabung der Instrumente veranschaulicht deutlich Abbildung 128. Es sind keine Dilettanten, sondern Berufsmusiker; Instrumente und Talent vererben sich in der Familie. Nicht allein, daß sie stundenlang, ja zuweilen ganze Nächte hindurch ihre Weisen ertönen lassen, nein, sie tanzen und springen hierbei auch noch mit allen möglichen Gliederverrenkungen und entwickeln einen Kraftaufwand und eine Ausdauer, die jeden Europäer in Erstaunen setzen muß.

Tusch blasen können die Leute zwar nicht, dafür ehren sie den Europäer oder ihren Sultan, dem sie ein Ständchen bringen, in anderer Weise. Sie nehmen in einiger Entfernung in einem Gliede nebeneinander Aufstellung. Ein Hornbläser eröffnet das Konzert, die Trommler und die anderen Hörner fallen ein, und die ganze Kapelle bewegt sich langsam, hierbei immer musizierend, vorwärts bis dicht an den zu Ehrenden heran. Jedoch nicht im gewöhnlichen Marschtempo, sondern nach dem Takt der Trommeln und Schalmeien springend und tanzend, oft den Körper tief zur Erde geneigt, so daß der große, mit Butter getränkte Fellmantel auf dem Boden schleift, dann wieder mit wilden Sprüngen vorwärts und rückwärts sich bewegend, wobei sie den Oberkörper stark verdrehen. Bei jedem Schritt vorwärts stampfen sie kräftig mit den Füssen zu dem Takt der Musik auf den Boden. Selbst bei den wildesten Bewegungen hören sie nicht auf zu blasen, geschweige denn, daß sie dabei gar aus dem Takt kämen. Oft springt ein besonders gewandter Mann aus dem Gliede heraus und führt, angespornt durch das Beifallsgeklatsche der Zuschauer, ganz besonders tolle Sprünge und Gliederverrenkungen aus. Sind sie nahe herangekommen, so machen sie plötzlich alle gleichmäßig kehrt, schreiten in derselben Weise zurück, um dann mit kurzer Frontwendung sich wieder zu nähern. Bei diesen Wendungen wird besonders kräftig mit den Füßen aufgestampft.

Um den Lärm zu erhöhen, tragen die Musikanten an den Beinen noch eiserne Schellen. Der Vorbläser ist gleichzeitig Kapellmeister; er bestimmt, welches Stück gespielt wird. Um bei dieser Musik verschiedene Melodien herauszuhören, muß man, glaube ich, besondere Begabung besitzen. Wohl sind die ersten Töne zu Beginn des Stückes anders klingend, nach wenigen Takten jedoch spielen sie wieder ihre alte Volkshymne, die auch immer wieder mit demselben recht harmonisch klingenden Schalmeiakkord in moll endet, während die Trommeln schweigen.

Die Musik übt auf die Waheia die gleiche Wirkung aus, wie bei uns ein Straußscher Walzer auf die tanzlustige Jugend. Kaum ist der erste Ton erklungen, so setzen sich auch schon die Tanzbeine in Bewegung. Der Tanz wird begleitet von Händeklatschen und Gesang. Es dauert nicht lange, so hüpft alles, jung und alt. Meist tanzen die Waheia in getrennten Gruppen, die Männer für sich und ebenso die Weiber und jungen Mädchen. Zwischendurch springt mit fröhlichem Jauchzen, ohne Rücksicht auf Takt und Melodie, die liebe Jugend.

Abb. 131. Tanzende Waheia-Frauen.

Bei unserem Abschiedsfest am Strande des Viktoria-Sees begann das Tanzfest um 5 Uhr nachmittags. Als ich um 12 Uhr nachts schlafen ging, gebot ich nicht, wie sonst, Ruhe im Lager, sondern ließ die fröhlichen Menschen weiter tanzen. Am nächsten Morgen um 6 Uhr trat ich zum Zelt heraus. Das erste, was ich mit Erstaunen sah, waren die noch immer nach dem Takt der stark zusammengeschmolzenen Kapelle tanzenden Waheia, und zwar befanden sich unter den Tänzern Weiber mit ihren Säuglingen auf dem Rücken. Sie waren einfach die ganze Nacht mit ihren Kindern herumgesprungen, und das Wunderbare hierbei war: die Kinder

schliefen und ließen sich durch die heftigen Erschütterungen bei den Sprüngen ihrer vergnügungssüchtigen Mütter im Schlummer nicht stören. Ob eine derartige Behandlung für die Säuglinge sehr bekömmlich ist, glaube ich kaum.

Mein zweiter Blick fiel auf die 220 Bierkalebassen, und siehe da! — sie waren leer.

Es ist absolut nicht erforderlich, daß bei derartigen Tanzfesten eine ganze Kapelle in Tätigkeit tritt; dem vergnügungssüchtigen Mheia genügt eine einzige Trommel. Die Waheiamänner tanzen singend im Kreise um diese herum. Fast immer sind die Tänzer mit langen Stöcken bewaffnet, die sie in der erhobenen Rechten halten (Abb. 129 und 130). Der Tanz besteht auch hier, wie bei den Musikanten, in allerhand Gliederverrenkungen. Die Knie werden hochgezogen und die Füße kräftig nach dem Takt der Musik aufgestampft. Ab und zu springt ein Tanzkünstler, der die Glieder ganz besonders schön verdrehen kann, in den Kreis und gibt hier eine Solovorstellung.

Die Weiber tanzen in Trupps zu mehreren Gliedern hintereinander. Sie bleiben fast auf der Stelle, nur wenig beim Tanze vor- und rückschreitend. Sie tun gleichfalls ihr Bestes im Springen und Gliederverrenken, vor allem im Drehen des Beckens, und setzen die Füße nach dem Takt der Musik. Bei den heftigen Bewegungen lockert sich immer wieder die Rindenstoffkleidung, so daß sie diese häufig um die Hüften binden und mit nacktem Oberkörper tanzen (Abb. 131 und 132). Bei jungen, wohlgebauten Weibern ist es ja fraglos ein sympathischer Anblick, weniger schön aber bei älteren, denen bei den heftigen Tanzbewegungen die schlaffen, langen Brüste fast um die Ohren fliegen. Auch sie begleiten den Tanz mit Gesang.

Bei Männern sowohl wie bei Weibern wird der Gesang in folgender Weise ausgeübt:

Ein Vorsänger beginnt häufig mit aus dem Stegreif gedichtetem Text, der auf die interessantesten und neuesten Tagesereignisse Bezug hat. Die anderen antworten mit dem Refrain in langgezogenen Tönen.

Am Tage nach diesem denkwürdigen großen Abschiedsfest brach ich nach Bukoba auf. Der mir befreundete Sultan Mutahangarua hatte angeordnet, daß die Kapelle mir das Geleit geben solle. So zogen wir denn bald nach Sonnenaufgang fröhlichen Sinnes in den lachenden Morgen hinein mit Hörnerklang und Trommelschlag, durch zahlreiche Dörfer und weitausgedehnte Bananenhaine. Überall strömten die Menschen, in erster Linie die Jugend, aus den Hütten und Bananenhainen herbei, angelockt von dem Klange der Musik, und gaben uns ein Stück des Weges das Geleit. Ihre Dankbarkeit für die ihnen dargebrachten musikalischen

Genüsse bewiesen sie dadurch, daß sie die leeren Bierkalebassen der Kapelle füllten, denn die afrikanischen Musikantenkehlen sind noch mehr der Anfeuchtung bedürftig wie europäische.

Zur Mittagsstunde erreichten wir die Residenz des Sultans Mutahangarua. Er kam uns schon ein gut Stück Weges entgegen, angetan mit der Bekleidung eines vornehmen Küstenmannes. Darüber trug er einen europäischen Tuchrock und auf dem Kopfe eine Schutztruppenmütze des Hauptmann von Stuemer. Gefolgt war er von einigen

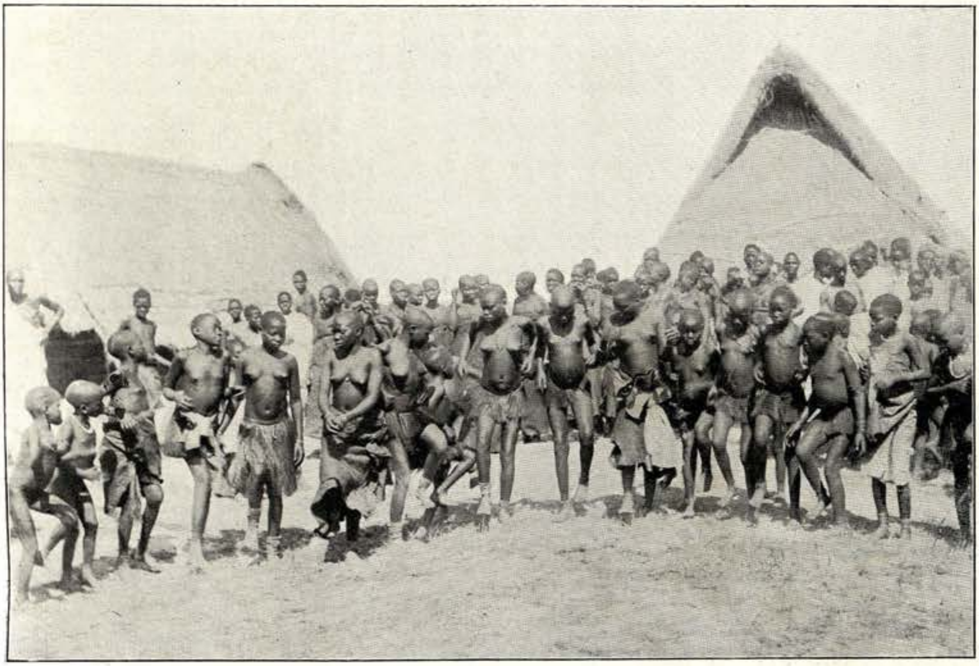


Abb. 132. Tanzende Waheia-Mädchen.

Würdenträgern (Katikiros) und seinem Schildträger, der den schon früher erwähnten großen geflochtenen Schild hinter ihm hertrug.

Nach freundschaftlicher Begrüßung führte er mich über einen großen, von einem hohen Zaun umgebenen, sehr sauber gehaltenen Hof in seine Empfangshütte, die zwar auch eine Strohhütte, aber sehr geräumig und mit ganz besonderer Sorgfalt hergestellt war. Im Innern der Hütte herrschte gleichfalls größte Sauberkeit. An der Wand hing ein Bild des Kaisers und einige Aufnahmen aus einer alten Nummer der „Woche“. Mutahangarua und ich nahmen an einem sauber gedeckten Tisch Platz, und ich erfrischte mich an einem Glase kühler Milch und einigen der wohlschmeckenden Bananen.

Die Unterhaltung begann damit, daß er mich zu meinen Jagderfolgen beglückwünschte. Auf meine erstaunte Frage, woher er denn wisse, daß ich Elefanten und Nashörner geschossen habe, erklärte er mir mit großem Selbstbewußtsein, daß er ganz genau wisse, wieviel Wild und wo ich es geschossen habe. Ich ließ mir nun, da ich doch Bedenken hatte, daß er hierüber genau orientiert sei, von ihm berichten, und siehe da — es stimmte bis auf die Zahl der Nashörner und Elefanten, die zu hoch gegriffen war. Ob er nun hierüber nicht richtig orientiert war oder ob er diese größere Zahl nur aus persönlicher Liebenswürdigkeit nannte, weiß ich nicht, jedenfalls verbesserte ich seine Angaben nicht, sondern sprach ihm im Gegenteil meine Anerkennung aus, daß er sich so genau informiert habe.

Man muß sich immer wieder darüber wundern, wie eingehend die Eingeborenen über das Tun und Treiben der Fremdlinge in ihrem Lande Bescheid wissen. Auch ohne Telegraph und Post wird alles auf das Schnellste verbreitet, allerdings auch häufig stark ausgeschmückt. Der Neger sieht seinen Stumpfsinn und seine Langeweile durch den das Land bereisenden Europäer in mehr oder weniger angenehmer Weise unterbrochen, und da er sehr gern klatscht, der Gesprächsstoff aber naturgemäß sehr gering ist, so bildet der Europäer mit seiner Karawane, mit allem, was er und seine Leute tun und treiben, eine willkommene Veranlassung, beim Bananenbiere den Faden zu spinnen. Der Europäer kann noch so schnell und ausdauernd marschieren, auf Tagemärsche voraus ist bereits die Kunde von seiner Annäherung ins Land gedrungen, so daß es bis auf wenige Ausnahmefälle nie möglich ist, den Neger in seinem Lande zu überraschen.

Beim Sultan Mutahangarua war es nun weiter kein Wunder, daß er so gut unterrichtet war, hatte er doch stets mit unserer Grenzexpedition Fühlung gehalten. Wiederholt hatten wir von ihm, selbst als wir bereits sechs Tagemärsche weit von seinem Gebiet entfernt waren, frische Eier und Butter erhalten, oft noch mit einem liebenswürdigen Begleitbrief, wie er auf Abbildung 133 wiedergegeben ist. Auch stammte ein Teil unserer Hilfsträger aus seinem Lande. Jedenfalls war dieses große Interesse für die ihm befreundeten Europäer anerkennenswert und das gute Gedächtnis dieses intelligenten und wissensdurstigen Sultans staunenswert.

Es dauerte nicht lange, so war Mutahangarua bei seinem Lieblingsthema angelangt; er holte sein Schreibheft und zeigte seine Fortschritte in der Erlernung der deutschen Sprache und Schrift.

Bei dieser Gelegenheit kam noch eine andere Eigentümlichkeit von ihm, immer wieder die neuesten gelernten Vokabeln zum besten zu geben, zum Ausdruck. Nachdem wir uns eine Zeitlang auf Kisuaheli unterhalten

hatten, was der Sultan richtiger und geläufiger sprach als ich, verstummte er plötzlich, legte sein Gesicht in ernste Falten und dachte anscheinend sehr energisch nach. Plötzlich zuckte es wie Wetterleuchten über sein Gesicht, seine Züge erhellten sich — er hatte die neue Vokabel, mit der er renommieren wollte, gefunden und sagte mit scharfer, deutlicher Betonung das Wort „Oberschenkel“, wobei er gleichzeitig, um mir zu beweisen, daß er die Sache richtig erfaßt hatte, mit der flachen

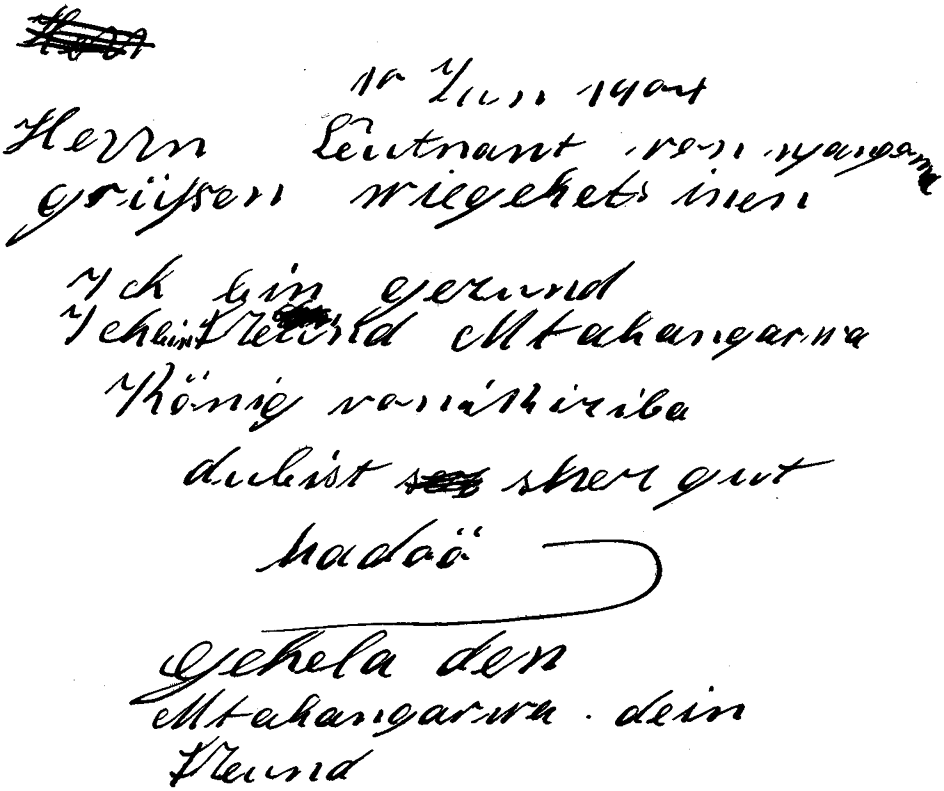

10 Juni 1904
Herrn Leutnant von [illegible]
grüßen wie geht's ihnen
ich bin gesund
Schreibt [illegible] Mtahangarua
König von Kiziba
du bist sehr gut
[illegible]
Gehela den
Mtahangarua dein
Freund

Abb. 133. Ein an den Verfasser dieses Buches gerichteter Brief des Sultans Mutahangarua.

Hand kräftig auf meinen Oberschenkel schlug. Ich sprach ihm wieder meine Anerkennung aus über seine unverkennbaren Fortschritte, und wir unterhielten uns dann eine Zeitlang auf Kisuaheli.

Jedoch es dauerte nicht lange, so traten bei ihm wieder die Anzeichen tiefsten Nachdenkens ein und bald brachte er mit siegessicherem Lächeln das schöne Wort „Schweinerei“ hervor. Das waren also entschieden seine neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft, und ich hatte das Vergnügen, sie im Laufe der Unterhaltung noch ungefähr sechsmal wiederholt zu hören.

Alsdann verließen wir seine Hütte. Auf dem Hofe war die Kapelle zum Abschiedskonzert angetreten. Mit Stolz zeigte er auf die noch um einige Mann verstärkte Hof- und Hauskapelle und sprach dabei die schönen Worte: „Mein Konzert". Um die Musikanten für ihre höchst anerkennenswerten Leistungen zu belohnen, drückte ich jedem ein Viertelrupiestück in die Hand (= 25 Heller). Der Sultan, der dies sah, erklärte, das sei viel zu viel für seine Leute, er würde ihnen daher, sobald ich abmarschiert sei, diese Viertelrupiestücke wieder fortnehmen und dafür jedem einen Heller geben, das sei reichlich genug. Die Viertelrupiestücke würde er für sich behalten.

Auch aus diesem kleinen Zug erkennen wir mit Deutlichkeit, daß der Sultan sich vollkommen Herr fühlt über das Hab und Gut seiner Untertanen.

Gegenüber der Hütte zeigte er mir dann noch voll Stolz und Freude die Fundamente zu seinem Steinhaus, das er sich hier nach europäischem Muster erbauen wolle. Der Stationschef selbst habe, wie er mit großer Genugtuung erzählte, den Grundriß des Hauses abgesteckt, damit es auch genau europäisch würde. Die Ziegel seien von seinen Leuten gebrannt.

Noch ein kräftiger Händedruck, noch einmal ließ zum Abschied die Kapelle die Volkshymne ertönen, dann schied ich von meinem Freunde Mutahangarua. Das war im Jahre 1904.

Drei Jahre später wurde mir die große Freude zuteil, Mutahangarua wiedersehen zu dürfen. Gemeinsam mit meinem Freunde Kirschstein besuchten wir als Mitglieder der Expedition S. H. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg auf dem Marsche von Bukoba nach Kifumbiro, einen Umweg von vier Stunden nicht scheuend, den Sultan Mutahangarua. Es war ihm bereits das Nahen unserer Expedition gemeldet worden, so daß er uns am Eingang empfing. Er hatte mich sofort wiedererkannt, und es erfolgte eine herzliche Begrüßung. Drei Jahre lang hatte ich ihn nicht gesehen, und ich muß sagen, er sowohl wie seine Residenz hatten sich sehr zum Vorteil verändert.

An Stelle einer großen Grashütte fand ich ein in europäischem Stil gebautes Haus, aus Ziegelsteinen ausgeführt und mit einem Wellblechdach eingedeckt. In dieses führte er uns, um dort mit ihm einen Whisky-Soda zu trinken. Früher bekam man bei ihm nur frische Milch.

Das Innere des Hauses war sauber und mit europäischen Möbeln ausgestattet. Das erste, was uns auffiel, waren zwei weit geöffnete Kleiderschränke, in denen je ein tadellos gebügelter weißer Anzug hing, denen man es deutlich ansah, daß sie nur dazu da waren, um dort zu hängen und Besuchern gezeigt zu werden.

Freudig überrascht waren wir, in dem ersten größeren Raume gleich mehrere Kaiserbilder an den Wänden zu sehen. Als wir dem Sultan hierüber unsere Anerkennung aussprachen, sagte er mit stolzem Lächeln: „Oh, das sind gar nicht einmal alle, ich habe noch eins, das genau so aussieht, wie die anderen. Ich habe es nur noch nicht aufgehängt.“

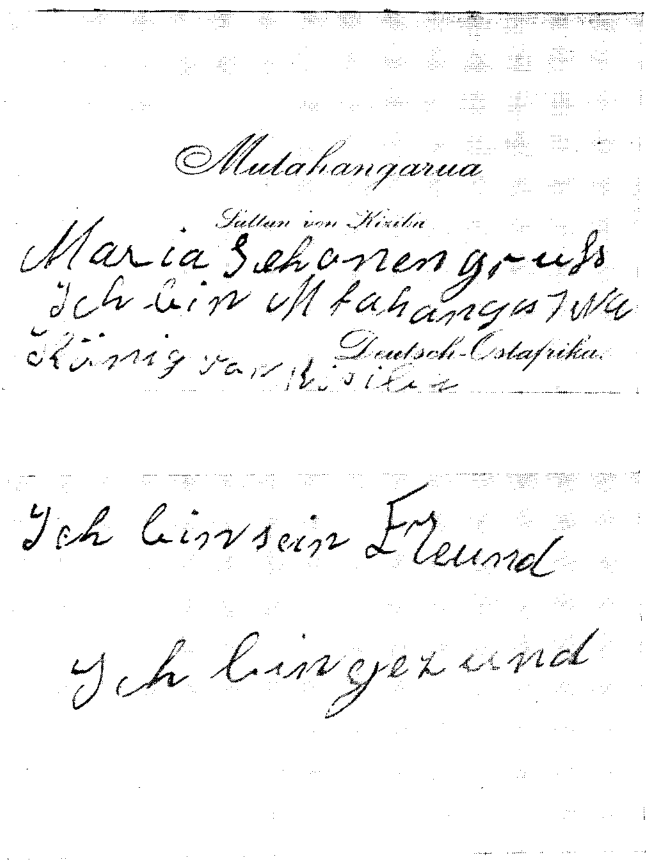


Abb. 134. Visitenkarte des Sultans Mutahangarua mit eigenhändigem Daumenabdruck.

Dieses Bild hatten ihm die Reichstagsabgeordneten zum Geschenk gemacht, als sie bei ihm zu Besuch waren.

Kaum hatten wir Platz genommen, als er sich sehr teilnehmend danach erkundigte, wie es meinen Frauen und Kindern ginge. Eine sehr peinliche Frage, aber was tun? Unmöglich konnte ich meinem Freunde Mutahangarua erzählen, daß ich es in meinem Leben noch nicht zu einer Frau gebracht habe. Ich dankte also im Namen meiner Frauen und

Kinder für die gütige Nachfrage. Er übergab mir hierauf eine Anzahl wunderhübscher Flechtarbeiten, welche von seinen Frauen und Töchtern ausgeführt waren, als Geschenk für meine Frauen und Töchter und erbat sich die Genehmigung, meiner ersten Frau einen Brief schreiben zu dürfen.

„Wie heißt Deine Frau", war die nächste Frage. Wiederum tödliche Verlegenheit auf meiner Seite. Mir wollte absolut kein weiblicher Name einfallen. Nach längerem Besinnen kam ich auf den Namen „Marie", der mir wahrscheinlich noch von meiner Schulzeit her in Erinnerung war. Hierauf erbat sich Mutahangarua einen Bleistift und verfaßte den in Abbildung 134 wiedergegebenen Brief. Er händigte ihn mir ein mit der ausdrücklichen Bitte, daß meine Frau ihm aber sofort antworten solle.

Hierauf wartet der tüchtige Sultan noch immer.

LIBRARY OF THE BOMBAY BRANCH OF THE ASIATIC SOCIETY

IV. Die Wageia.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der Völker östlich des Viktoria-Sees. Wir beginnen hier an seinem Ostufer mit dem höchst sympathischen Stamme der Wageia, oder, wie die Engländer sie fälschlicherweise nach der gleichnamigen Bucht nennen, Kavirondo. Auch der sonst so gewissenhafte englische Forscher Sir Harry Johnston hat diesen Namen beibehalten. Die Entstehung dieser falschen Bezeichnung wie so mancher anderen erklärt sich dadurch, daß die Händlerkarawanen der Araber und Wasuaheli den Namen des Landes auf die Bewohner übertragen. Bei der Rückkehr von ihren Handelszügen zur Küste berichteten sie dann von einem Volk der Kavirondo. So wurde die falsche Bezeichnung eingeführt.

Thomson, der als erster Europäer 1883 das Land besuchte, rechnet die sogenannten Kavirondo zu den Bantunegern. Hobley führte später als Namen für die nördlichen Kavirondo das Wort Jaluo ein, das ich nie gehört habe. Mir sagten auf meine wiederholten Fragen die Dorfältesten in unmittelbarer Nähe von Kisumu, sie seien Kavirondo, was sich sehr einfach so erklärt, daß ihnen dieser Name durch den jahrzehntelangen Verkehr mit Arabern, Wasuaheli und Europäern suggeriert wurde. Südlich von Kisumu hörte ich nur den Namen Wageia, und verschiedene alte Häuptlinge haben mir bestätigt, daß der eigentliche Stammesname der sogenannten Kavirondo gleichfalls Wageia sei.

Bei dieser Gelegenheit berichteten sie mir übrigens auch, daß ihr Volk vor vielen Jahren von Norden kommend hier erst eingewandert sei. Leider fehlte es mir an der nötigen Zeit, um über diesen interessanten Punkt genauere Erhebungen anzustellen. Diese Überlieferung steht im Einklang mit der Anschauung englischer Forscher, daß die Wageia nilotischen Ursprungs seien. Noch eine Möglichkeit liegt vor, daß nämlich das Volk der Wageia aus zwei Elementen besteht, einem nilotischen im nördlichen Teile des Landes und dem der Bantu-Wageia im Süden.

Trotz des schon seit Jahren bestehenden starken Einflusses europäischer Kultur, der nach Erbauung der Ugandabahn noch bedeutend ge-

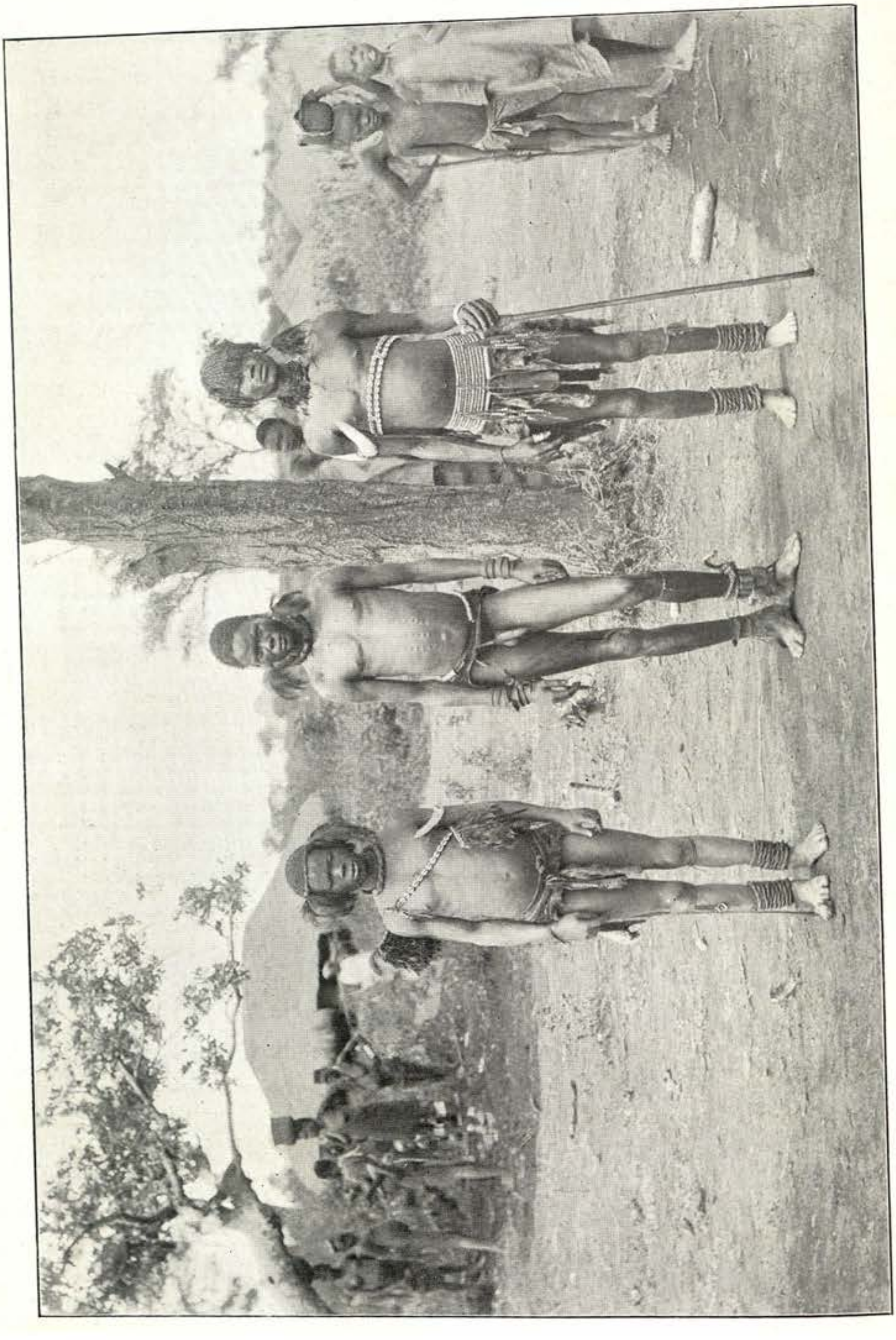


Abb. 135. Wageia von Kisumu.

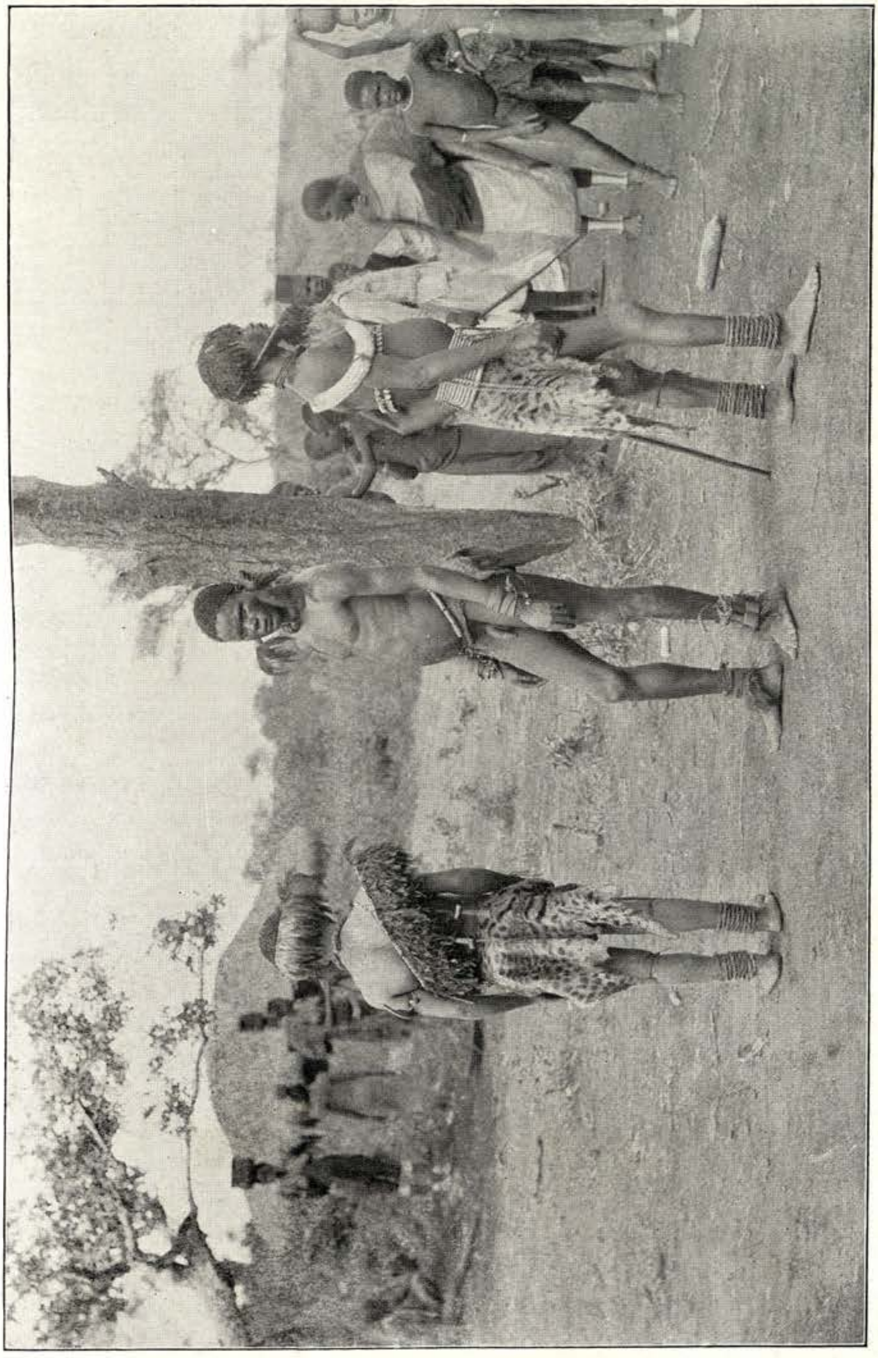


Abb. 136. Wageia von Kisumu.

wachsen ist, hat dieses Volk sich seine Urwüchsigkeit und Natürlichkeit voll bewahrt. Unbekleidet, abgesehen von etwas Schmuck, schreiten die wohlgebauten Gestalten der Wageiamänner und -Weiber in stolzer Haltung an dem erstaunten Neuling vorüber. In ihren Augen ist es keine Schande, sich der Mitwelt so zu zeigen, wie die Natur den Menschen geschaffen hat; und sie brauchen sich bei der oft geradezu klassischen Schönheit ihrer Körperformen der Nacktheit wirklich nicht zu schämen. Wer aus dem Mangel an Kleidung auf einen Mangel in moralischer Beziehung schließen zu können glaubt, ist stark im Irrtum, denn die Wageia gehören zu den sittlich hochstehenden Stämmen, sehr im Gegensatz zu den bis zum Halse verhüllten Waganda.

Verblüffend ist ja fraglos der Anblick dieses Naturvolkes für jeden, den die Ugandabahn zum ersten Male an den Viktoria-See führt. Mit schrillem Pfiff läuft der Zug auf dem Bahnhofe in Kisumu, dem Endpunkte dieser Bahn, ein. Vor uns liegt der sich endlos in weite Fernen dehnende See. Im Glanze der bereits tief am Horizonte stehenden Sonne erstrahlen die freundlichen weißen Dächer des Ortes. Auf dem Bahnhofe selbst ein buntes Gewimmel von Europäern, Indern, Goanesen, Negern und Negerweibern, in zum Teil recht bunten, malerischen Trachten. Es gilt, durch dieses Gewirr hindurch den Ausgang zu gewinnen. Doch halt! Vor Verlassen des Bahnhofes haben wir noch ein europäisches Hindernis zu überwinden, nämlich die Bahnsteigsperre. Dann sind wir aber tatsächlich in Zentralafrika! Dies werden wir sehr bald gewahr, denn auf der breiten, sauberen Straße, die unmittelbar am Bahnhofsgebäude vorbeiführt, ergehen sich in munterem Geplauder Gruppen von Wageia in der vorstehend angedeuteten kleidsamen Tracht. Wohl stutzt bei diesem ungewohnten Anblick der zum erstenmal hier eintreffende Europäer, doch habe ich selbst bei englischen Ladies die Beobachtung gemacht, daß sie, nachdem das erste Shocking überwunden war, mit Wohlgefallen die schönen Gestalten dieser Naturkinder betrachteten.

Die Wageia wohnen an der Kavirondobucht. Nördlich reichen ihre Siedlungen bis hart an das von den Nandi bevölkerte Gebirge heran, während im Süden der Marafluß die Grenze bildet. Sie stehen etwa in gleicher Zahl und Stärke unter deutscher wie unter englischer Oberhoheit. Das von ihnen bewohnte Land erfüllt alle Bedingungen, die für ein Volk von Hirten und Ackerbauern erforderlich sind. Nähert man sich mit der Ugandabahn Kisumu, so durchquert man bereits eine gute halbe Stunde vor Eintreffen auf der Endstation das Land der Wageia und erblickt hier zu beiden Seiten in offener Akaziensteppe vereinzelte Dörfer, deren Strohdächer im Glanze der Abendsonne goldig aus dem sie umgebenden Grün der Laubbäume, Kandelaber-Euphorbien und Aloen her-

vorschimmern; ein freundliches Bild, das noch belebt wird durch die buntscheckigen Herden von Rindern, Ziegen und Schafen. Kisumu selbst wirkt freilich wegen seiner Lage auf einem kahlen steinigen Höhenrücken in nüchterner Umgebung wenig anziehend, und auch der Blick auf das schmutzigbraune Wasser der großen, tief nach Osten sich erstreckenden Kavirondobucht läßt noch nichts von der Schönheit des blauen Viktoria-Sees vermuten.

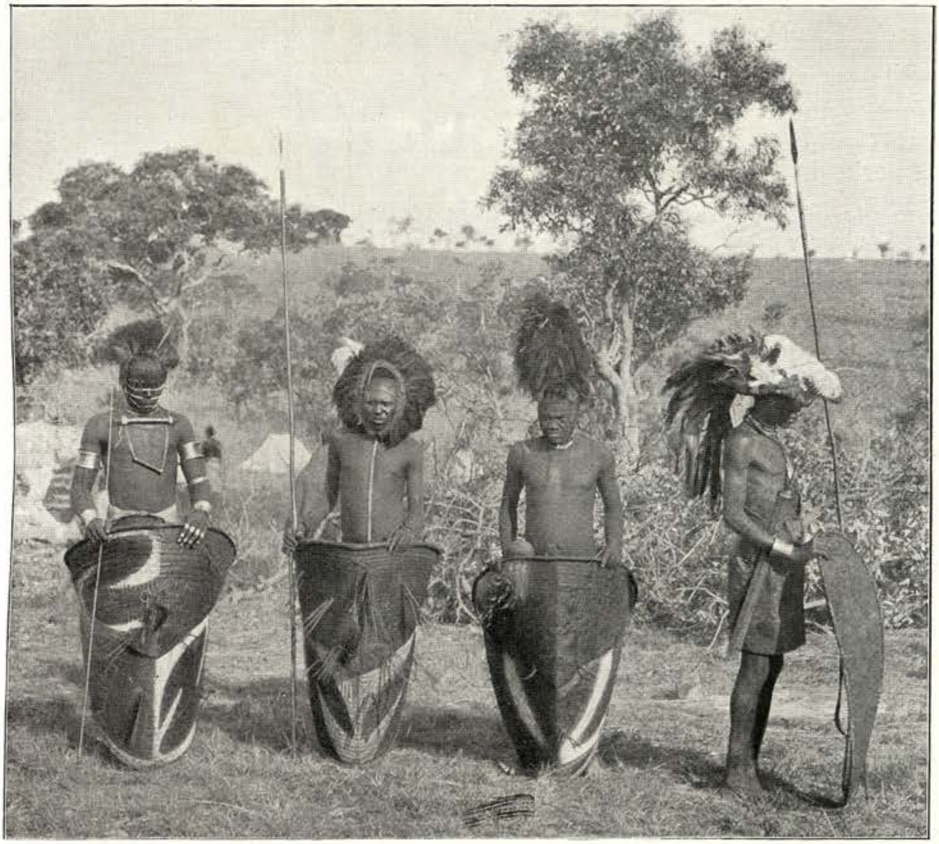


Abb. 137. Wageia-Krieger.

Betrachten wir von der Höhe Kisumus aus über den äußersten Ostzipfel der Kavirondobucht die spärlich bevölkerte Ebene, so fällt uns immer wieder die so äußerst typische Kandelaber-Euphorbie auf, die der Landschaft ein ganz charakteristisches Gepräge gibt. Von einem etwa 1½ m hohen, unregelmäßigen, grauen, rissigen Stamme gehen zahlreiche, vielfach verzweigte, kurze, dicke, fleischige Äste aus, die sich derart nach oben runden, daß der Baum in der Tat den Eindruck eines riesigen

Kandelabers erweckt. Die Eingeborenen vermeiden es, unter einer Euphorbie zu lagern, da sie den giftigen Milchsaft dieses Baumes mit Recht fürchten.

Die Wageia besitzen ebenmäßige, wohlgebaute und kraftvolle Gestalten, sowohl die Männer wie auch die Frauen. Schon Johnston sagt, was später, bis in die neueste Zeit hinein, so mancher europäische Reisende bestätigt hat, daß der Körperbau dieser Wageia dem Ideal eines nach unserm Geschmack schönen Körpers sehr nahe kommt. In diesen straffen, wohlentwickelten Körperformen liegt nichts von der Plumpheit, die uns sonst beim Neger zuweilen abstößt. Die Betrachtung der Kopfbildung sämtlicher Abbildungen der Männer dürfte uns zu der Schlußfolgerung berechtigen, daß wir es mit Bantunegern zu tun haben. Hierzu bemerke ich, daß ein Teil dieser Aufnahmen an der Kavirondobucht gemacht ist, die anderen südlich davon. Setzen sich also nach Anschauung englischer Forscher die Wageia außer den Bantu auch noch aus Niloten zusammen, so müssen diese wohl nördlich oder nordwestlich der Kavirondobucht wohnen.

Die Wageiamänner üben in der Regel keine Tätowierung. Nur ausnahmsweise konnte ich beobachten, daß sie auf dem Bauch (Abb. 135 u. 136) sich Einschnitte machen, die in drei parallelen Linien nebeneinander laufen und mit einem Reizmittel eingerieben werden, so daß sie ziemlich kräftig erhaben aus der Haut heraustreten.

Beschneidung ist gleichfalls unbekannt, hingegen wird das Ohrläppchen durchstochen zwecks Aufnahme verschiedener Schmuckgegenstände, die wir später kennen lernen werden. Eine bemerkenswerte Sitte ist es, die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers zu entfernen. Die Wageia glauben, daß ein Mann, der diesen Brauch nicht übt, im Kriege getötet werde.

Die Haartracht ist verschieden. Teils drehen sie sich das natürliche Wollhaar mit Hilfe von Fett in kleine Kügelchen, meist jedoch flechten sie zahlreiche dünne, lange Strähnen ein, die gleichfalls mit Hilfe von Fett zusammengedreht werden und ihnen über Augen und Ohren fallen. Zuweilen sah ich auch, daß von dem natürlichen halblangen Haar rings um den Kopf herum ein etwa handbreiter Streifen abrasiert war, so daß der stehengebliebene Teil wie eine schopfartige Perücke aussah.

Außerordentlich zahlreich und mannigfaltig ist der Schmuck, den diese Leute anlegen; es erweckt den Eindruck, als wollten sie die fehlende Bekleidung durch diesen ersetzen. Um Ober- und Unterarme, um die Unterschenkel — und zwar hier an zwei Stellen: dicht unterhalb des Knies und um das Fußgelenk — ja, häufig sogar noch um den Hals tragen sie Spiralen aus starkem Eisendraht, dessen Außenseite stets sauber und

blank erscheint, weil sie täglich mit einem kleinen Stein abgerieben wird. Wie die Innenseite aussieht, kann man sich denken, da hier natürlich eine Reinigung nicht erfolgt und die einmal umgelegten Drahtspiralen bei Lebzeiten nicht wieder entfernt werden. Nicht jeder versteht es, den Draht in diesen symmetrischen Spiralen am Körper zu befestigen, sondern nur besondere Künstler, in jedem größeren Dorf höchstens einer.

Abb. 138. Wageia-Krieger.

In den durchlochten Ohrlappen tragen sie lange, dünne, runde Holzstäbe, die mit eingebrannten Strich- und Kreismustern und an den Enden häufig noch mit Federbüscheln verziert sind, oft auch große Ringe aus Eisendraht oder eingetauschtem Messingdraht. Einen eigenartigen Ohrschmuck sah ich bei den Wageia in der unmittelbaren Nähe der Kavirondobucht: Der obere Rand der Ohrmuschel wird mehrfach durchlocht, und zwar konnte ich bis zu 15 derartiger Löcher feststellen. In diese fügen sie knopfartig kleine Messingscheiben, die häufig noch mit blauen

Abb. 139. Aeltere Wageia-Männer.

Perlen geschmückt sind. Südlich der Bucht habe ich jedoch diese Verzierung des Ohrrandes nicht mehr beobachtet.

Ganz phantastisch ist der Kopfschmuck. Wir sehen hier geflochtene Strohhüte, die an Größe unseren modernsten Damenhüten nichts nachgeben. Diese Kopfbedeckung wird häufig mit einer weißen Kalkerde überzogen und auf ihr werden dann zur weiteren Verschönerung mit schwarzer Erde alle möglichen Streifen und Figuren angebracht. Oder sie schmücken auch diese Hüte mit zahlreichen Straußen-, Geier- und Hahnenfedern, die oft, wie uns Abbildung 137 zeigt, in langem Schopf dem Mann bis tief auf den Rücken hängen. Zuweilen binden sie sich auch Bündel von Federn schopfartig auf dem Kopf oder vor der Stirn fest, oder sie befestigen derartige Federbüsche auf einem korbartigen Untergestell, das sie wie einen Helm auf das Haupt setzen. In diesen Federschopf stecken sie häufig noch mehrere große Straußenfedern, die nach oben und zu den beiden Seiten herausragen (Abb. 138, 139 und 140). Oft reihen sie auch zahlreiche Federn auf eine Schnur, die sie um den Kopf binden, so daß die Federn am Kopf herunterhängen, nur das Gesicht freilassend.

Recht malerisch wirkt auch der Kopfschmuck, den wir auf Abbildung 141 links sehen. Er ist hergestellt aus einer Liane, die in Schlangenwindungen gebogen ist und deren hornartige Fortsätze noch mit Federbüscheln versehen sind. Ein weiterer merkwürdiger Schmuck besteht aus schmalen Schnüren von kleinen weißen Perlen, die die Leute von Ohr zu Ohr in der Art über das Gesicht spannen, daß die erste Kette über den Augenbrauen, die zweite unterhalb der Augen, die dritte unterhalb der Nase und die vierte über das Kinn verläuft (Abb. 137, 138, 142, 143). Zuweilen verwenden die Leute auch nur eine Perlenschnur, die dann unterhalb der Nase von Ohr zu Ohr getragen wird (Abb. 142, 143).

Diesen soeben geschilderten Kopfschmuck tragen die Wageia häufig, wenn sie Freunde oder Verwandte der benachbarten Dörfer besuchen, oder bei Tänzen und Festen innerhalb ihres Dorfes. Stets jedoch

Abb. 140. Schmuck der Wageia-Männer.

legen sie ihn als Kriegsschmuck an. Nur als solchen tragen sie zwei besondere Kopfbedeckungen. Die eine ist eine riesige Mütze aus Hundsaffenfell, die unten herum noch mit einem Kranz von Hahnen- oder Geier-

federn und oben mit mehreren großen Straußenfedern versehen ist. Häufig legen sie auch noch einen Kranz von schwarzen Federn um das Kinn, der wie ein mächtiger Vollbart das Gesicht umrahmt. Als zweiten Kriegsschmuck legen sie um das Gesicht einen Rahmen von schwarzen Straußenfedern, zuweilen auch nur Geier- oder Hahnenfedern. Er wird aus zwei starken Lederstreifen hergestellt, die aufeinandergenäht werden; zwischen ihnen sind die Federn eingefügt und befestigt. Nie habe ich wieder so mannigfache und phantastische Kopfbedeckungen gesehen wie hier bei den Wageia.

Ferner finden wir bei ihnen eine Kriegsbemalung. Die Beine werden mit weißer Tonerde eingerieben, zuweilen auch die Brust; einige begnügen sich damit, nur die Oberschenkel damit zu bedecken. Mittels eines Fingers werden nun in diese Tonschicht allerhand Linien und Ornamente eingezeichnet, so daß die schwarzbraune Haut sich wirkungsvoll aus dieser weißen Schicht hervorhebt.

Ein weiterer Halsschmuck sind Perlenketten (bevorzugt werden große weiße und große blaue), eiserne Ringe, Ketten aus Eisenperlen oder aus zahlreichen Eisenringen, Halskrausen aus schwarzen Federn, Ringe, die aus dünnen Ruten gedreht sind, und ganz vereinzelt auch an Schnüren größere und kleinere Holzstückchen, meist in runder Form. Auch sah ich um den Hals zuweilen an Schnüren oder dünnen Eisenkettchen 10 bis 20 cm lange runde Holzstückchen, deren Enden mit Leder versehen und mit Perlen benäht waren, und zahlreiche dünne Eisenkettchen, die an einem Ringe befestigt auf der Brust herabhingen.

Ueber dem Oberkörper tragen sie bandolier- oder gurtförmig Lederriemen, die mit Kaurimuscheln benäht sind; häufig ist noch ein Kranz von Federn daran befestigt. Seltener sah ich auch einen derartigen, dann allerdings sehr schmalen, mit Kaurimuscheln benähten Riemen um den Hals, dessen langes Ende den Rücken bis zur Wade herabhing (Abb. 144). Zuweilen binden sie sich auch nur einen breiten Lederriemen über die Brust, ohne jede weitere Verzierung (Abb. 145, 146).

Einen recht geschmackvollen Oberarmschmuck veranschaulichen uns die Abbildungen 135 und 136. Er ist hergestellt aus dem Stoßzahn eines Flußpferdes und zwar derart, daß der Zahn, wenn er genügend getrocknet ist, der Länge nach gespalten und seine Außenseite gereinigt und poliert wird. Zuweilen tragen sie auch diesen Zahnschmuck auf der Stirn. Er wird mittels eines dünnen Lederriemens befestigt.

Um die Hüften binden sie Ketten aus großen weißen oder blauen Perlen, vielfach auch aus Eisenringen bezw. großen Eisenperlen. Von letzteren sah ich mehrere, ja bis zu 10 übereinander, die wie ein breiter Gürtel die Hüften umschlossen. An diesen hängen häufig noch kleine

Fellstreifen, die wiederum mit Perlen versehen sind (Abb. 135, 136, 142, 143). Die Servalfelle auf Abbildung 135 und 136 sind gleichfalls nur zum Schmuck angelegt. Den Ziegenfellen jedoch, die von den Männern auf Abbildung 146 und 147 getragen werden, mißt man eine besondere Bedeutung zu. Kein verheirateter Mann, der ein Kind hat, darf seine Schwiegermutter besuchen, ohne dieses Stück Ziegenfell an-

Abb. 141. Schmuck der Wageia-Männer.

zulegen, obgleich es als Kleidungsstück vollkommen wertlos ist. Sonst würde die Schwiegermutter ernstlich beleidigt sein und auf Bezahlung einer Ziege bestehen. Selbst wenn der junge Ehemann europäische Kleidung anlegt, muß er dieses Ziegenfell darunter tragen. Abbildung 147 zeigt uns außerdem noch links oberhalb des Gesäßes den beliebten Federschopf als Schmuckstück.

Um Ober- oder Unterarm schlingen sie häufig noch Lederriemen, deren eines Ende bisweilen auf den Boden herabreicht. Die Eisenspiralen

sind bereits erwähnt; hierzu treten auch noch eiserne Ringe bezw. Armbänder und geflochtene Ringe in größerer Anzahl, die oft den ganzen Unterarm bedecken, wie es Abbildung 141 links und Abbildung 142, 143 rechts zeigen. An den Fingern einschließlich der Daumen tragen sie eiserne Ringe und zwar nicht nur um das untere Glied, sondern häufig auch um die vorderen, wie es uns der außerordentlich reich beringte Mgeia auf Abbildung 137 beweist.

Abb. 142. Schmuck der Wageia-Männer.

Um die Fußgelenke legen sie geflochtene Ringe, hergestellt aus Bast, häufig aber auch ganz grobe, die aus Rutengeflecht angefertigt sind (Abb. 135, 136, 145 und 146), außerdem Fellstreifen und runde Holzstückchen, wie wir sie beim Halsschmuck schon kennengelernt haben.

Die Wageia haben bis zum Eintreffen der Europäer gar keine Kleidung getragen, abgesehen von den verheirateten Frauen, die zuweilen — nicht immer — einen kleinen Fellschurz anlegen. Selbst der Einfluß arabischer, indischer und europäischer Kultur hat hier keine wesentlichen

Tafel IX.

Reusenanlage der Wageia im Gori-Fluß.

Umwälzungen hervorrufen können, ganz im Gegensatz zu anderen Völkerstämmen, die gern und schnell fremde Trachten annehmen. Auch heutigentags noch sehen wir sogar in Kisumu, daß sowohl Wageia-Frauen wie -Männer nicht einmal die kleinste Schambekleidung tragen. Die Felle, die sie zuweilen um die Hüfte binden und die lediglich das Gesäß bedecken, dienen nur zum Schmuck, nicht als Kleidungsstück. Nur bei

Abb. 143. Schmuck der Wageia-Männer.

kaltem und nassem Wetter sehen wir die Wageiamänner zum Schutz mit einem kurzen Fellüberwurf bekleidet.

Noch einmal möchte ich an dieser Stelle betonen, daß die Wageia trotz oder vielleicht auch gerade wegen ihrer völligen Nacktheit das sittsamste Negervolk sind, das ich draußen kennen gelernt habe.

Betrachten wir jetzt die Waffen. Das Charakteristische in der Wageiabewaffnung sind die riesenlangen Speere, die häufig doppelte

Mannslänge erreichen, mit allerdings zuweilen recht schlechten krummen Schäften. In keinem Verhältnis zu der Länge dieses Speeres steht das Blatt, das lanzettförmig gestaltet und ziemlich klein ist. Es hat eine kräftig ausgearbeitete Mittelrippe, aber keine Blutrinne. Die beiden Ränder und die Spitze sind geschärft. Ein anderes charakteristisches Merkmal der Wageiaspeere ist, daß sie keinen eisernen Schuh besitzen (Abb. 149, 150, 151).

Als weitere Waffe tritt hinzu ein etwa mannshoher Bogen mit Pfeilen, die eine lanzettförmige Spitze haben und dreiflügelig gefiedert sind. Im allgemeinen vergiften die Wageia diese Pfeile nicht, doch kommt es vor, daß sie bei der Jagd auf größeres Wild die Pfeilspitze mit Gift versehen. Die Sehne ist aus Bast gedreht und durch mehrfache Umwickelung am Bogenholz befestigt. Sie tragen die Pfeile in der Hand oder in ledernen Köchern.

Ein weiteres Charakteristikum der Wageiabewaffnung sind die riesigen schweren, an den Seiten umgebogenen Schilde, die nicht nur den Körper von vorn, sondern auch an beiden Seiten schützen (Abb. 137). Früher wurden sie aus Büffelhaut hergestellt, jetzt, da der Büffel infolge der großen Rindersterbe so gut wie vernichtet ist, bestehen sie aus Ochsenhaut. Sie zeigen in der Mitte einen runden hölzernen Buckel; der ganze Schild ist bemalt mit den Familienwappen und geschmückt mit allerhand Gegenständen, wie Fellstreifen, kleinen Kalebassen, eisernen Schellen, Eisen- und Glasperlen. Auf der Mitte der Innenseite, die eine kräftige Mittelrippe zeigt, befindet sich der Handgriff. Im Nichtgebrauchsfalle wird der Schild über die Schulter gehängt.

Nicht jeder Mgeia ist im Besitz eines derartigen Schildes, der ein kleines Vermögen darstellt. Zahlen doch die Leute dafür einen halberwachsenen Schlachtochsen. Wie selten jetzt die Büffelschilde geworden sind und wie sehr die Leute nach dem Besitz eines solchen streben, erlebte ich in meinem Lager, einen Tagemarsch südlich von Schirati. Ich hatte für meine ethnographische Sammlung einen derartigen Schild gekauft, den mein Boy mit großem Stolze trug. Kaum hatte ich in Nähe eines Wageiadorfes mein Lager aufgeschlagen, als schon einige Männer bei mir im Lager erschienen und lebhaft mit meinem Boy verhandelten. Auf meine Frage, was die Leute denn wollten, wurde mir die Antwort: „Sie möchten gern Deinen Schild kaufen und wollen Dir dafür einen Ochsen oder zehn Ziegen geben."

Die weniger bemittelten Wageia führen den ovalen Lederschild, der gleichfalls eine recht beträchtliche Größe erreicht und sehr geschmackvoll mit den Familienwappen geschmückt ist (Abb. 138, 140, 150, 151). Die Bemalung erfolgt in den Farben weiß und rot, seltener auch noch schwarz.

Als weitere Waffe finden wir bei ihnen zweischneidige Schwerter von 50 bis 75 cm Länge, die von der breiten blattförmigen Spitze aus sich nach hinten verjüngen, so daß der Schwerpunkt, wie es bei jeder Hiebwaffe erwünscht, nach vorn gelegt ist. Sie stecken in einer Lederscheide, die an einem Riemen, der häufig noch geschmackvoll mit Kaurimuscheln oder Perlen benäht ist, getragen wird (Abb. 137 rechts, 143 rechts).

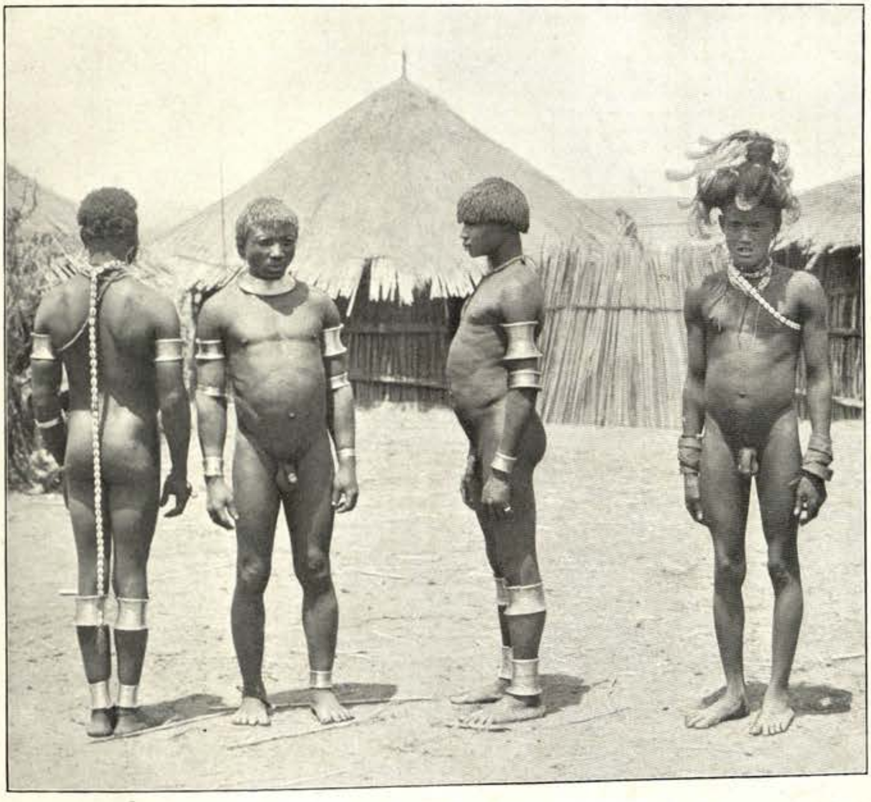


Abb. 144. Schmuck der Wageia-Männer.

Außerdem führen sie schwere Keulen aus hartem Holz, die an schlankem runden Griff einen kugelförmigen Kopf tragen (Abb. 145, 146).

Ein Krieger in voller Rüstung gewährt einen recht malerischen Anblick. Wie bei den meisten afrikanischen Völkerstämmen, so hat auch hier bei den Wageia vor Errichtung der deutschen und englischen Stationen viel Kleinkrieg geherrscht. Daß es ihnen nicht an persönlichem Schneid fehlt und daß sie sehr darauf bedacht waren, jede fremde Oberhoheit von sich fernzuhalten, geht daraus hervor, daß sie verschiedene

Male versucht haben, die deutsche Station Schirati zu vernichten. Im allgemeinen sind sie jedoch kein besonders kriegerisch veranlagtes Volk und mehr harmloser und friedlicher Natur. Der häufige Kleinkrieg, der bald nach Errichten der Stationen aufgehört hat, ist in erster Linie wohl auf Blutrache zurückzuführen. Sie waren sonst froh, friedlich ihr Dasein genießen zu können und mit ihren kriegerischen Nachbarn, den Nandi und Masai, nicht in Berührung zu kommen. Zur Waffe greifen sie nur,

Abb. 145. Wageia-Männer aus Kisumu.

wenn sie von diesen, was übrigens früher recht häufig geschah, angegriffen wurden. Es handelte sich also meistens nur um Defensivkriege.

Abgesehen von den räuberischen Einfällen der Masai und anderer kriegsgeübter Stämme verläuft ein Krieg der Eingeborenen nach unserer Auffassung recht harmlos. Es kommt hier mehr auf ein wildes Tanzen und Springen sowie Schreien an, als auf ein Schlachtenschlagen. Man weiß manchmal tatsächlich nicht, ob die Leute nur einen Kriegstanz auf-

führen, oder ob es ein wirklicher Krieg sein soll. Die beiden feindlichen Parteien nehmen in langer Front einander gegenüber Aufstellung und beweisen ihre kriegerischen Tugenden in erster Linie dadurch, daß sie prahlerische Reden führen und den Gegner mit recht kräftigen Ausdrücken beschimpfen. Alsdann treten von jeder Partei ein oder mehrere Führer — angeblich besonders kriegerisch veranlagte Leute — vor,

Abb. 146. Wageia-Männer aus Kisumu.

nähern sich einander in wilden Sprüngen, immer in geduckter Haltung und durch den Schild gedeckt, führen auch wohl einige Stöße mit ihren langen Speeren aus, aber immer so, daß ihnen diese nicht verloren gehen, indem sie den Schaft in nicht zu kräftigem Schwunge durch die Hand gleiten lassen und ihn am oberen Ende wieder festhalten (Abb. 152, 153). Meist treffen sie hierbei nur den Schild des Gegners, und auch diesen kaum. Dann springen sie mit wildem Geschrei, begleitet von kräftigen aufmunternden Zurufen der jetzt noch passiven Kampfgenossen, um

einander herum, mehr Gebrauch machend von kräftigen Schimpfworten, als von der Waffe.

Erst wenn die kriegstüchtigen Anführer sich und ihren Genossen mit diesem wilden Kriegstanz Mut gemacht haben, beginnt der Kampf der ganzen Phalanx, der aber auch meist nur in vielem Geschrei, blind geführten Stößen, hoch in die Luft geschossenen Pfeilen und recht wenig Blutvergießen besteht. Es entspricht auch gar nicht der an und für sich so harmlosen und friedlichen Natur der Wageia, sich wie die Masai an Raub und Mord zu erfreuen.

Abb. 147.
Gesäßschmuck der Wageia-Männer.

Hat der Mgeia wirklich mal im Kriege einen Gegner erschlagen, so rasiert er sich bei der Rückkehr in die Heimat das Kopfhaar ab, und die Freunde reiben seinen Körper mit einem Zaubermittel — meistens ist dies Ziegenmist — ein, um zu verhüten, daß der Geist des Erschlagenen den tapferen Krieger belästigt. Auch veranstalten sie aus gleichem Grunde Tanzfeste für den Getöteten. Die Sieger versuchen immer, die erschlagenen Feinde in ihren Besitz zu bringen, und dies aus einem bestimmten Grunde: Die jungen Krieger des Stammes, die gerade waffenfähig geworden sind, werden zu den Gefallenen geführt, damit sie sich an den Anblick der blutigen Folgen des Krieges gewöhnen. Die Ältesten fordern sie dann auf, in die Leichen ihre Speere zu stoßen und so ihre Nerven für den kommenden Krieg zu stählen.

Nach der Rückkehr aus einem Kriege erhält nach Hobley der Häuptling zwei Drittel der erbeuteten Rinder. Er teilt dann die ihm zugefallene Beute mit seinen Brüdern, und ein Mann, der sich im Kriege ausgezeichnet hat, bekommt von ihm als Belohnung einige Stücke Rindvieh. Oft erhält auch ein besonders tapferer Krieger eine Frau ohne Heiratsgut.

Der Friedensschluß findet in folgender Weise statt: Sie schlachten ein Schaf und legen Stücke des Fleisches in einen hölzernen Mörser, wie er zum Zerstampfen des Kornes gebraucht wird. Der Vertreter der einen Partei nimmt ein Stück heraus und gibt es dem Sprecher der

anderen. Ein alter Mann von der unterliegenden Partei pflegt in das Dorf des feindlichen Häuptlings zu gehen und dessen Viehkraal zu fegen; dies gilt als ein Zeichen der Unterwerfung.

Sir Harry Johnston berichtet über andere Gebräuche bei Friedensschlüssen: Hat der Streit mit einem fremden Stamm stattgefunden, so schlachtet die besiegte Partei einen Hund und teilt ihn in zwei Hälften. Die Vertreter jedes Stammes halten die Vorder- und Hinterbeine des

Abb. 148. Schmuck der Wageia-Männer.

geteilten Tieres und schwören hierüber Friede und Freundschaft. Auch wird häufig bei diesen Friedensverhandlungen zwischen beide Parteien ein toter Rabe gelegt. Hat jedoch der Streit bezw. Krieg zwischen Angehörigen desselben Stammes stattgefunden, so wird eine Ziege bezw. ein Schaf geschlachtet. Die Leber dieses Tieres wird gekocht und an die Sprecher der beiden Parteien verteilt und von ihnen verzehrt.

Die bei den Wageia übliche Blutrache können wir wohl ganz gut mit der korsikanischen Vendetta vergleichen. Hat ein Mann einen anderen

Abb. 149. Wageia-Krieger.

ermordet, so flieht er so schnell wie möglich in fremdes Gebiet. Denn verbleibt er im Lande seines eigenen Stammes, so haben die Angehörigen des Erschlagenen das Recht und die Pflicht, ihm aufzulauern und ihn zu töten. Gelingt es ihnen, den Schuldigen noch vor Verlassen des Landes zu erreichen, so ist der Mord gesühnt und es werden keine weiteren Schritte in dieser Angelegenheit unternommen. Hat er bereits das Land verlassen, so wird er weiter nicht verfolgt, jedoch hält sich die Familie des Erschlagenen an seine Nachkommen. Sind schon erwachsene Söhne vorhanden, so wird einer von ihnen dazu ausersehen, mit seinem Tode die Schuld des Vaters zu büßen. Läßt der flüchtige Mörder noch unerwachsene Söhne zurück, so warten die Verwandten des Erschlagenen, bis der älteste herangereift ist, um ihm dann aufzulauern und ihn entweder mit Steinen oder mit Keulen totzuschlagen.

Die Wageia üben die Jagd aus und zwar auf verschiedene Weise. Am gebräuchlichsten ist die Treibjagd. Sie spannen Netze aus, in die sie das Wild treiben, in der Art, wie ich es schon in den früheren Kapiteln geschildert habe, oder sie besetzen in dünner Schützenlinie das Gelände und speeren das ihnen zugetriebene Wild. In beiden Fällen benutzen sie zur Unterstützung Hunde. Elefanten, die nur als Wechselwild vorkommen, werden entweder in großen Gruben gefangen (allerdings konnte ich das nur sehr selten beobachten) oder, und das ist die Regel, mit großem Schneid von den Wageia gespeert. In großen Trupps ziehen sie aus, folgen der Fährte des Elefanten, umzingeln ihn und töten ihn mit ihren Speeren. Stets büßen hierbei einige Jäger ihr mutiges Vorgehen mit dem Tode. So wurde zur Zeit meiner Anwesenheit nahe dem Maraflusse ein kapitaler Elefantenbulle, der 150 Pfund Elfenbein hatte, mit Speeren gestreckt. Zwei Wageia wurden hierbei, wie mir einer der

Jagdteilnehmer berichtete, von dem Elefanten in höchst eigenartiger Weise getötet. Er ergriff sie mit dem Rüssel und zerdrückte sie zwischen seinen beiden Stoßzähnen.

Flußpferde, die im Viktoria-See recht häufig sind, fangen sie in tiefen Gruben mit senkrechten Wänden, die auf dem Wechsel angelegt und mit Strauchwerk und einer dünnen Schicht Erde bedeckt sind. Sie verstehen es, diese Gruben so geschickt herzurichten, daß oft dem Europäerauge ihr Vorhandensein verborgen bleibt und es sehr leicht geschehen kann, wie ich es persönlich erlebte, daß man in eine derartige Grube hineinfällt. Abgesehen davon, daß der Sturz an und für sich schon nicht angenehm ist, kommt man auch ohne fremde Hilfe nicht wieder heraus; ein Glück für mich war es noch, daß die Wageia nicht, wie andere Stämme, auf den Boden der Grube zugespitzte Pfähle setzen. Seltener üben sie die Flußpferdjagd aus und zwar derart, daß sie, ähnlich wie es

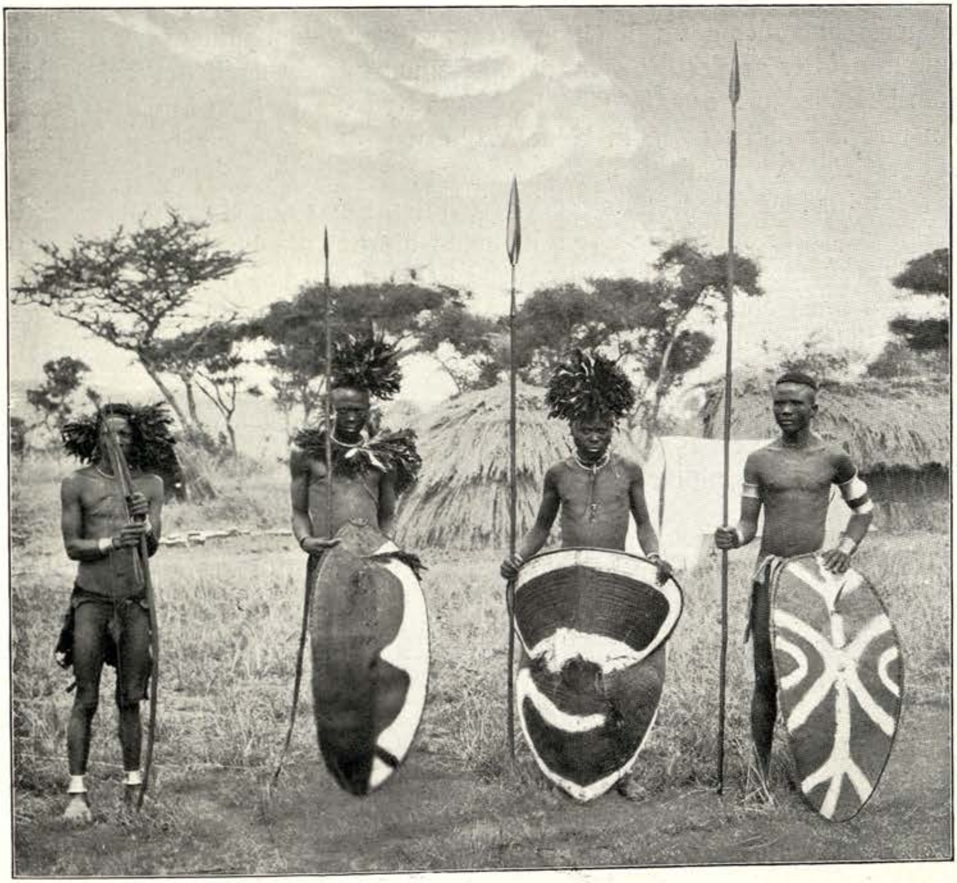


Abb. 150. Wageia-Krieger.

anderwärts häufig bei der Elefantenjagd vorkommt, auf den Wechseln schwere Fallharpunen anbringen, die durch Berühren einer Schnur ausgelöst werden.

Auch eifrige Fischer sind die Wageia; sie angeln die Fische und fangen sie auch in großen kegelförmigen Reusen, die „Dema“ genannt werden.

Der Vorgang ist folgender: Sie benutzen zwei sehr lange Taue, von denen je ein Ende am Ufer befestigt ist. Die Taue werden in den See hineingeschleppt, das eine schwimmt auf der Oberfläche und von ihm hängen Fransen von Papyrus herab. Das andere ist ein Grundseil und wird mit Steinen beschwert. Beide Seile sind in gewissen Abständen miteinander verbunden. In Einbäumen ziehen sie die Seile allmählich zu einem Halbkreis zusammen, dessen Durchmesser immer mehr abnimmt, etwa in der Art, wie bei uns die Seefischer mit Schleppnetzen arbeiten. Die Fische schwimmen dann schnell gegen das Ufer, um dem sich immer mehr zusammenziehenden Netz zu entgehen und geraten in die Öffnungen der großen Reusen, die in Reihen in dem flachen Wasser nahe dem Ufer ausgelegt sind. Gleichzeitig waten die Frauen in dem Wasser hin und her und fangen in Handkeschern große Mengen kleiner Fische in der Größe von Sardinen.

Sehr häufig betreiben die Wageia den Fang des Nachts bei Fackellicht, und zwar sollen sie nach Johnston hierbei die Fische spießen, was mir jedoch nie berichtet wurde. Sie behaupten, daß man die reichsten Erträge nach einem Regen habe. In der trockenen Jahreszeit fangen sie verhältnismäßig wenig. Zum Auslegen des Netzes benutzen sie Schwimmer aus Ambatschholz. Es ist dies ein sehr leichtes schwammiges Holz, das an dem Seeufer wächst. Die Wageia trocknen große Mengen von Fischen und bringen sie Tagemärsche weit in das Innere, um Korn dafür einzutauschen.

Vorstehend haben wir den Fischfang am See kennen gelernt; eine andere Methode wenden sie bei der Flußfischerei an. Sie bauen von den Ufern aus bis in die Mitte des Flusses hinein zwei Steinwälle, so daß eine mehrere Meter breite Öffnung bleibt; diese wird mit Reusen geschlossen. Die stromabwärts treibenden Fische sehen keinen anderen Ausweg und füllen in kurzer Zeit die ausgesetzten Körbe.

Eine eigenartige und höchst ertragreiche Reusenanlage sah ich im Gori (Tafel IX). Quer über den ganzen Fluß waren mehrere parallele Pfahlreihen eingeschlagen, an denen zahlreiche Reusen über- und nebeneinander befestigt worden sind. Der ziemlich schnell fließende und fischreiche Fluß hatte, als wir ihn zur Mittagsstunde passierten, bereits eine ganze Anzahl dieser Reusen, wie meine Leute mit großer Freude feststellten, mit 20—30 cm langen Weißfischen gefüllt.

Neben diesen soeben geschilderten Methoden fangen die Wageia Fische in kleineren seichteren Flüssen mit Handkeschern, wie wir sie auf Abbildung 154 sehen; seltener sah ich, daß sie Angeln legten.

Die Flüsse im Lande der Wageia sind meist nicht gut schiffbar. Das Übersetzen erfolgt in ausgehöhlten Einbäumen, die mit Stangen fortbewegt werden. Häufig sehen wir aber auch Brücken, die folgendermaßen hergestellt sind: Zwei Reihen starker Pfähle werden von Ufer zu Ufer in das Flußbett getrieben. Der Zwischenraum zwischen ihnen

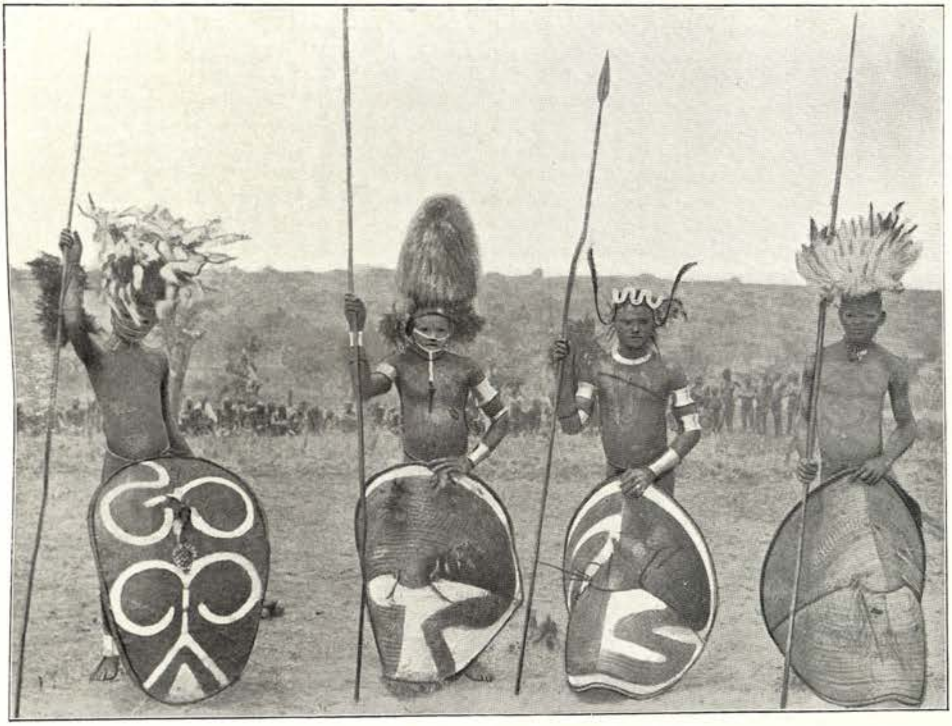


Abb. 151. Wageia-Krieger.

wird solange mit Knüppeln, Rohrwerk, Gras, Steinen und Erde aufgefüllt, bis eine Art Damm entsteht. Um dem Wasser freien Durchfluß zu gewähren, läßt man eine genügende Anzahl von kleinen Öffnungen, die wiederum durch Balken überbrückt werden.

Die Wageia sind in erster Linie Hirten und Ackerbauer. Wir finden bei ihnen das Zeburind, Ziegen, Schafe und Hühner und als weiteres Haustier den Hund, der, wie schon vorstehend erwähnt, bei den Treibjagden Verwendung findet. Den Rindern, die sie mit ganz besonderer Sorgfalt pflegen, hängen sie recht melodisch klingende Kuhglocken um,

die im Lande selbst von den Schmieden hergestellt werden. Der Ackerbau wird in sehr ausgiebigem Maße betrieben; Männer und Frauen beteiligen sich hierbei. Aufgabe ersterer ist es, das Land urbar zu machen. Dies geschieht in ganz rücksichtsloser Weise, ähnlich wie wir es bei den Wahutu in Ruanda gesehen haben. Mit Axt und Feuer werden die Bäume vernichtet, und zwar nicht nur soweit, wie es für den augenblicklichen Bedarf erforderlich ist, sondern unbekümmert um die Zukunft, nur an die Gegenwart denkend, fragt der Mgeia wenig danach, ob das von ihm angelegte Feuer weiter um sich greift und größere Baumbestände vernichtet. Früher soll es nach Johnston hier einen reichen

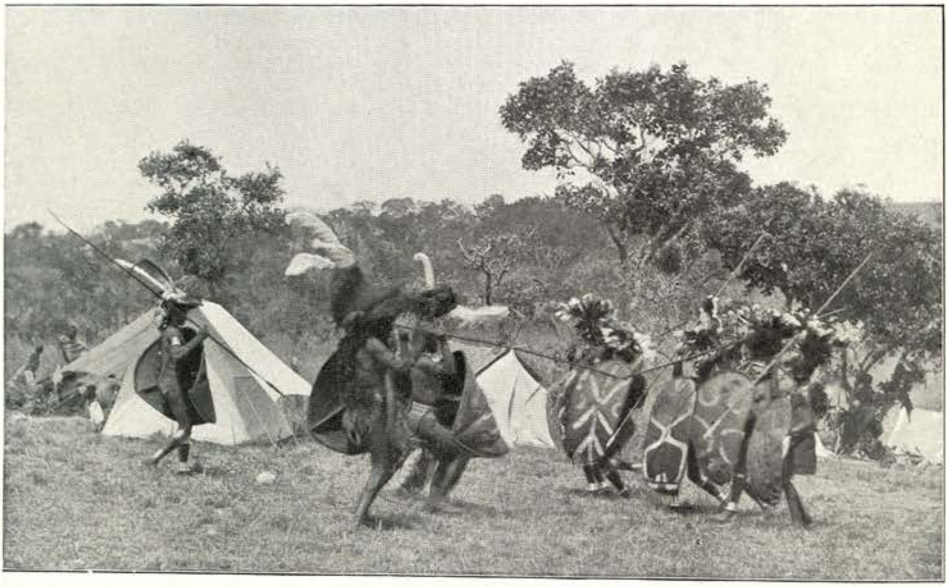


Abb. 152. Kämpfende Wageia.

Waldbestand gegeben haben. Jetzt finden wir wohl noch spärlichen Akazienwald, hochstämmige Bäume aber nur noch in den Flußtälern.

Wiederholt traf ich in den Akazienwäldern Wageiafamilien beim Ausroden und Hüttenbau, trotzdem noch urbares Land in der Nähe vorhanden war. Der Grund ist neben der starken Zunahme der Bevölkerung, wie auch schon Hobley und Johnston bemerkt haben, daß die Wageia zur Ausnutzung des Bodens zwar keine Fruchtfolge kennen, wohl aber das Land längere Zeit brach liegen lassen. Dies geschieht in der Regel nach drei Ernten. Häufig wandern sie stundenweit, bis ein geeignetes Stück Land zur Urbarmachung gefunden ist. Hier lassen sie sich dann von neuem nieder. Damit geben sie ihr Anrecht auf ihr bisheriges Acker-

land jedoch nicht auf, sondern behalten es weiterhin in ihrem Besitz und können nach Jahren noch an den alten Platz zurückkehren.

Sind die Bäume gefällt, so erfolgt das Beseitigen der Wurzeln in der Weise, daß sie mit der Hacke freigelegt und dann verbrannt werden. Die Asche düngt gleich den Boden. Merkwürdig ist es, daß die Wageia, die recht tüchtige Ackerbauer sind, nicht die Anwendung von tierischem Dünger kennen, trotzdem ihnen doch Rinder-, Ziegen- und Schafmist recht reichlich zur Verfügung steht.

Sie bauen als Hauptnahrungsmittel Negerhirse, Eleusine, Sorghum und Mais. Daneben finden wir auch Bohnen und Bananen. Letztere

Abb. 153. Kämpfende Wageia.

werden gelegentlich gepflanzt, aber sie gedeihen nicht gut, da das Land zu trocken ist. Tabak und Hanf werden ebenfalls gebaut. Der Mais wird im allgemeinen im unreifen Zustande gegessen. Besonders üppig gedeiht hier die Negerhirse (Mtama oder Durrha); die Halme erreichen häufig eine Höhe von 3 m. Ein derartiges Getreidefeld gewährt einen malerischen Anblick und belebt recht angenehm die einförmige Landschaft, denn die Ähren sind in den verschiedensten Tönen von elfenbeinweiß und rosarot bis dunkelbraun gefärbt.

Die Wageia leben in Dörfern von 10—15 Hütten; fast stets sind diese von Euphorbienhecken umgeben. Früher hatten viele Dörfer Lehm- und gelegentlich auch Steinmauern, doch findet man diese jetzt selten. Zwischen den Hecken stehen auch einige schattenspendende große

Bäume, wahrscheinlich, wie auch westlich des Sees, Ficusarten, daneben Kandelaber-Euphorbien. Die Hütte jeder Familie ist von der des Nachbarn durch niedrige Hecken oder Zäune getrennt.

Außer dieser Dorfanlage konnte ich auf dem Marsche von Kisumu nach Schirati stark befestigte Dörfer beobachten, die den Eindruck kleiner Festungen machten (Abb. 155). Sie sind umgeben von einem hohen breiten Erdwall, dieser wieder von einem etwa metertiefen Graben. Den Grund der so auffälligen und von der sonst üblichen Dorfanlage abweichenden Form habe ich nicht feststellen können. Es befremdet um so mehr, als ich diese Befestigung nur einen Tagemarsch lang sah, nördlich und südlich jedoch, also in der Umgebung von Kisumu, Karungu und Schirati, wieder die offenen, nur von niedrigen Hecken und Zäunen eingefaßten Dörfer fand.

Die Errichtung eines derartigen Walles mit dazugehörigem tiefen und breiten Graben muß eine recht mühselige Arbeit sein. Sicherlich haben erst, wie wir es im nächsten Kapitel ja auch kennen lernen werden, die räuberischen Einfälle der Nachbarstämme die an und für sich gar nicht so arbeitsfreudigen Wageia zu dieser Festungsanlage veranlaßt. Es sind immer größere Dorfkomplexe, die von einem solchen Wall umgeben sind, der nur an zwei oder drei Stellen Eingangspforten zeigt.

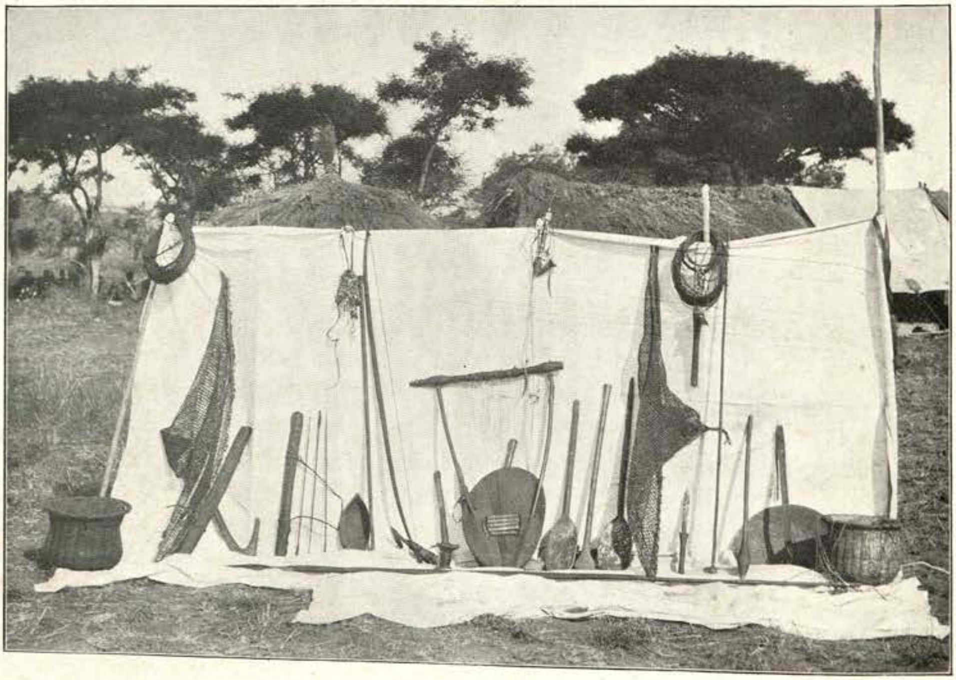


Abb. 154. Geräte der Wageia.

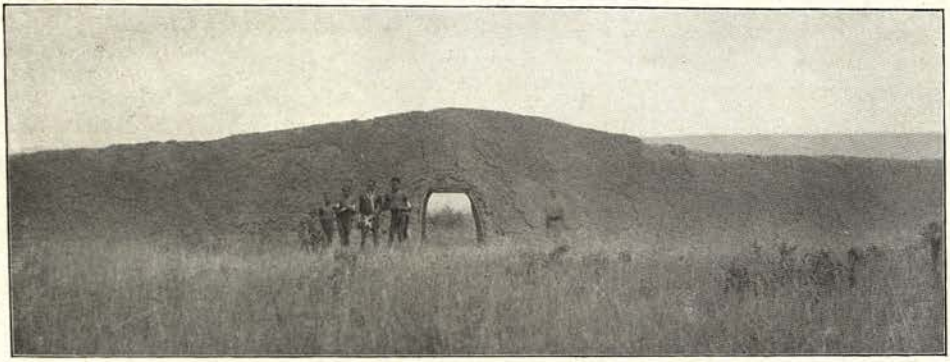


Abb. 155. Eingang zu einem befestigten Dorf.

Hier ist der Graben überbrückt. Die Tore selbst sind aus starken Pfosten von hartem Holz hergestellt und oft so hoch, daß ein mittelgroßer Mann, ohne seinen Kopf zu neigen, hindurchgehen kann. Nähern sich Fremde einem derartigen Dorf, so entfliehen Weiber und Kinder aus dem gegenüberliegenden Ausgang und verstecken sich in der Regel in der hohen Negerhirse oder im Gestrüpp. Nur die Männer bleiben im Dorf, und erst wenn mit den Ankömmlingen Freundschaft geschlossen ist, kehren die Frauen und Kinder zurück. Zur Nachtzeit oder im Falle eines Angriffs werden die Eingänge mit starken Astverhauen geschlossen.

Die Dörfer sind, wie es der Neger ja nicht anders kennt, miteinander verbunden durch den vielgeschlängelten Negerpfad, der nur von einzelnen Leuten begangen werden kann und so schmal ist, daß der mit schweren Marschstiefeln versehene Europäerfuß ihn oft recht unbequem empfindet. Das erklärt sich dadurch, daß der Neger beim Gehen die Füße annähernd parallel oder auch etwas einwärts stellt, während wir Europäer die Füße nach außen setzen. Befremdend ist für jeden, der zum erstenmal einen derartigen Pfad betritt, die eigenartige, vielgeschlängelte Anlage. Man fragt sich immer wieder, warum ihn der Neger in so vielgewundener Schlangenlinie angelegt hat — sogar bei kürzeren Strecken ist dies der Fall — und nicht den geraden kürzesten Weg gewählt hat. Es muß ihm doch absolut das Verständnis hierfür fehlen. In der Nähe von Kisumu, Karungu und Schirati sehen wir allerdings breite, gerade Straßen; diese sind aber erst auf Veranlassung der Stationen gebaut.

Die Wageia errichten sich Rundhütten mit einem besonders aufgesetzten Strohdach. Wir finden also hier eine erheblich abweichende Form im Vergleich zu den Stämmen westlich des Viktoria-Sees, wo die Hütten gewissermaßen wie aus einem Guß gebaut werden, so daß Dach und Untergestell vollkommen ineinander übergehen und höchstens noch

als besonderes Merkmal, wie in Mpororo, vorspringende Eingänge hinzukommen.

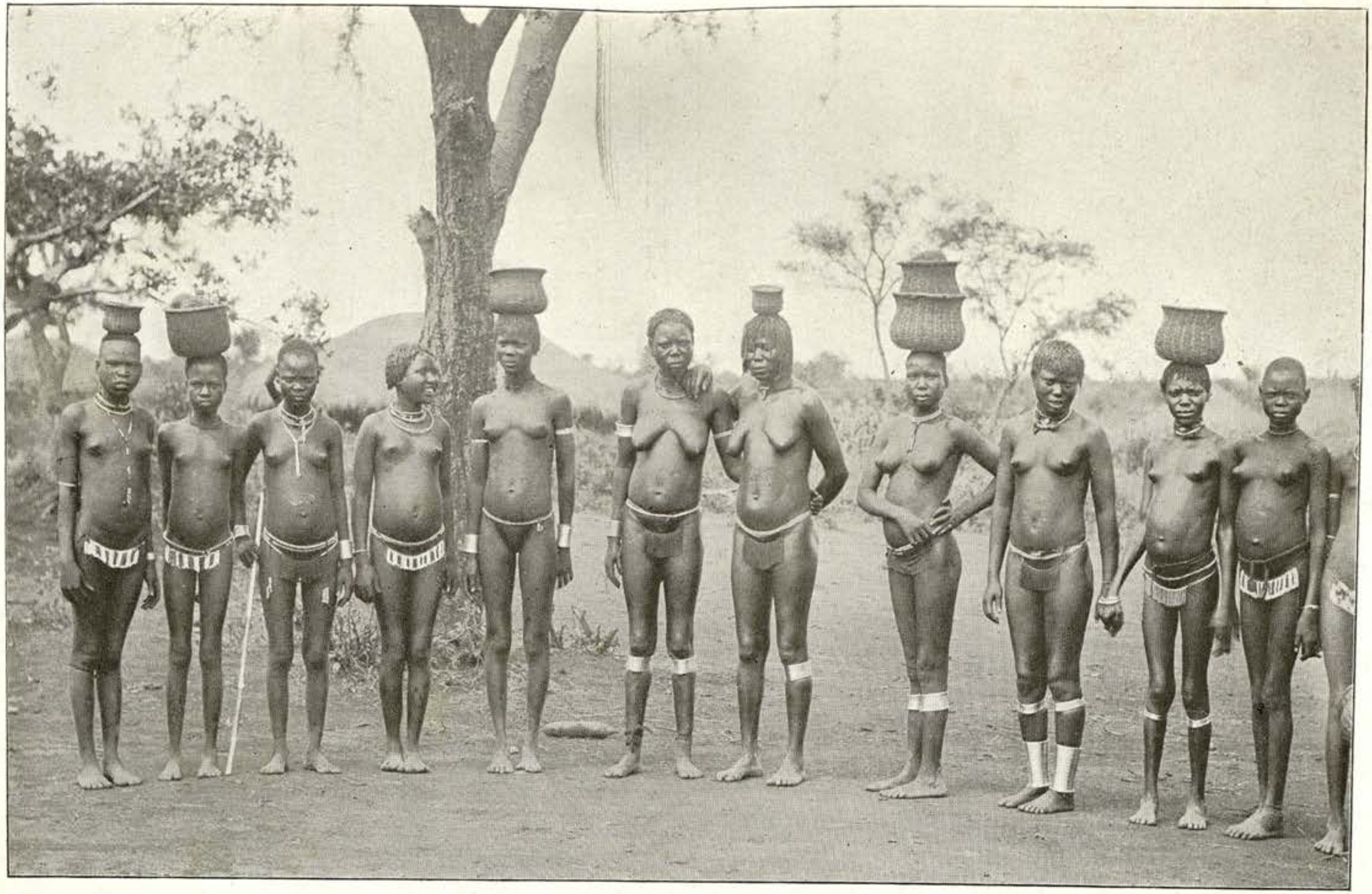
Der Bau einer Wageiahütte erfolgt in der Art, daß erst ein kreisrunder Grundriß gezogen und auf diesem das Untergestell, bestehend aus ganz dicht nebeneinander gesteckten Stangen, errichtet wird. Dieser Unterbau wird mit einem Rutengeflecht zusammengehalten und mit Lehm verschmiert (Abb. 156 und 157). Erst dann gehen die Leute an die Herstellung des Daches; es besteht aus einem Geflecht von Schilf und Ruten, das mit Gras bedeckt ist, wie wir es deutlich auf Abbildung 157 links erkennen können. Dieses wird so groß angefertigt, daß es mindestens einen Meter über das Untergestell hinausragt und somit um die ganze Hütte herum eine Veranda entsteht. Gestützt wird das Dach, abgesehen von dem Untergestell, auf dem es ja ruht, noch von einem Mittelpfeiler und außen an der Veranda entlang durch kräftige Stangen. Das Aufsetzen des Daches geschieht erst, wenn der Unterbau der Hütte vollkommen fertig und getrocknet ist. Alsdann wird es mit langhalmigem Grase eingedeckt.

Der Boden der Veranda, die oft noch durch Rohrwände in verschiedene Räume geteilt ist, wird aus festgestampftem Lehm sauber hergerichtet. Hier halten sich mit Vorliebe die Wageia, auf ihren Holzstühlen sitzend, rauchend und plaudernd auf.

In der Hütte selbst sehen wir im Hintergrunde einen Verschlag, der etwa den vierten Teil des ganzen Raumes ausmacht, durch ein Rohr- und Rutengeflecht abgeteilt. Er dient als Stall für Ziegen und Schafe. Häufig sah ich auch, daß ärmere Wageia ihr einziges Rind, das sie besaßen, gleichfalls in der Hütte unterbrachten. Bei den Wohlhabenden jedoch, die viel Vieh besitzen, wird dieses zur Nacht in einen besonderen Kraal getrieben, der von einem Stangenzaun umgeben ist, welcher in ähnlicher Weise wie das Untergestell der Hütte hergestellt wird. Seltener sah ich auch bei Wageia-Häuptlingen besondere, mit Strohdächern eingedeckte runde Ställe zur Aufnahme des Viehs.

Einer ganz eigenartigen Sitte, die ich sonst nicht beobachtet habe, folgen die Wageia in der Unterbringung ihres Geflügels zur Nacht. Die Hühner schlafen in den Hütten in großen Körben, die außerdem noch bedeckt werden. Diese Körbe sind recht merkwürdig gebaut; nach meiner Auffassung wenig praktisch. Es ist ein hoher, runder Korb mit einem langen, schmalen Hals. Ohne weiteres Zutun schlüpfen des Abends die Hühner hinein, indem sie auf den oberen Rand des Halses hüpfen und dann mutig von oben in den Schlund hinabtauchen, wo sie dicht aneinander gedrängt, häufig sogar noch übereinander, die Nacht zubringen.

Tafel X.



Körperbau, Haartracht, Schmuck und Kleidung der Wageia-Weiber.

Ein Bettgestell finden wir nicht, als Unterlage benutzen die Wageia Felle, die direkt auf den Boden der Hütte gelegt werden, zum Zudecken dienen gleichfalls Felle. Die Lagerstätten befinden sich in unmittelbarer Nähe der Feuerstellen. Die Wageia haben nämlich, entgegen den Gewohnheiten der bisher geschilderten Völkerstämme, zwei Feuerplätze. Die Hauptfeuerstelle befindet sich in der Mitte der Hütte, die zweite nahe der Tür. Die erstere darf nur von dem Hüttenbesitzer, seinen Weibern und Kindern benutzt werden, die zweite steht dem Besuch zur Verfügung; sollte dieser doch die erste benutzen, so würde er nicht allein

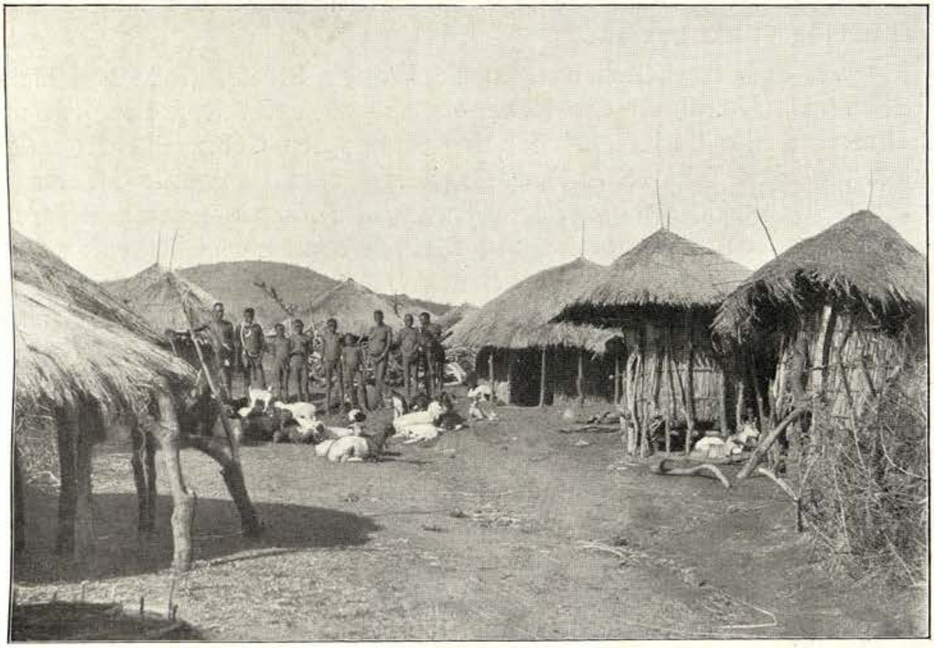


Abb. 156. In einem Wageia-Dorf bei Karungu (vorn rechts 2 Getreidespeicher).

gegen den guten Ton verstoßen, sondern sich sogar strafbar machen. Der Schuldige hat in diesem Fall eine Ziege zu liefern.

Alle jungen Mädchen eines Dorfes schlafen in einer Hütte zusammen unter Obhut einer alten Frau, die Knaben in einer anderen Hütte für sich ohne Obhut.

Die Hütten sind nicht nach einem bestimmten Plan angeordnet, sondern liegen willkürlich im Dorfe zerstreut. Nur eine Regel wird hierbei beobachtet. Besitzt ein Mgeia mehrere Hütten, so liegen diese beieinander. Eine von ihnen dient dem Mann; außerdem hat er für jedes seiner Weiber und deren Kinder eine besondere Hütte. Die Behausungen der jungen Männer befinden sich gewöhnlich neben den Toren, damit sie

diese bewachen, falls ein Versuch gemacht wird, Vieh zu stehlen oder das Dorf zu überfallen.

Das Hausgerät zeigt durchweg rohe, plumpe Formen und steht in starkem Gegensatz zu den geschmackvollen Gebrauchsgegenständen, die wir bei den Waheia und Waganda festgestellt haben. Die irdenen Kochtöpfe mit etwas eingeschnürtem Hals und mit umgebogenem Rand haben keinerlei Verzierung. Auch die tönernen Tabakspfeifen verraten in ihren Formen wenig Geschmack. Die Flechtarbeiten, wie große und kleine Körbe, Schüsseln, Teller und Deckel, sind ziemlich grob ausgeführt, wie Abbildung 154 veranschaulicht; geflochtene Matten habe ich überhaupt nicht gefunden.

An Schnitzarbeiten fertigen die Wageia Stühle, große und kleine Kellen zum Umrühren des Mehlbreis, hölzerne Keulen, Schalen und Schüsseln; alles ist lediglich für den praktischen Gebrauch hergestellt, ohne jeglichen Schmuck. Ferner gehören zum Hausgerät Messer in allen Größen und Formen. Zur Bebauung des Feldes dienen mittelgroße eiserne Hacken mit herzförmigem Blatt, die an einem hakenförmigen Stiel durch Umwicklung befestigt sind. Dort, wo die Leute den Fischfang ausüben, also am Seeufer und in Nähe der wenigen Flüsse, sehen wir noch Reusen, Handkescher, große und kleine Netze (Abb. 154).

In unmitelbarer Nähe der Hütten befinden sich die Getreidespeicher, zylindrische Holzkörbe, hergestellt aus dünnen Stangen, die mit einem Rutengeflecht zusammengehalten werden, zum Schutz gegen Ungeziefer und Feuchtigkeit auf Pfählen ruhen und noch von etwa 20 Stangen seitlich gestützt werden. Bedeckt sind sie mit einem Strohdach, ganz ähnlich dem der Hütte. Eine Öffnung besitzt ein derartiger Getreidespeicher nicht; wollen die Weiber Korn herausnehmen, so muß erst das Dach gelüftet werden (Abb. 156).

Die Weiber zeigen, wie auch die Abbildungen veranschaulichen, dieselben ebenmäßigen Gestalten, wie wir sie bei den Männern schon bewundern konnten. Besonders schöne Formen finden wir bei den jungen Mädchen, von denen viele, auch nach europäischem Geschmack, einen geradezu ideal gewachsenen Körper haben, der jedem Maler und Bildhauer als Modell dienen könnte. Nach der Verheiratung jedoch verblühen sie ebenso schnell wie die Frauen anderer Negerstämme.

Auch die Kopfbildung der Weiber, die uns in etwa zehn Abbildungen veranschaulicht wird, dürfte nach meiner Überzeugung keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß wir in den Wageia Bantu vor uns haben. Diese kritische Frage endgültig zu entscheiden ist jedoch nicht meine Aufgabe. Ich gebe hier nur meine Auffassung nach persönlichen Eindrücken und lasse mich gern belehren.

Sie tätowieren sich, und zwar finden wir erhabene Narben auf der Stirn sowohl wie auf dem Bauch, in der Regel in drei parallelen Reihen nebeneinander liegend; selten sind bei der Bauchtätowierung auch ornamentförmige Figuren. Die frisch geschnittene Wunde wird mit einem Reizmittel eingerieben, um die Tätowierung deutlich sichtbar und erhaben aus der Haut heraustreten zu lassen. In einigen Ausnahmefällen konnte ich noch Brusttätowierungen beobachten, die besonders stark mit ätzenden Substanzen behandelt werden, so daß sie als fast 1 cm starke Wülste

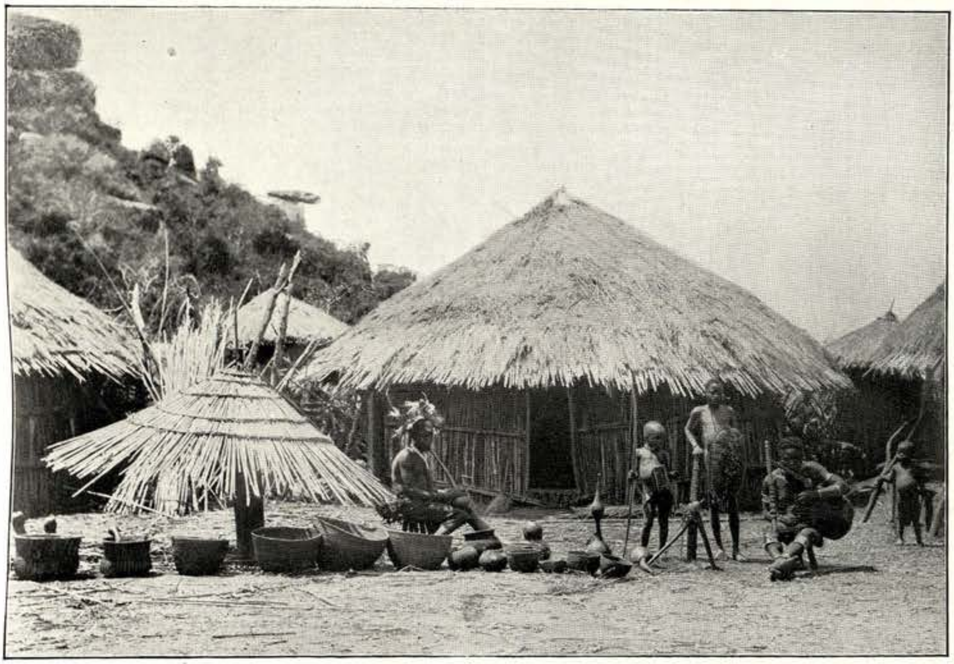


Abb. 157. Hütte und Hausgerät der Wageia. (Vorn links Gestell eines Hüttendaches in Arbeit.)

vorspringen (Abb. 160). Eine ganz eigenartige Sitte besteht darin, daß der Mann, bevor er in den Kampf zieht oder eine größere mit Gefahren verbundene Reise unternimmt, noch einige besondere Schnitte neben der bereits bestehenden Tätowierung auf dem Bauch seiner Gattin ausführt, die ihm angeblich bei seinen Unternehmungen Glück bringen.

An weiteren „Verschönerungen" sehen wir die durchbohrten Ohrläppchen und das Entfernen der unteren beiden mittleren Schneidezähne. Ein Unterlassen dieses Gebrauches würde nach ihrer Auffassung Unglück über den Mann bringen.

Für die Haartrachten gibt es keine besonderen Vorschriften; maßgebend ist hierbei lediglich die verschiedene Geschmacksrichtung. Teils

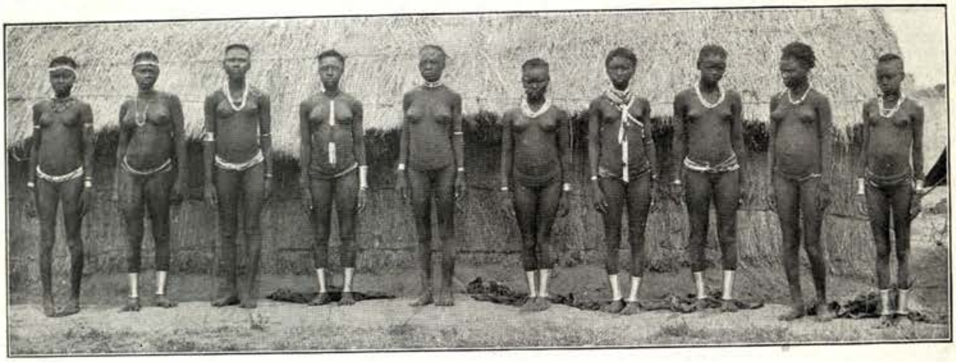


Abb. 158. 12—14 jährige Wageia-Mädchen.

flechten sie sich zahlreiche dünne Strähnen aus Bastfasern in das Haar, die oft bis über die Augen und Ohren fallen, oder sie drehen es sich mit Hilfe von Fett in zahlreiche kurze dicke Zöpfe. Ferner lassen sie sich auch um das natürlich gewachsene halblange Haar einen etwa handbreiten Saum abrasieren. Seltener findet man die sehr eigenartige Frisur, die auf Abbildung 162 veranschaulicht ist und die darin besteht, daß am Hinterkopf ein Schopf stehen bleibt, das übrige Haar aber abrasiert wird. Die jungen Mädchen lassen sich zuweilen das Haar ganz abrasieren, doch konnte ich dies nur in Ausnahmefällen beobachten.

Sehr reich ist, gewissermaßen als Entschädigung für den Fortfall der Bekleidung, auch bei den Frauen der Schmuck. Sie tragen zahlreiche Perlenketten um den Hals und um die Handgelenke. Bevorzugt werden große blaue und weiße Perlen.

Die auf Abbildung 162 sichtbare eigenartige Kopfbinde, bestehend aus Bast, ist kein Schmuck, sondern nach Ansicht der Weiber ein Heilmittel gegen Kopfschmerzen. Denselben Zweck sollen die auf Abbildung 163 bei den beiden mittleren Weibern sichtbaren Fellstreifen erfüllen.

Um den Hals tragen sie ferner Bastschnüre mit kleinen Holzstückchen, die wohl als Amulette dienen sollen. Zuweilen noch Ketten aus Perlen, die in Zwischenräumen mit kleinen Holzstücken abwechseln. Auch Ketten aus eisernen Perlen bezw. eisernen Ringen binden sie um den Hals. Die massiven eisernen Ringe, die ich als Halsschmuck zuweilen beobachten konnte, sind wohl nicht Wageiasitte, sondern erst eingeführt.

Ein eigenartiger, recht geschmackvoller Halsschmuck besteht aus einem schmalen Lederriemen, der mit Kaurimuscheln dicht benäht ist und dessen langes Ende häufig den ganzen Rücken bis zu den Knien herabhängt, wie wir es ja auch schon bei dem Männerschmuck gesehen haben. Es scheint sich übrigens diese Sitte, den Rücken herabhängende Schmucksachen zu tragen, einer großen Beliebtheit zu erfreuen, denn

Um die Hüften werden Perlenschnüre oder auch Ketten aus eisernen Perlen gelegt.

Verheiratete Frauen, die bereits geboren haben, tragen aus großen Perlen oder auch aus Grasringen eine etwas tiefer hängende Schnur um die Hüften, an welcher nach hinten ein kleiner mit Perlen bestickter Lederschurz herabhängt oder auch ein Schwanz in Gestalt einer großen Quaste, der sehr geschmackvoll und gleichmäßig aus feinen Pflanzen-

Abb. 161. Körperbau und Schmuck.

fasern hergestellt ist. Der Kopf dieser Quaste ist in der Regel mit Perlen benäht. Zuweilen treten an Stelle dieser Quasten einfache Blätterbüschel, wie wir es bei Abbildung 168 rechts sehen. Auf diesen eigenartigen Schmuckgegenstand (Abb. 169) legen die Frauen großen Wert und es hat mir seinerzeit viel Mühe gemacht, einige Exemplare käuflich zu erwerben. Denn er dient nicht nur zum Schmuck, sondern es ist mit ihm folgende recht eigenartige Anschauung verbunden: Wenn ein Mann, selbst der eigene Gatte, diese Quaste berührt, so hat er die Trägerin

derselben schwer beleidigt und muß zur Sühne eine Ziege schlachten. Bringt er dieses Opfer nicht, so muß die Frau nach Ansicht der Wageia sterben. Stets muß dieser eigenartige Schurz von der Frau getragen werden, wenn sie ihrem Manne das Essen bringt; ein Unterlassen wäre ein grober Verstoß gegen die gute Sitte.

Im Gegensatz zu den Männern, die um Arme und Beine einen reichen Schmuck aus Drahtspiralen tragen, legen die Frauen um die Arme fast nie solchen an, dagegen oft um die Beine. Um Ober- und Unterarm tragen sie Eisenringe, Perlen- und Bastschnüre.

Auch die Frauen gehen völlig unbekleidet, wenigstens gilt dies als Regel bei d.n unverheirateten. Bei den Verheirateten finden wir zuweilen einen kurzen Lederschurz und mehr zum Schmuck als zur Bekleidung ein um die Schulter gehängtes kleines Ziegenfell, das mit besonderer Sorgfalt hergerichtet ist. Die nicht behaarte Seite wird durch Abkratzen dünn gemacht und mit Fett eingerieben. Hierauf walkt man das ganze Fell, damit es geschmeidig wird. Dann werden in die behaarte Seite mittels eines rotglühenden Eisens oder glimmenden Stockes recht geschmackvolle Muster eingebrannt. Dieses Fell wird hauptsächlich angelegt, wenn sie in ein anderes Dorf zu Besuch gehen.

Abb. 162. Haartracht.

Die auf Abbildung 170 von den beiden Frauen angelegten Zeuglappen sind lediglich auf den Einfluß der Inder und Küstenneger zurückzuführen.

Gekocht wird in der Hütte auf der mittleren Feuerstelle. Die Kochtöpfe ruhen, wie allgemein üblich, auf drei Steinen. Die Hauptnahrung besteht aus dem bekannten dicken Brei von Negerhirse- und

Eleusinemehl. Das Korn wird mittels zweier Mahlsteine, die unter der Veranda in der Nähe des Eingangs ihren Platz haben, in der Weise gemahlen, daß auf den unteren großen, leicht ausgehöhlten Stein die Körner geschüttet und mit einem etwa zwei Faust großen Laufstein zerquetscht und gerieben werden. Für einen Europäermagen ist ein derartiges Mehl nicht sehr bekömmlich, da bei dieser Art der Herstellung naturgemäß kleine Teilchen der Mahlsteine sich mit dem Mehl vermischen.

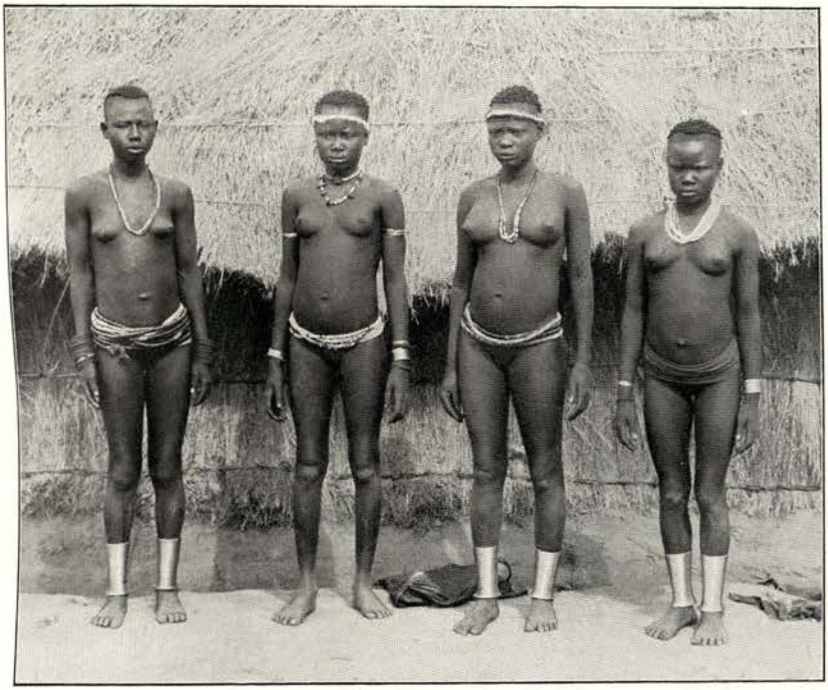


Abb. 163. Haartracht und Schmuck.

Ferner genießen sie Mais, seltener Bananen und Bohnen. Bier wird in der bereits geschilderten Weise aus Hirse, Sorghum oder Eleusine hergestellt.

Das Kochen ist Frauenarbeit, nur wenn eine Abteilung Wageiamänner unterwegs sind, kochen auch diese. Ist das Essen zubereitet, so wird es in kleinen Körben oder auch in den schon vorstehend erwähnten geschnitzten Holzschalen aufgetragen. Der Mann ißt nicht mit seinen Frauen und Kindern zusammen, sondern allein bezw. gemeinsam mit andern Männern. Die Frauen nehmen ihre Mahlzeit erst ein, wenn die Männer gegessen haben.

An weiteren Genußmitteln finden wir Tabak und Hanf, denn die Wageia, sowohl Männer wie Frauen, sind leidenschaftliche Raucher, ja, häufig sieht man auch die jungen Mädchen mit einer großen Tabakspfeife (Abb. 170). Abweichend von dem Gebrauch anderer Völker benutzen die Wageia mit Vorliebe eiserne Pfeifenrohre. Den Hanf rauchen sie aus Wasserpfeifen, die sie derart herstellen, daß auf eine mittelgroße Kalebasse auf der einen Seite der tönerne Pfeifenkopf aufgesetzt wird,

Abb. 164. Haartracht und Schmuck.

auf der gegenüberliegenden das Rohr. Nur ältere Männer und unverheiratete Frauen dürfen Hanf rauchen; den verheirateten Frauen ist es nicht gestattet, da man der Ansicht ist, daß es den Weibern, die Kinder gebären sollen, schädlich ist. Junge Männer dürfen sich gleichfalls nicht diesem Genuß hingeben, da man glaubt, daß er eine nachteilige Wirkung auf ihre Mannbarkeit ausüben würde. Auch habe ich, allerdings seltener, ältere Männer flüssigen Tabak schnupfen sehen, in der Art, wie wir es im nächsten Kapitel abgebildet und beschrieben sehen.

Honig gewinnen die Wageia in eigens zu diesem Zweck in der Nähe ihrer Hütten auf Bäumen oder auf der Hütte selbst ausgesetzten Zylindern aus Holz oder Rinde. Sie kochen den Honig, wobei er viel an Geschmack und Aroma verliert. Zweck dieser sonst nicht üblichen Behandlung soll wohl sein, ihn von dem Wachs zu reinigen.

Mit Vorliebe, wenn auch selten, genießen sie Fleisch. Männer dürfen alle Fleischsorten essen, auch Hühner, während den Weibern

Abb. 165. Haartracht und Schmuck.

deren Genuß nicht gestattet ist. Auch dürfen diese keine Milch trinken, genießen sie aber gekocht in einer Art Suppe mit Mehl zusammen. Sie haben die eigenartige Gewohnheit, die wir auch bei den Masai kennen lernen werden, die Milch mit Rinderurin zu mischen; dieser muß vorher einen oder zwei Tage stehen, damit sein Wohlgeruch sich erhöht. Sie behaupten, daß dies den Buttergehalt vermehrt und der Butter einen lieblichen Geschmack gibt, außerdem sprechen sie diesem Gemisch Heilkraft zu.

Mit Hilfe von Schlingen fangen die Wageia Vögel, deren Fleisch sie essen. Rinder schlachten sie auf folgende Weise: Das Tier wird mittels eines um den Hals geschlungenen Strickes festgebunden, mit einem kräftigen Keulenschlag auf den Hinterkopf zu Boden gestreckt

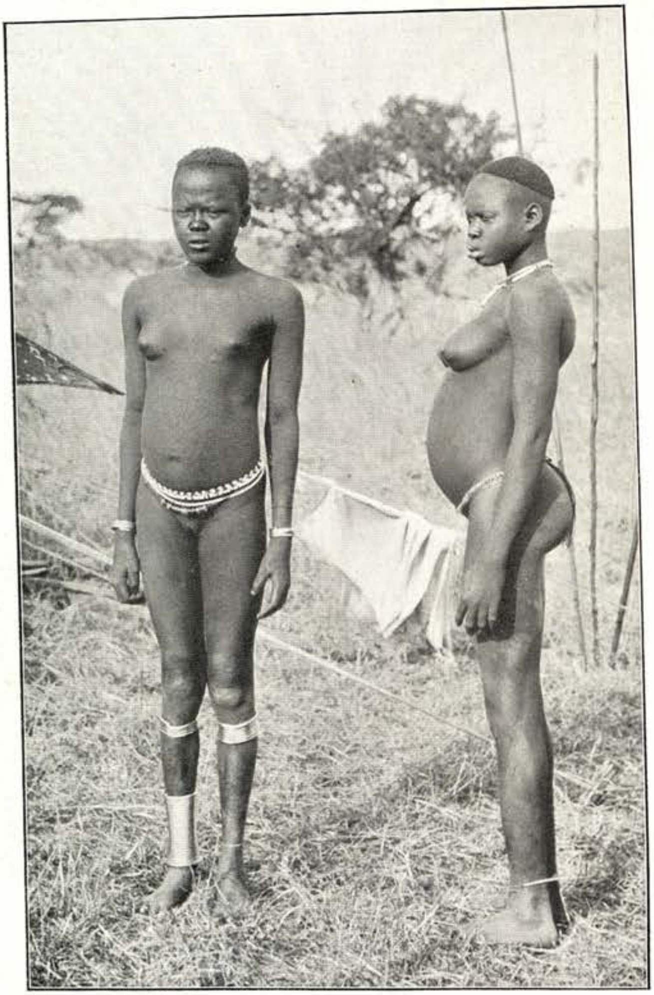


Abb. 166. Haartracht und Schmuck.

und ihm dann die Kehle durchschnitten. Hierbei muß der Kopf des Tieres nach Westen zeigen. Schafe und Ziegen werden erstickt. Man ergreift sie bei der Schnauze und hält diese solange zu, bis sie aus Mangel an Atem sterben. Selten nur schlachten sie Rinder, denn sie hängen an diesen mit großer Liebe. Den Verlust einer Kuh betrauern sie fast ebenso schmerzlich wie den Tod einer Frau.

Ein minderwertiges Salz gewinnen sie, indem sie Pflanzen verbrennen, auf deren Asche Wasser gießen und dieses Gemisch kochen und filtrieren; was übrig bleibt, ist ein grobes graues Salz.

Unter den Wageia gibt es sehr gewandte Schmiede, wie das ja aus den vorstehend geschilderten Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen hervorgeht. Die Art der Eisengewinnung und -Bearbeitung erfolgt genau in derselben Weise, wie ich es im Handwerkerkapitel schil-

Abb. 167. Körperbau, Haartracht und Schmuck.

dere. Ich muß hier jedoch noch einige Worte über den Blasebalg einfügen, der eine abweichende Form aufweist. Er besteht nicht aus Tonröhren, sondern aus einem hohlen Baumstamm mit natürlichen Ansätzen, an denen die lufterzeugenden Ziegenfelle befestigt werden. Man gewinnt ihn in der Weise, daß ein Stamm dicht unter- und dicht oberhalb der Gabelung durchschnitten und dann ausgehöhlt wird. Die Düse selbst besteht, wie üblich, aus einem Tontrichter.

Die Heiratsgebräuche der Wageia weichen von den Sitten der bisher geschilderten Völker insofern ab, als der Ehe eine lange Verlobungs-

zeit vorausgeht. Die jungen Mädchen werden bereits mit 6 oder 7 Jahren einem Manne zugesprochen. Bei dieser Verlobung überreicht der künftige Ehemann dem Schwiegervater mehrere kleinere Geschenke, die Auszahlung des Heiratsgutes erfolgt jetzt natürlich noch nicht. Erst wenn das Mädchen reif ist, was dort in der Regel schon in dem frühen Alter von 12—14 Jahren der Fall ist, wird die Hochzeitsgabe gezahlt und dann

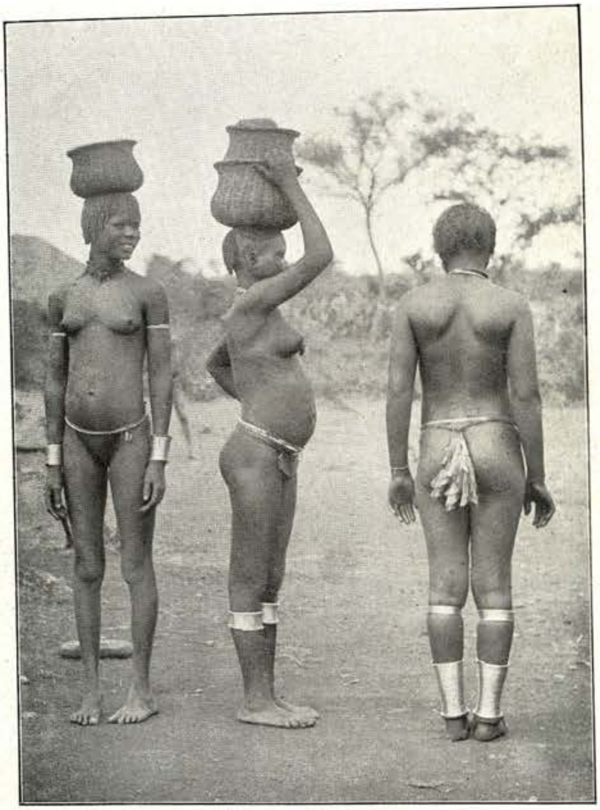


Abb. 168. Kleidung, Haartracht und Schmuck.

die Braut dem Manne übergeben. Er holt sie, begleitet von seinen Verwandten und Freunden, bei seinem Schwiegervater ab.

Häufig kommt es vor, daß dieser ihm nicht ohne weiteres seine Tochter übergibt, sondern den Versuch macht, das schon vorher vereinbarte Hochzeitsgut noch zu steigern und die Herausgabe der Tochter bis zur Zahlung dieses erhöhten Preises zu verweigern. Meist erfüllen die Männer aber nicht die Forderung ihrer habsüchtigen Schwiegerväter, sondern sie gebrauchen ein sehr einfaches Mittel, um in den Besitz ihrer Braut zu gelangen: Sie schicken ihre Freunde aus, die dem jungen

Mädchen auflauern, es ergreifen und zu ihm bringen. Meist läßt sich die Braut ohne jeden Widerstand ergreifen und fortführen, zuweilen protestiert sie zum Schein, indem sie fürchterlich schreit, aber, wie ich dies selbst erlebt habe, willig den Männern folgt. Häufig kommt es hierbei zu einer regelrechten Schlacht, allerdings ohne scharfe Waffen, nur mit Stöcken, wenn die Freunde und Verwandten des Mädchens versuchen, sie gegen ihre Ergreifer zu schützen.

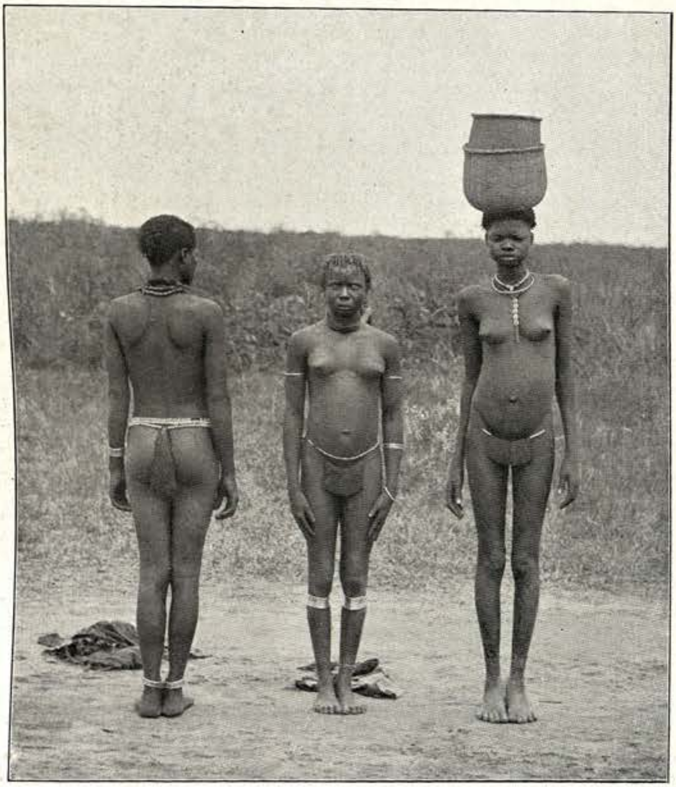


Abb. 169. Kleidung, Haartracht und Schmuck.

Die Höhe der Hochzeitsgabe richtet sich naturgemäß nach der Vermögenslage des Mannes und zweitens danach, ob die Braut aus einer vornehmen Familie stammt oder nicht. Im Durchschnitt werden für ein junges Mädchen eine Kuh, 20 Ziegen und 40 Hacken gezahlt. Jedoch erfolgt die Entrichtung dieses Heiratsgutes nicht auf einmal, sondern nach und nach im Laufe der Verlobungsjahre. Stammt das Mädchen aus einer vornehmen Familie, so müssen mehrere Kühe gezahlt werden. Hobley berichtet, daß vor der großen Viehsterbe für die Tochter eines Vornehmen sogar bis zu 40 Kühen gezahlt wurden.

War der Bräutigam noch nicht verheiratet, so wird das Mädchen nach dem Hause der unverheirateten Männer des Dorfes geführt, ist er jedoch schon verheiratet, so wird es der Frau oder den Frauen des Mannes übergeben. Der Vater des Mädchens hat einen Ochsen zu

Abb. 170. Mgeia-Mädchen und Mgeia-Frau in Kisumu.

schlachten und auch das nötige Getreidebier zu liefern, um die Hochzeit würdig feiern zu können. Das Fest findet in der Hütte der unverheirateten Männer des Dorfes statt. Stellt der junge Ehemann hierbei fest, daß das junge Mädchen noch unberührt ist, so nimmt er sie mit in sein eigenes Haus. Ist aber das Gegenteil der Fall, so wird sie mit großem Schimpf zu ihren Eltern zurückgeschickt, und der Vater ist verpflichtet, dem

Tafel XI.

Wageia-Krieger.

Manne nicht nur das ganze Heiratsgut zurückzugeben, sondern ihm noch einen Entschädigungspreis zu zahlen, weil die ungeratene Tochter Schande über den Mann gebracht hat.

Die Wageia führen einen sehr moralischen Lebenswandel, Ehebruch kommt sehr selten vor und wird mit dem Tode bestraft. Wie fast überall, so sind auch bei den Wageia die Mädchen in der Mehrzahl vorhanden. Trotzdem ist es eine Seltenheit, daß ein junges Mädchen ledig bleibt. Wird ihm kein Heiratsantrag gemacht, so geht sie selbst auf die Suche nach einem Mann und bietet sich ihm zum billigen Preise an.

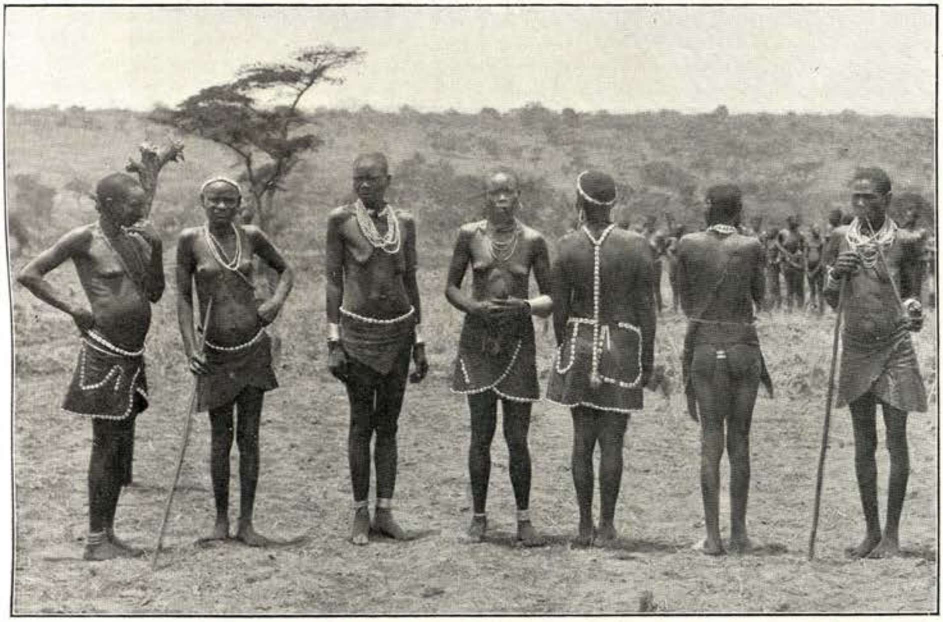


Abb. 171. Mit Kaurimuscheln geschmückte Fellkleidung älterer Wageia-Weiber.

Schwerlich wird ein Mann nein sagen, denn erstens kommt er auf diese Art und Weise erheblich billiger zu einer Frau, als wenn er sie sich selbst sucht, und zweitens ist sie ihm eine hochwillkommene Unterstützung bei Bestellung seiner Felder. Nach einigen Tagen kommt dann die Mutter des jungen Mädchens zu ihm und verhandelt wegen Zahlung der Hochzeitsgabe. In der Regel erfolgt sehr schnell eine Einigung, denn auch die Mutter ist froh, ihre Tochter an den Mann gebracht zu haben.

Nach Hobley herrscht bei den nördlichen Wageiastämmen die Sitte, daß sämtliche weiblichen Kälber, die von den Kühen der Hochzeitsgabe geboren werden, dem Schwiegersohn gehören und ihm ausgehändigt werden müssen, bezw. nach seinem Tode an seine Erben fallen.

Ein weiterer eigenartiger Brauch, den ich bei den andern Stämmen nicht beobachtet habe, ist der, daß der Mann gewissermaßen das Vorkaufsrecht auf die noch vorhandenen unverheirateten Schwestern seiner Frau hat und sich auch von diesen eine oder mehrere auswählen darf. Erst wenn er auf sie verzichtet hat, dürfen sie an andere Männer gegeben werden. Stirbt eine Frau ohne ein Kind zu hinterlassen, so hat der Witwer

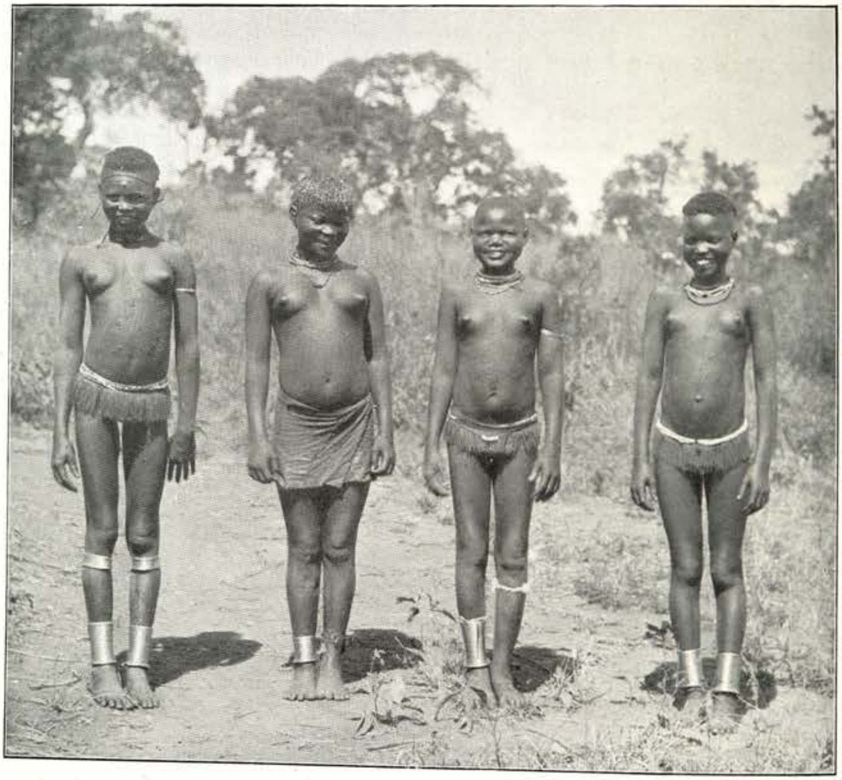


Abb. 172. Haartracht und Schmuck der Wageia-Kinder.

das Recht, von seinem Schwiegervater den Kaufpreis oder doch einen Teil desselben zurückzufordern. Sind jedoch Schwestern der Frau vorhanden, so verzichtet meist der Mann auf die Rückzahlung, er übernimmt vielmehr als Entschädigung eine dieser Schwestern und zahlt dann nur noch einen geringen Preis für sie nach, der erheblich niedriger ist als sonst das Heiratsgut.

Wird eine Frau von ihrem Manne schlecht behandelt, so kann sie ihn verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren. Letzterer muß dann allerdings einen Teil der Hochzeitsgabe — nicht die ganze — zurück-

zahlen. Die Kinder, die sie geboren hat, verbleiben bei dem Mann. Befindet sich unter diesen Kindern ein Knabe, so geht die Mutter, sobald dieser selbständig ist, gewöhnlich zu ihm und lebt mit ihm zusammen. Will eine Frau nicht bei ihrem Manne bleiben und sich lieber mit einem andern verheiraten, so erfolgt in der Regel sehr schnell eine friedliche

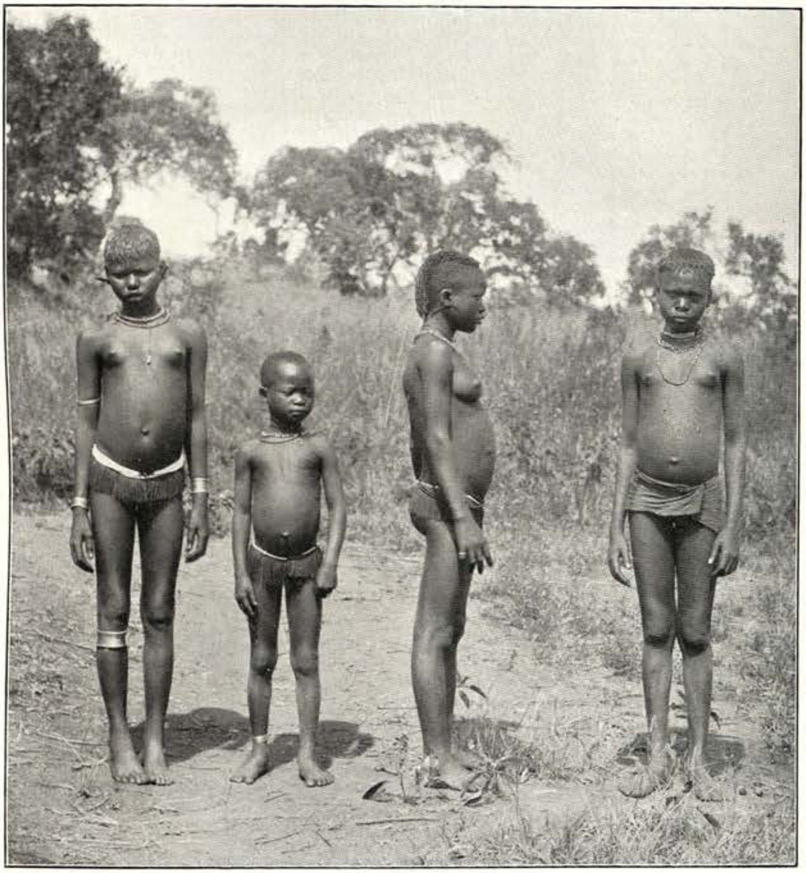


Abb. 173. Haartracht und Schmuck der Wageia-Kinder.

Einigung derart, daß dieser zweite Mann, zu dem sie gern gehen möchte, dem ersten das gezahlte Heiratsgut zurückerstattet.

Die Wageiafrauen sind fruchtbar und die Geburt von Zwillingen ist keine Seltenheit. Man feiert dieses freudige Ereignis durch Tanz und Gesang. Die Mutter von Zwillingen muß sieben Tage im Hause bleiben, ehe sie die Türschwelle wieder überschreiten darf. Nach der Geburt nur eines Kindes wird auch gefeiert, doch machen sie nicht so viel Umstände wie bei der Geburt von Zwillingen. Die Mutter darf bereits nach drei

oder vier Tagen die Hütte wieder verlassen und ihre Feldarbeit verrichten. Der Vater ißt oder schläft nicht eher wieder in der Hütte, bis das Kind anfängt, Zähne zu bekommen.

Auch hier bei den Wageia finden wir sehr bedauerlicherweise eine große Kindersterblichkeit. Es kommt zuweilen vor, daß eine Mutter nach und nach ihre sämtlichen Kinder verliert. Sind ihr bereits mehrere Kinder gestorben, so versucht sie in Zukunft die weiteren Kinder auf

Abb. 174. Bewaffnete Wageia-Knaben.

folgende Weise hiervor zu bewahren: Das nächste Kind, das geboren wird, legt sie bei Tagesgrauen an die Dorfstraße und läßt es dort liegen, bis es ihr zurückgebracht wird. Dies geschieht in der Regel von einer befreundeten Frau oder auch von dem Vater, die angeblich ganz zufälligerweise — natürlich sind sie aber vorher benachrichtigt — zu dieser Stunde an dem Kinde vorübergehen. Demjenigen, der das Kind zur Mutter zurückbringt, muß eine Ziege gegeben werden.

Die Wageia behaupten, das Geschlecht des ungeborenen Kindes voraussagen zu können. Bleibt die Mutter während der ersten Schwanger-

schaft fett, so wird das Kind ein Mädchen, magert sie ab, so wird es ein Junge. Hat sie jedoch schon vorher Kinder geboren, so wird das zuletzt

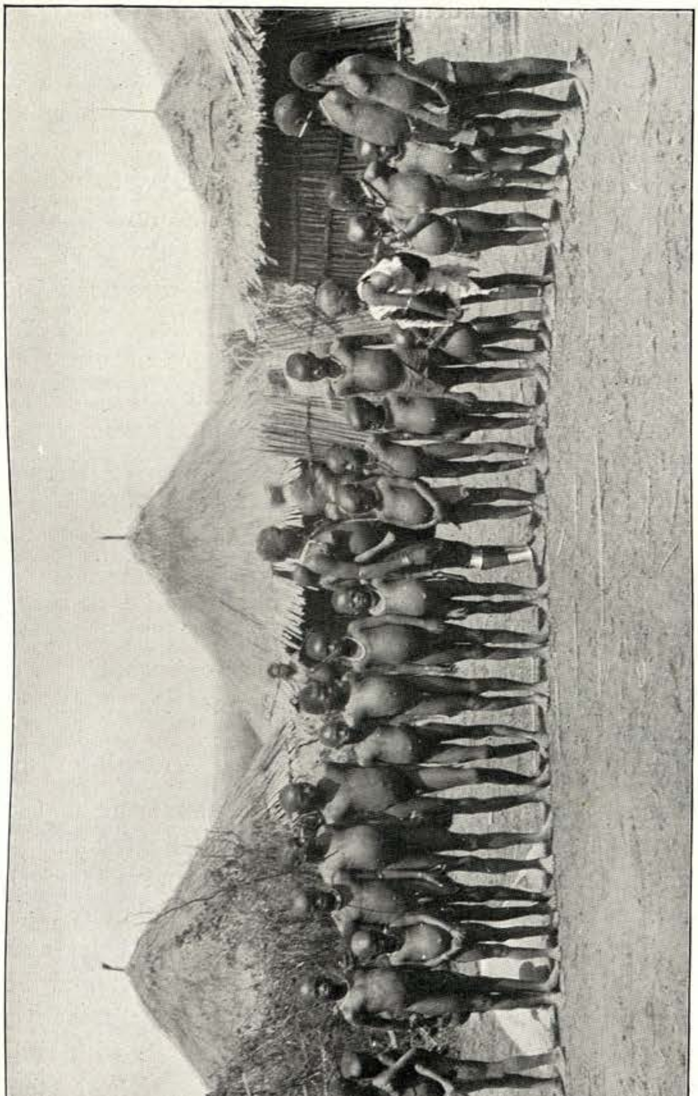


Abb. 175. Wageia-Kinder in ihrem Dorfe.

geborene während der Schwangerschaft der Mutter beobachtet. Ist es ein Junge und magert während dieser Zeit ab, so wird das erwartete Kind ein Mädchen oder umgekehrt. Bald nach der Geburt bohrt der

Vater dem Kinde in das rechte Ohrläppchen ein Loch und zieht einen kleinen Messingring hindurch.

Im allgemeinen ist der Gesundheitszustand bei diesem Volke ein recht guter. Die verheerenden Geschlechtskrankheiten, die bei den Waganda so große Opfer fordern, sind ihnen völlig unbekannt. Bei den am Seeufer und in den Flußniederungen wohnenden Wageia können wir leichte Malaria feststellen, die Anfälle dauern jedoch gewöhnlich nur drei Tage. Verlassen sie ihr Land, was jedoch selten vorkommt, und begeben sie sich in die Höhen des Nandiplateaus, so leiden sie viel unter der dort herrschenden kühleren und feuchteren Witterung und werden leicht lungenkrank. Auch Blatternepidemien kommen bei ihnen vor.

Als ich mich im Schiratibezirk mit einem älteren Mgeiahäuptling über die dort herrschenden Krankheiten unterhielt, berichtete er mir, daß in seiner Familie innerhalb eines Jahres fünf Kinder an einer Krankheit gestorben seien, die er nicht kenne, die es aber erst seit kurzer Zeit gebe und die auch in befreundeten und benachbarten Familien bereits ihre verheerende Wirkung gezeigt habe. Von mir befragt, wie die Krankheit sich denn äußere, sagte er mir: „Die von ihr Befallenen wollen nicht mehr essen und nicht mehr trinken, sind immer teilnahmslos und müde, schlafen viel und sterben dann binnen kurzer Zeit dahin.“ Das war im Jahre 1904. Diese kurze Schilderung zeigte mir deutlich, daß ich es hier mit den ersten vernichtenden Wirkungen der mit Recht so gefürchteten Schlafkrankheit zu tun hatte. Erstaunt war ich allerdings, sie bereits hier in dieser doch sonst recht gesunden Gegend am Ostufer des Viktoria-Sees zu finden.

In der Heilkunde sind die Wageia ziemlich bewandert. Bei Verwundungen wenden sie eine Salbe an, deren Zusammensetzung ich nicht habe feststellen können. Bei Lungen- oder Rippenfellentzündung stechen sie einfach ein Loch in die Brust, bis Luft daraus entweicht. Die hierdurch entstandene Wunde behandeln sie mit der erwähnten Salbe. Eine Methode, Krankheiten zu heilen, wenn alle anderen Mittel nicht mehr helfen, ist die, daß man kleine Steine in einen Kürbis tut und diesen solange über dem Kopf des Kranken schüttelt, bis er halb taub ist. Hilft das noch nicht, so schneiden sie den Kopf eines Huhnes ab und hängen ihn dem Kranken an einem Bande solange um den Hals, bis er gesund wird oder stirbt.

Eigenartige Gebräuche finden wir auch bei Bestattung der Toten. Abweichend von der Sitte der Waganda und Waheia, die Leichen einfach in den Busch zu werfen und sie dort den Hyänen und Aasgeiern zu überlassen, haben die Wageia eine Bestattung. Ein Häuptling oder ein anderer Vornehmer wird sitzend in seiner eigenen Hütte begraben. Das Loch

ist jedoch nur so tief, daß der Kopf etwas über den Boden herausragt. Die Erde wird bis zum Hals aufgefüllt und festgestampft. Den Kopf bedeckt man mit einem Topf. Die älteren Verwandten halten bei der Leiche Wache und nehmen von Zeit zu Zeit den Topf ab, um sich zu überzeugen, ob das Fleisch vom Schädel verschwunden ist. Sobald er von den Ameisen völlig sauber gefressen ist, wird er vorsichtig vom Rumpfe getrennt und ganz in Nähe der Hütte begraben. Später werden alle Knochen, nachdem das Fleisch von den Insekten völlig abgenagt ist,

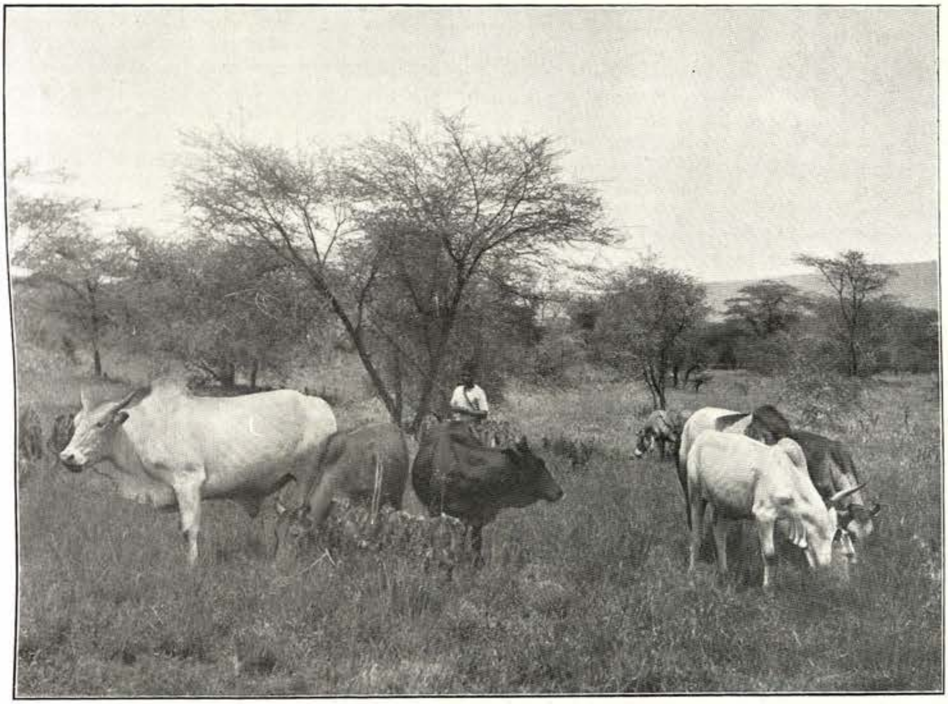


Abb. 176. Wageia-Rinder.

wieder ausgegraben und unter Beobachtung feierlicher Zeremonien auf einem der heiligen Begräbnisplätze beerdigt. Diese sind gewöhnlich auf Hügeln gelegen und an einigen großen Bäumen kenntlich. Die Hütte, in der die Bestattung erfolgt ist, wird nicht mehr benutzt. Frauen beerdigt man in gleicher Weise wie die Männer, Kinder werden nahe der Tür der Hütte der Mutter begraben.

Wenn ein großer Häuptling stirbt, so versammeln sich alle seine Untertanen. Führen sie zu dieser Zeit mit einem benachbarten Stamme Krieg, so müssen alle Feindlichkeiten ruhen und die Gegner wohnen der Beerdigungsfeierlichkeit bei. Für den verstorbenen Häuptling wird eine

neue Hütte gebaut, in der man ihn in sitzender Stellung beerdigt. Das Grab, auf dessen Boden man eine neue Ochsenhaut legt, wird von einem Bruder des Toten gegraben. Außerdem werfen sie in das Grab noch Getreidesamen und Feldfrüchte, ausgenommen sind jedoch die Süßkartoffeln. Während dreier Tage tanzt und trinkt das Volk und viele Ochsen werden geschlachtet. Die Männer klagen zehn Tage lang, die Frauen jedoch während eines Jahres jeden Morgen. Niemand bestellt in den zehn Tagen sein Feld.

Nach dem Tode einer verheirateten Frau erscheinen die Verwandten so bald als möglich und erwarten vom Witwer kleine Geschenke. Der Hauptgrund ihres Kommens ist aber, um über die Verstorbene zu wehklagen. Ich marschierte eines Morgens an einem Dorfe vorbei und hörte schon von weitem laute langgezogene Töne, untermischt mit weithin hallenden, gellenden Trillern. Da ich mir diesen eigenartigen Lärm nicht erklären konnte, betrat ich das Dorf und fand hier sämtliche Bewohner teils vor, teils in einer Hütte versammelt, in der ein in der Nacht vorher gestorbenes Weib lag. Während die Männer stumpfsinnig, trinkend und rauchend bei einander saßen, ließen die Weiber ihre Klagelieder ertönen, liefen heulend und schreiend im Dorfe herum, ja sogar bis auf den Acker hinaus, der in der Nähe des Dorfes lag und den nach ihrer Angabe noch wenige Tage vorher die Verstorbene bestellt hatte. Dieses Klagen dauert zwei Tage.

Liegt ein Häuptling auf dem Sterbebette, so bestimmt er einen seiner Söhne zum Nachfolger und übergibt ihm, oder, falls dieser noch nicht erwachsen ist, der Mutter als Zeichen der Häuptlingswürde ein Messingarmband. Stirbt ein gewöhnlicher Mgeia, so wird sein Besitztum gleichmäßig unter seine Kinder verteilt. Die Witwe zieht, falls sie einen erwachsenen Sohn hat, zu ihm; eine Witwe ohne erwachsene Söhne lebt beim Bruder ihres Mannes.

Nach Hobley herrscht folgender Brauch: Nach dem Tode eines Mannes geht der Besitz an seinen Bruder über, falls die Kinder noch nicht erwachsen sind. Ist der älteste Sohn herangewachsen, so erhält er das Erbe und gibt seinen Brüdern einen Anteil, jedoch darf er nichts von dem nehmen, was für seine Schwestern als Hochzeitsgut gezahlt worden ist. Diesen Betrag erhält der Bruder des Vaters. Dieser übernimmt auch die Frauen, aber der Sohn behält meist das jüngste Weib seines verstorbenen Vaters.

Außerordentlich weit verbreitet ist bei den Wageia der Aberglaube. Nach ihrer Meinung ist die rechte Hand unglücklich, die linke glücklich, und der Ausgang einer Reise wird dementsprechend vorausgesagt, je nachdem ein Vogel bei Beginn der Reise zu ihrer linken oder rechten

Seite ruft. Die erste Person, die er auf der Wanderung trifft, fragt er: „Bist Du glücklich oder unglücklich?“ Und falls er die Antwort bekommt „unglücklich“, so sollte er lieber sofort umkehren und die Reise später antreten.

Von früher Kindheit an gilt ein Mgeia entweder als glücklich oder unglücklich, und zwar wird diese Eigenschaft auf folgende Weise festgestellt: Betritt das junge Kind die Hütte eines Mannes, der als glücklich

Abb. 177. Waffen und Instrumente der Wageia.

im Dorfe bekannt ist, so wird es auch glücklich werden und umgekehrt. Ist das erste Kind des Ehepaares ein Mädchen, so wird dieser Umstand gleichfalls als glückbringend bezeichnet. Oft fragt der auf Reisen gehende Mgeia den ersten ihm begegnenden Mann: „War Dein erstes Kind ein Junge oder ein Mädchen?“ Antwortet er „ein Junge“, so sollte er lieber die Reise nicht fortsetzen, denn sie wird keinen guten Ausgang nehmen. Stößt der Reisende mit der großen Zehe des rechten Fußes zweimal gegen einen Stein oder gegen eine Wurzel, so ist dies gleichfalls eine schlechte Vorbedeutung und er kehrt dann lieber um. Stößt

er dagegen erst die rechte Zehe einmal an und dann die linke, so schadet es nichts. Wenn er aber mit der großen Zehe des linken Fußes zweimal anstößt, so bedeutet dies, daß seine Reise einen sehr glücklichen Ausgang haben wird. Trifft er unterwegs nicht einen einzelnen Mann, sondern eine größere Anzahl, so wird er hierin keine Vorbedeutung für den Verlauf seiner Reise sehen.

Weit verbreitet ist bei ihnen die Sitte, aus den Eingeweiden der Schafe, Ziegen und Ochsen zu prophezeien. Man legt den Dünndarm in drei Schleifen, und je nach dem Gefülltsein oder der Leere jedes Ringes

Abb. 178. Wageia-Harfenspieler.

des Darmes werden Schlüsse auf Glück oder Unglück gezogen. Aus den Eingeweiden bestimmt auch der Häuptling die günstigste Zeit zum Bebauen der Felder, und kein Mgeia wird es wagen damit zu beginnen, ehe nach Urteil des Häuptlings der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Auch kann er aus den Eingeweiden voraussagen, ob die Ernte des Jahres gut oder schlecht ist. Nach Hobley soll der Häuptling Odera in seiner frühesten Jugend die Europäerherrschaft vorausgesagt haben.

Wenn Hagel gefallen ist, arbeitet niemand am Tage nach dem Unwetter auf den Feldern. Wird eine Hütte vom Blitz getroffen und hierbei im Innern derselben jemand getötet, so geht der Dorfälteste

dreimal mit einem roten Hahn unter dem Arm um die Hütte herum. Sie wird alsdann niedergerissen und das Holz für andere Zwecke verwandt.

Die Wageia glauben an zwei Götter. Der eine, Awafwa, ist der oberste aller guten Geister, der andere, Ischischemi, der oberste Teufel. Rinder und Ziegen werden dem guten Gotte häufig geopfert, und diese feierliche Handlung findet meist am Grabe eines verstorbenen Häuptlings statt, dessen Geist man gewissermaßen auffordern will, den guten Gott

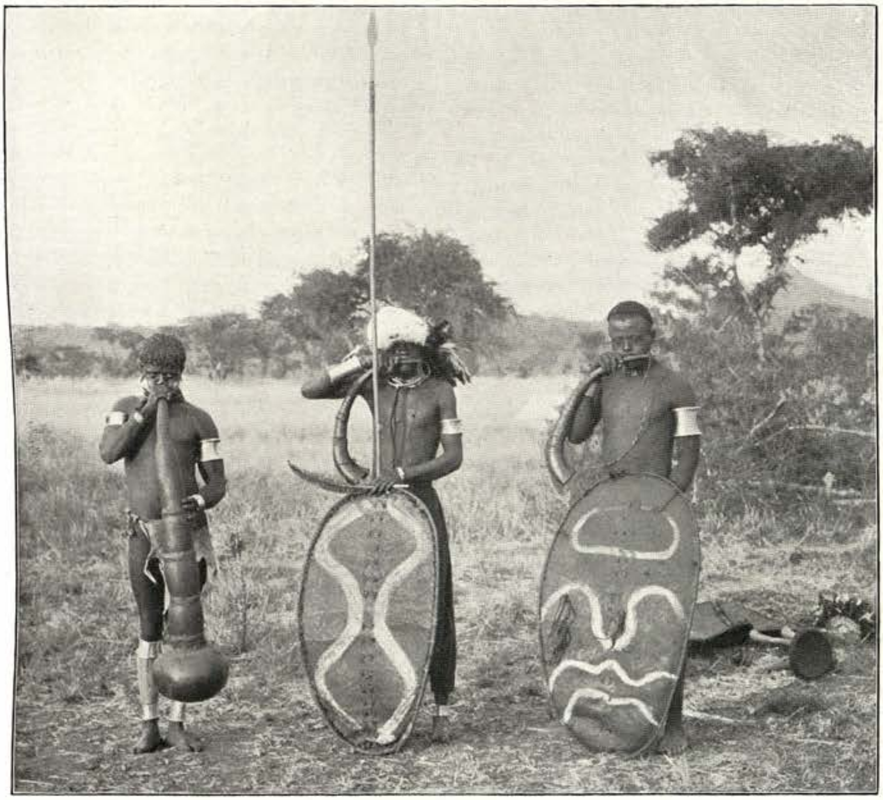


Abb. 179. Links Tanz-, rechts Kriegstrompete der Wageia.

zu veranlassen, Regen zu bringen und Krankheiten zu vertreiben. Nahe den Hütten sieht man häufig Steine in den Erdboden eingelassen; dieses sind Opfersteine. Von Zeit zu Zeit wird eine Ziege getötet und das Blut als Trankopfer zum Gedächtnis der Geister der Vorfahren auf die Steine gegossen. Den guten Geistern errichten sie im Innern des Dorfes, in der Regel hinter der eigenen Hütte, kleine Fetischhütten, deren Spitzen mit Hühnerfedern geschmückt werden. Auch schneiden einige in die Rückseite dieser Hütten eine kleine Tür ein, um so dem guten Geist Ein- und

Ausgang zu gewähren. An ein Weiterleben im Jenseits glauben sie im allgemeinen nicht, nur von den Geistern der Häuptlinge und anderer besonders vornehmer Männer nehmen sie dies an.

Eine ganz besondere Bedeutung hat das Schließen bezw. Offenlassen der Tür. Es gilt als ein sehr böses Omen, wenn jemand die Tür hinter sich schließt, so lange noch ein Mensch in der Hütte ist. In diesem Falle muß der Betreffende, der sich gegen die gute Sitte vergangen hat, eine Ziege opfern, die von den Beteiligten verzehrt wird.

Zankt ein Mann sich mit seiner Frau und schließt, nachdem die Frau die Hütte verlassen hat, hinter ihr die Tür, so ist dies gleichbedeutend mit einer Scheidung und die Frau geht sofort zu ihren Eltern zurück.

Ist ein Sonnenuntergang auffallend rot, so ist dies ein Zeichen, daß ein bedeutender Mann des Stammes sterben wird. Das Fallen von Sternschnuppen deuten die Wageia in dem Sinne, daß in kurzer Zeit ein Krieg zu erwarten ist.

Verläßt ein Mann seine Hütte am Morgen, so spuckt er nach Osten aus, am Abend nach Westen.

Sie haben eine Art Gottesurteil, genannt Kiwiri. Man nimmt einen kleinen Wassertopf und tut etwas Mehl und Medizin hinein; kocht diese Mixtur über, so ist der Mann schuldig und umgekehrt. Ein anderes Gottesurteil wird in der Weise entschieden, daß sie eine Kalebasse, die an beiden Seiten offen ist, auf einen Stein in ein Wasserbecken legen. Hierauf wird Wasser aus dem Becken in das Gefäß gefüllt und muß, da dieses unten offen ist, sofort wieder herauslaufen. Man tut außerdem noch etwas Medizin in das Wasser hinein. Ist der Mann schuldig, so fließt das Wasser nicht länger unten aus der Kalebasse, sondern läuft über den Rand. Der Grund ist ein sehr einfacher. Die Medizin, bestehend aus zerpulverten Blättern einer Mimosenart, verstopft den geringen Zwischenraum zwischen Kalebasse und Stein; dadurch ist es möglich, das Gefäß zu füllen und zum Überlaufen zu bringen.

Um verdächtige Personen festzustellen, gebraucht man noch folgendes sehr einfache Mittel: Es wird ihnen trockenes Mehl gegeben; können sie es hinunterschlucken, so sind sie unschuldig, im andern Falle schuldig.

Die Wageia haben eine Art Medizinmänner, von denen der Glaube geht, daß sie ein Zaubermittel besitzen, mit dem sie andere Personen töten können. Sie brauchen dieses Mittel nur dem Betreffenden zu zeigen und er muß sterben. Auch können diese Zauberer durch einfache Verwünschung Krankheiten über die Leute bringen. Um sie zu heilen, muß

man den Zauberer rufen, damit er das unheilvolle Wort wieder zurücknimmt. Dies geschieht aber nur gegen Zahlung einer Ziege.

Der Mgeia liebt Musik und Tanz. Das gebräuchlichste Instrument ist eine große achtsaitige Harfe, die ganz nach Art der Wagandaharfe hergestellt ist, nur größer und plumper. Auch ist sie nicht wie diese mit einer Leguanhaut, sondern mit einem Fellstück überzogen, der Ton klingt also dementsprechend dumpfer. Die Bauart selbst brauche ich

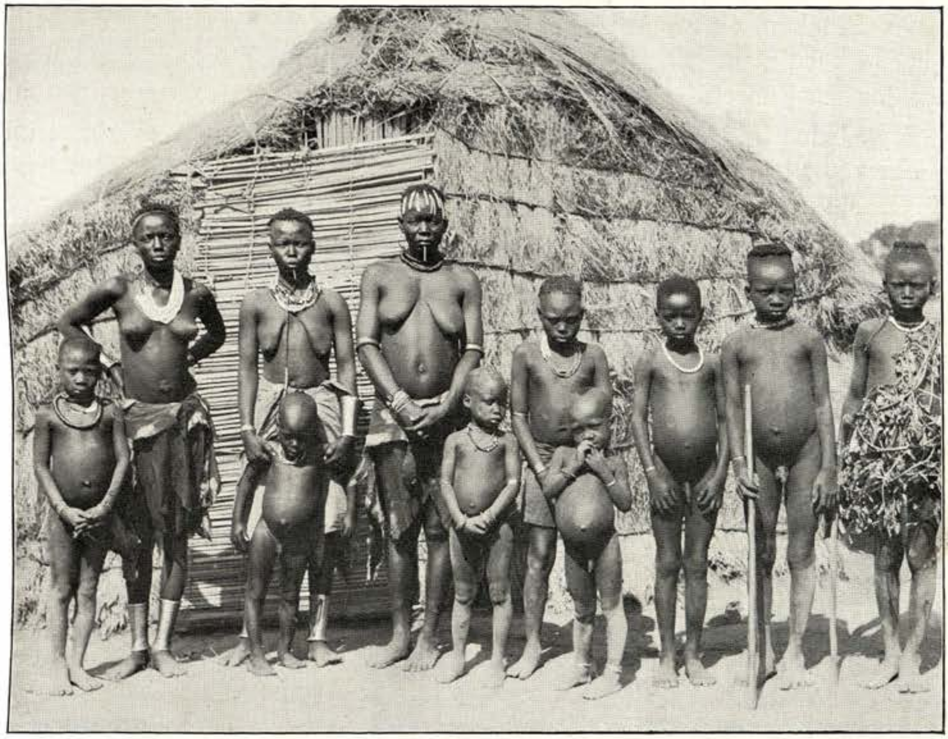


Abb. 180. Bewohner der Halbinsel Mohurru, angebliche Wageia.

nicht näher zu beschreiben, sie wird deutlich veranschaulicht auf Abbildung 177. Auch die Art ihrer Handhabung gibt die Abbildung 178 besser wieder als viele Worte. Vier von den Saiten sind Melodie-, vier Baßsaiten. Das Stimmen der Harfe geschieht durch stärkeres Anziehen der mehrfach um das Querholz gewickelten Bastsaiten.

Neben diesem recht melodisch klingenden Instrument gebrauchen sie noch ein eigenartiges, das man etwa mit unserer Baßtube vergleichen könnte. Wir sehen es dargestellt auf Abbildung 179 links und lernen dort auch gleich die Art seiner Handhabung kennen. Es dient, wie auch bei

uns das Baßinstrument, zur Begleitung. Hergestellt wird es aus einer großen runden Kalebasse, auf die eine ganze Anzahl sich nach oben verjüngender Kalebassenstücke gesetzt werden, die man mit Ton untereinander verkittet. Nach Johnston soll es auch noch Trommeln dort geben, ich habe sie jedoch nie gesehen.

Das auf Abbildung 177 und 179 wiedergegebene Horn dient nicht als Musikinstrument, sondern als Kriegstrompete oder Jagdhorn. Es wird am Lederband um die Schulter getragen und besteht meist aus zwei Stücken, einem Antilopenhorn, das auch die Öffnung zum Hineinblasen erhält, und einem angefügten Stück Kuhhorn. Die Verbindung beider wird durch festes Umwickeln mit einem Lederstreifen hergestellt.

Jedes freudige Ereignis feiern die Wageia mit Tanz, der in ihrem Leben eine große Rolle spielt; jedem der etwa vier besonderen Tanzarten legen sie eine gewisse Bedeutung bei. So z. B. wird bei der Geburt von Zwillingen, die ein besonders freudiges Ereignis darstellt, ein Tanz aufgeführt, der in seiner ganzen Darstellung auf das Geschlechtsleben Bezug hat und ähnliche, höchst stereotype Bewegungen enthält, wie wir sie beim Wagandatanz schon kennen gelernt haben. Jedoch nur für den flüchtigen Beschauer kann dieser Tanz etwas Unanständiges enthalten, die Leute selbst sehen hierin nur eine Art Zeremonie, mit der sie ihrer Freude über das bedeutsame Ereignis Ausdruck geben wollen. Man wird es auch nie erleben, daß bei diesen nach europäischem Geschmack vielleicht nicht ganz einwandsfreien Tanzbewegungen auch nur eine einzige unzüchtige Handlung vorkommt. Männer und Frauen führen diesen Tanz in getrennten Gruppen auf. Ein zweiter ganz ähnlicher Tanz wird bei der Hochzeit aufgeführt, bei dem aber nur Frauen mitwirken.

Bei herrschender Dürre findet eine Art Bittanz statt, um den guten Geist zu veranlassen, Regen über das Land zu schicken. Auch hier sind die Tanzenden in erster Linie die Frauen. Sie tragen hierbei größtenteils noch in der Rechten Laubbüschel. Zu einem dichten Knäuel zusammengeballt, bewegen sie sich singend mit kurzen, stampfenden Schritten nur wenig vor- und rückwärts. Hin und wieder läuft dann ein älteres Weib mit in der Rechten erhobenem Zweige aus diesem Haufen heraus und in schnellem Tempo um den ganzen Platz herum, hierbei schrille, gellende Triller ausstoßend.

Auch einen Totentanz haben die Wageia; dieser wird wieder von beiden Geschlechtern ausgeführt. Er ist mit Gesang verbunden, dessen von den Vorsängern im Handumdrehen gedichteter Text die Taten des Verstorbenen feiert. Der Tanz der Männer, den ich gelegentlich des Erntefestes beobachten konnte, findet in der Weise statt, daß sie im

dichten Haufen mit in der Rechten erhobenen Stöcken sich nach dem Takt der vorstehend geschilderten großen Kalebassentrompete mit kurzen, stampfenden Schritten singend vorwärts und rückwärts bewegen. Zuweilen tritt einer von ihnen heraus, um einige Gliederverrenkungen vorzuführen.

Abb. 181. Bewohner der Halbinsel Mohurru, angebliche Wageia.

Einen sehr niedlichen Tanz konnte ich bei den jungen Mädchen beobachten. Sie hatten in einer Reihe Aufstellung genommen, vor ihrer Mitte stand die Vorsängerin, die den selbstgedichteten Text vortrug und hierbei durch Händeklatschen und ab und zu in langgezogenen, harmonischen Tönen von den übrigen Mädchen begleitet wurde. Den Refrain sang die ganze Mädchenschar. Als ich mir den Text von meinem zuverlässigen Dolmetscher übersetzen ließ, stellte sich heraus, daß sie als besonders wichtiges Ereignis unsere Grenzexpedition besungen

hatten, und zwar war die Wiedergabe der Zahl der Europäer und der Stärke der Karawane durchaus richtig.

Zum Schluß übergebe ich der Kritik noch die Abbildungen 180 u. 181. Sie stellen Leute dar, die ich auf der Halbinsel Mohurru aufgenommen habe. Von mir befragt, gaben sie an, gleichfalls Wageia zu sein. Ich glaube indes nicht, daß es reine Vertreter dieses Stammes sind, da sie sowohl in ihrem Äußeren als auch in ihrer Tracht abweichende Merkmale aufweisen, die uns ja eine Betrachtung der Abbildungen deutlich zeigt. Besonders hervorzuheben ist ein eiserner Nagel, den die Weiber sich durch die Unterlippe stecken.

V. Die Bakulia.

Das östliche Nachbarvolk der Wageia sind die Bakulia, die bis zum Eintreffen der deutsch-englischen Grenzexpedition im Jahre 1904 mit nur wenigen Europäern in flüchtige Berührung gekommen waren. Von diesen wurde ihnen fälschlicherweise der Name „Wassuba“ beigelegt, den wir auch noch auf einigen Karten finden. Da ich in ihrem Gebiete zwei Monate lang gearbeitet habe, so war es mir möglich, einiges über diesen nur wenig bekannten Stamm in Erfahrung zu bringen.

Die unrichtige Bezeichnung Wassuba erklärt sich dadurch, daß ein Teil von ihnen in der nur einen Tagemarsch vom Viktoria-See entfernten Landschaft Bussuba wohnt, die verschiedentlich von Europäern besucht wurde. Der Fehler, die Stämme falsch zu benennen, wird übrigens in Gebieten, die man nur flüchtig durchzieht, häufig gemacht.

Die Bakulia bewohnen außerdem noch die Landschaften Bumirra, Butende, Buriedi, Bunjari, Tschamuita, Utimbaru, Unjawassi und Buiregge, umfassend das Gebiet zwischen Gori- und Marafluß, östlich bis zum Steilabfall gegen die 300 m tiefer gelegene Masaisteppe und westlich bis zu dem von den Wageia bewohnten etwa 25 km breiten Streifen am Westufer des Viktoria-Sees. Das Land ist ein Bergland mit einer Durchschnittshöhe von 1600—1700 m, dessen Täler 1450—1500 m hoch liegen und in dem einzelne Berge bis 1900 m emporragen. Es ist außerordentlich stark gegliedert und bildet hart an der deutsch-englischen Grenze die Wasserscheide zwischen Gori und Mori und südlich davon in Höhe der Landschaften Utimbaru und Buiregge die Wasserscheide zwischen Mori und Mara.

Als Massive in diesem zerrissenen Berglande heben sich in den Landschaften Utimbaru, Bumirra und Unjawassi Plateaus ab, die, be-

sonders das Utimbaru-Plateau, breite, flachabfallende Ausläufer nach den Flußtälern entsenden. Infolge seiner hohen Lage ist dieses Gebiet durchaus gesund; ich habe die Erfahrung gemacht, daß die gefürchteten Moskitos, die Anopheles, die Erreger der Malaria, in Höhen über 1500 m dort nicht mehr vorkommen.

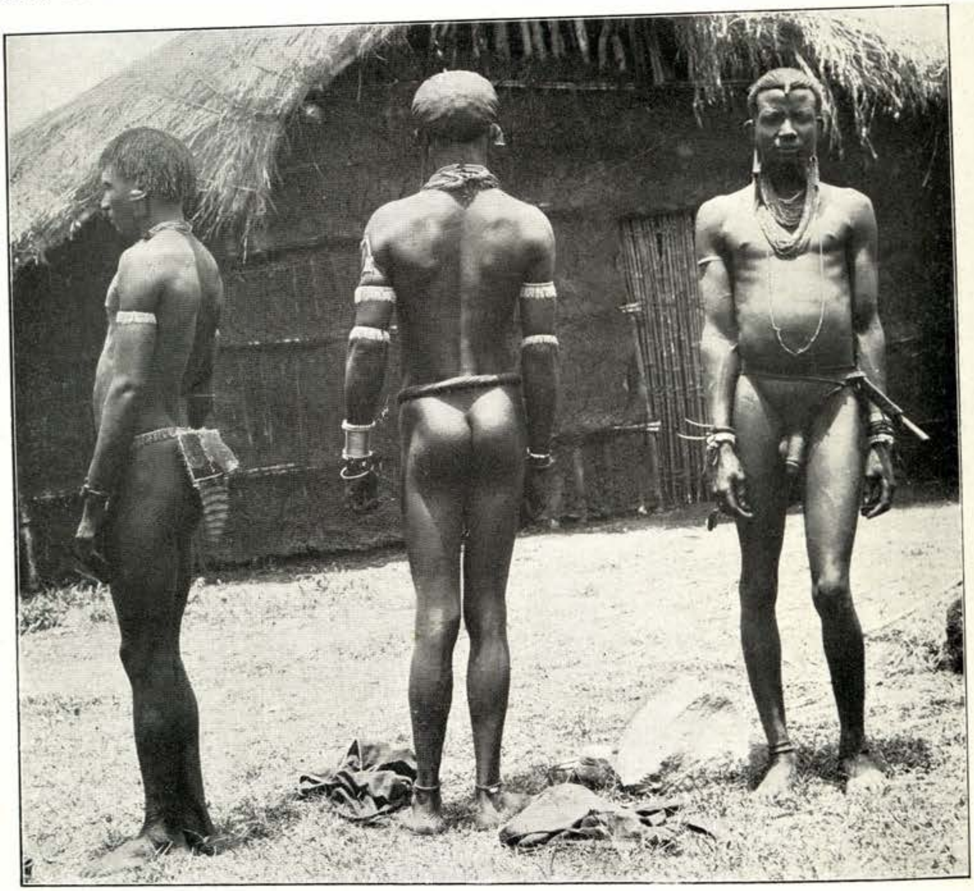


Abb. 182. Gestalt und Körperbau der Bakulia-Männer.

Das durch die schon erwähnten drei Flüsse und außerdem noch durch zahlreiche kleine Bäche gut bewässerte Land ist sehr fruchtbar und gut bebaut. Jedoch ist die Bevölkerung bei weitem nicht so dicht gesät wie in Ruanda, so daß hier ein sehr geeignetes Gebiet für Besiedelung durch Europäer wäre, um so mehr als bis zur Station und Dampferhaltestelle Schirati nur zwei Tagemärsche zurückzulegen sind. Charakteristisch für dieses Land sind die auf den zahlreichen Bergkuppen gelegenen Quarzitklippen und mächtigen Blöcke, die, umgeben mit Akazienbaum-

und Buschbestand und mit Euphorbienhecken, von weitem den Anschein von zerfallenen Ritterburgen erwecken.

Fast alle diese Klippen sind von den Eingeborenen, die früher viel unter den Einfällen der räuberischen Masai zu leiden hatten, zur Anlage befestigter Dörfer benutzt worden, die oft so versteckt gelegen sind, daß

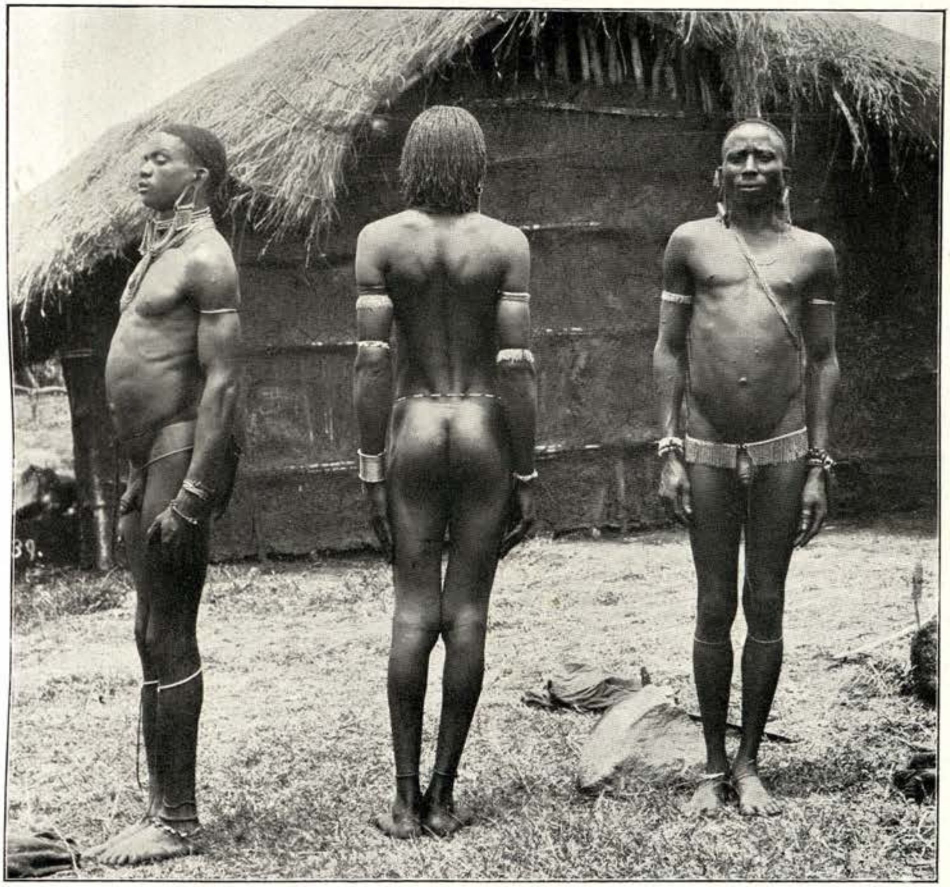


Abb. 185. Gestalt und Körperbau der Bakulia-Männer.

man ohne etwas von ihrem Vorhandensein zu ahnen, achtlos an ihnen vorbeimarschiert.

Eine weitere auffallende Erscheinung dieses Gebietes ist der im Süden und Südwesten die Grenze bildende 350 m tiefe Steilabfall, der fast senkrecht zur Mara-Ebene abstürzt. Trotzdem kleben an diesem Hange auf ganz schmalen Terrassen, Schwalbennestern gleich, befestigte Dörfer, versteckt und geschützt durch Euphorbien und Sträucher. Auf viel

gewundenen Pfaden, die wegen ihrer Steilheit das Reiten völlig unmöglich machen, treiben die Eingeborenen ihr Vieh in die Mara-Ebene, die vorzügliche Weideplätze aufweist.

Ob der Mara-Fluß die Südgrenze der Bakulia bildet, oder ob sie auch noch auf dem anderen Ufer vorkommen, habe ich nicht feststellen

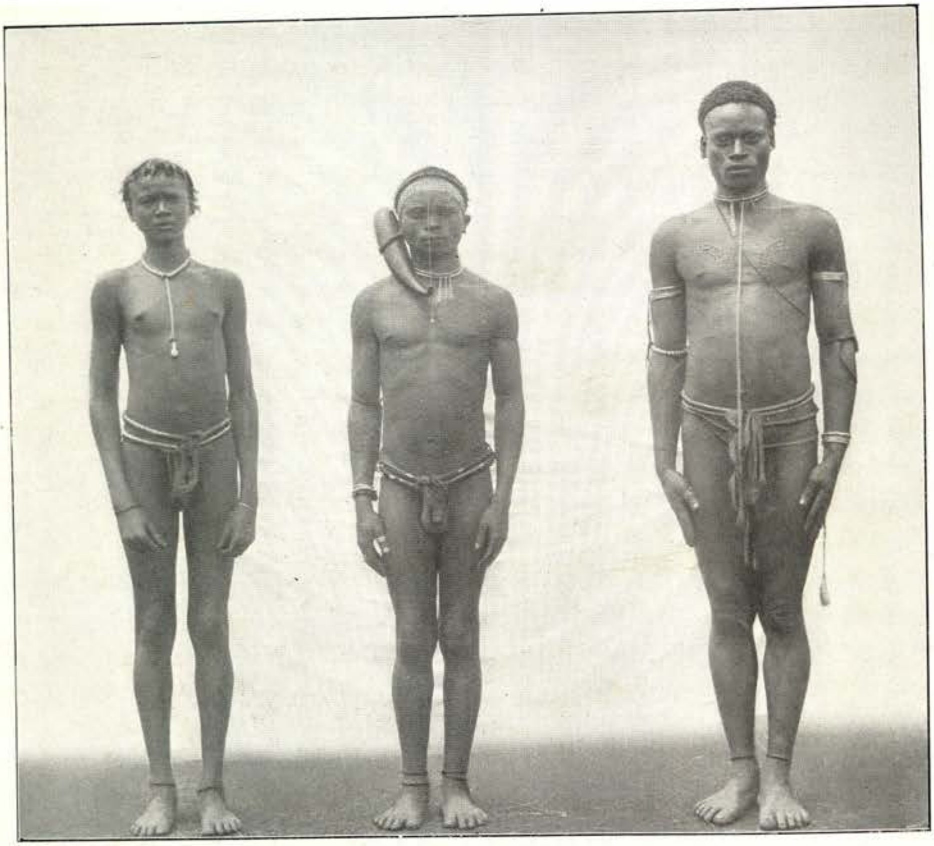


Abb. 184. Tätowierung, Haartracht und Schmuck.

können; nach den Schilderungen der Eingeborenen müssen es zum mindesten verwandte Stämme sein, die dort wohnen.

Als ich in Schirati zum ersten Male Vertreter dieses Volkes sah, hielt ich sie für Masai und war sehr erstaunt, daß Angehörige dieses stolzen Kriegerstammes Trägerdienste leisteten. Sehr bald aber stellte sich heraus, daß ich es nur mit „Masai-Affen" zu tun hatte. Wiederholt habe ich dort draußen die Beobachtung gemacht, daß unterjochte Völker, denen es nicht gelingt, die Kriegstüchtigkeit ihrer Sieger zu erlangen, danach trachten, wenigstens äußerlich möglichst große Aehnlichkeit mit ihnen

zu bekommen. Ich erinnere nur daran, wie die Wanjambo und Wahutu Haartracht und Tätowierung der Watussi angenommen haben. Niemals jedoch fand ich dieses Nachahmen in Tracht und Bewaffnung so stark, wie hier bei den Bakulia.

Nach Angabe verschiedener Dorfältesten, mit denen ich mich über Land und Leute unterhielt, wohnten die Bakulia früher weiter nördlich,

Abb. 185. Durchbohren des Ohrläppchens durch den Medizinmann.

sind aber von den eindringenden Bantustämmen hierher verdrängt worden. Sie haben sich an der Westgrenze schon stark mit Wageiablut vermischt, da die hübsch gebauten Wageiamädchen ihr Wohlgefallen erregten, und auch heute noch zahlen sie gern ihren Nachbarn den ziemlich hohen Heiratspreis an Rindern und Ziegen. Diese Vermischung bei den Grenzbewohnern wird schon deutlich sichtbar an Tracht und Bewaffnung. Im Innern des Landes aber haben sich die Bakulia noch rein erhalten und stehen hier äußerlich sowohl als auch in ihren Sitten und Gebräuchen im starken Gegensatz zu den Wageia.

Die äußeren Unterschiede veranschaulichen am besten im Vergleich zum vorigen Kapitel die Abbildungen 182, 183, Tafel XII und folgende.

Die vorhin schon erwähnte Aehnlichkeit in Tracht und Bewaffnung mit den Masai können wir bei näherer Betrachtung an vielen Vertretern dieses Stammes auch in Kopfbildung und Gestalt wahrnehmen. Die Schädel der Bakulia sind wohl keine ausgesprochenen Langschädel, doch stehen sie in deutlichem Gegensatz zu den rundlichen Bantuschädeln. Sie haben auch in ihren Gesichtszügen nichts Plumpes und Unschönes. Es macht den Eindruck, als ob die Bakulia keiner ausgesprochen reinen Rasse angehören, sondern durch Vermischung mit hamitischem oder semitischem Blut entstanden sind. Demjenigen, der Licht in die noch dunkle Frage der Einwanderung hamitischer und semitischer Stämme bringen will, bieten sicherlich auch die Bakulia noch ein interessantes Studienobjekt.

Auch im Körperbau sehen wir unterscheidende Merkmale gegen die Banturasse, die der Vermutung, daß die Bakulia hamitische oder semitische Mischlinge sind, weitere Berechtigung geben. Die schlanken und dabei doch muskulösen Gestalten sind im Durchschnitt mehr wie 1,70 m groß.

Tätowierungen sind nicht allgemein üblich, werden aber auf der Brust (Abb. 184, rechts) wie auf dem Rücken ausgeführt. Sie bestehen aus kräftiger Punkttätowierung, die in 3—4 fachen Reihen angeordnet ist.

Nie habe ich bei einem Volk eine so starke Vermischung von allen möglichen Gebräuchen in Tracht, Schmuck und Bewaffnung gefunden wie bei den Bakulia. Es hat auf mich den Eindruck gemacht, als ob die Bakulia von allen umwohnenden Stämmen, in erster Linie von den gefürchteten Masai, das übernommen haben, was ihnen schön und nachahmenswert erschien. Trotz dieser starken Vermischung in rein äußerlichen Dingen haben sie sich doch ihre Eigenart in ihren sittlichen Anschauungen und Gebräuchen bewahrt, die ganz bedeutend von denen der Nachbarvölker abweichen. Dies sehen wir in erster Linie in der Ausübung der Beschneidung, die von den Wageia garnicht, von den Masai aber in ganz anderer Weise vorgenommen wird. Über die Art der Beschneidung und die hiermit verbundenen Zeremonien später.

Ein Verunstalten der Zähne kommt nicht vor, dagegen ein Erweitern der Ohrlappen wie bei den Masai. Von einem Sachverständigen, dem Medizinmann, der auch die Beschneidung der Knaben ausführt, wird (siehe Abb. 185) mit einem kleinen scharfen Messer, das an einem langen Stiel sitzt, das Ohrläppchen durchbohrt. Doch dies genügt noch nicht, um dem Ohrlappen die nötige Fähigkeit zu geben, sich häufig bis zur Schulter herabdehnen zu lassen; es muß zu diesem Zweck auch noch der unmittel-

Abb. 186. Haartracht und Schmuck der Bakulia-Krieger.

bar über dem Ohrlappen gelegene Knorpel der Ohrmuschel durchschnitten werden. Eine sehr angenehme Sache ist das fraglos nicht, das erkennen wir deutlich an dem sehr wenig vergnügten Gesicht des etwa 12 Jahre alten Knaben auf Abbildung 185. Aus diesem Grunde verzichten auch manche Jünglinge auf diese eigenartige Verschönerung ihres Aeußeren und begnügen sich damit, sich den oberen Ohrrand mehrere Male durchlöchern zu lassen. Diese Ohrlöcher verzieren sie mit langen Holzstäbchen (siehe Abb. 187, 195, 197) oder mit kleinen dünnen Holzpflöckchen (siehe

Abb. 187. Ohrtracht und -Schmuck der Bakulia-Männer.

Abb. 198 rechts), zuweilen auch mit kleinen dünnen Eisenketten oder Schnüren aus Perlen.

Wer auf die Ohrlappenerweiterung aus Schönheitsrücksichten nicht verzichten will, wem es aber zu viel wird, an beiden Ohren diesen schmerzhaften Eingriff machen zu lassen, begnügt sich mit einem Ohr (Abb. 184, Mitte, Tafel XII, rechts).

Das Erweitern der Ohrlappen erfolgt ganz allmählich. Zuerst wird das noch kleine Loch mit einem schwachen Pflanzenwickel ausgefüllt, der nach und nach stärker gemacht wird. Alsdann treten an seine Stelle runde Holzpflöcke, die gleichfalls immer wieder mit stärkeren vertauscht werden, bis endlich der Ohrlappen die gewünschte Länge hat. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, daß ein Ohr-

lappen eine derartige Dehnungsfähigkeit hat, daß er schließlich bis zur Schulter herabhängt.

Hat der Ohrlappen die gewünschte Länge erreicht, so wird er ganz nach Geschmack des Besitzers geschmückt, entweder nach Masaisitte mit einer Drahtspirale, an der zahlreiche lange und kurze dünne Eisenkettchen hängen (Abb. 182, 183, 186, Tafel XII) oder mit großen Holzringen (Abb. 187 und 223, wo die Ohrlappen in der Tat auf den Schultern aufliegen), oder mit kräftigen Holzpflöcken, wie auf Abb. 226, Mitte, sichtbar, oder auch mit Gefäßen aus Kürbis (Abb. 184, Mitte, und Tafel XVI, rechts). Ja, ich erlebte es sogar eines Tages, daß ein Jüngling, dessen Ohr mit einem Holzgefäß geschmückt war, vor meinem Zelt stehend längere Zeit mit einer leeren Konservenbüchse liebäugelte, die mit einem bunten Papier und der Aufschrift „Teltower Rübchen" versehen war. Nach einigem Zögern nahm er kurz entschlossen seinen Holzzierrat heraus und setzte dafür die Konservenbüchse ein (Abb. 222, Mitte). Auch kommt es vor, daß sie darauf verzichten, sich ihre Ohrlappen zu schmücken und sie einfach hinten zusammenknoten. (Abb. 187, rechts).

Abb. 188. Haartracht der Bakulia-Männer.

Ebenso mannigfach wie die soeben geschilderte Art der Ohrtracht ist die Haartracht. Auch hier gibt es keine bestimmten Vorschriften, sondern jeder kann nach eigenem Geschmack handeln. Wir finden den natürlichen, nie mit einem Rasiermesser behandelten krausen Wollkopf, oder aber es wird die untere Haarpartie des Kopfes in etwa Handbreite abrasiert (Abb. 184). Vollkommenes Abrasieren der Kopfhaare kommt bei den Männern selten vor, ist aber ziemlich häufig bei den Knaben.

Am weitesten verbreitet bei den Bakuliamännern ist die Haartracht, die sie von den Masai übernommen haben. Sie besteht darin, daß die Haare durch Einflechten von Fasern der Rinde des Baobabbaumes (Affenbrotbaum) verlängert werden, wie es uns die Abbildungen 188 und 189

veranschaulichen. Ist dies geschehen, so werden aus diesen Fasern Zöpfe geflochten, und zwar hinten ein langer, der noch mit einem Zeugstreifen fest umwickelt wird, und vorn ein kürzerer, der mit den Augen abschneidet (Abb. 190), oder aber es werden mehrere kürzere Zöpfe neben- und übereinander angeordnet, wie es uns Tafel XII und Abbildung 191 zeigen.

Dieses Flechten der Zöpfe, das uns noch im nächsten Kapitel veranschaulicht wird, üben in jedem Dorf nur ein oder zwei besondere Haar-

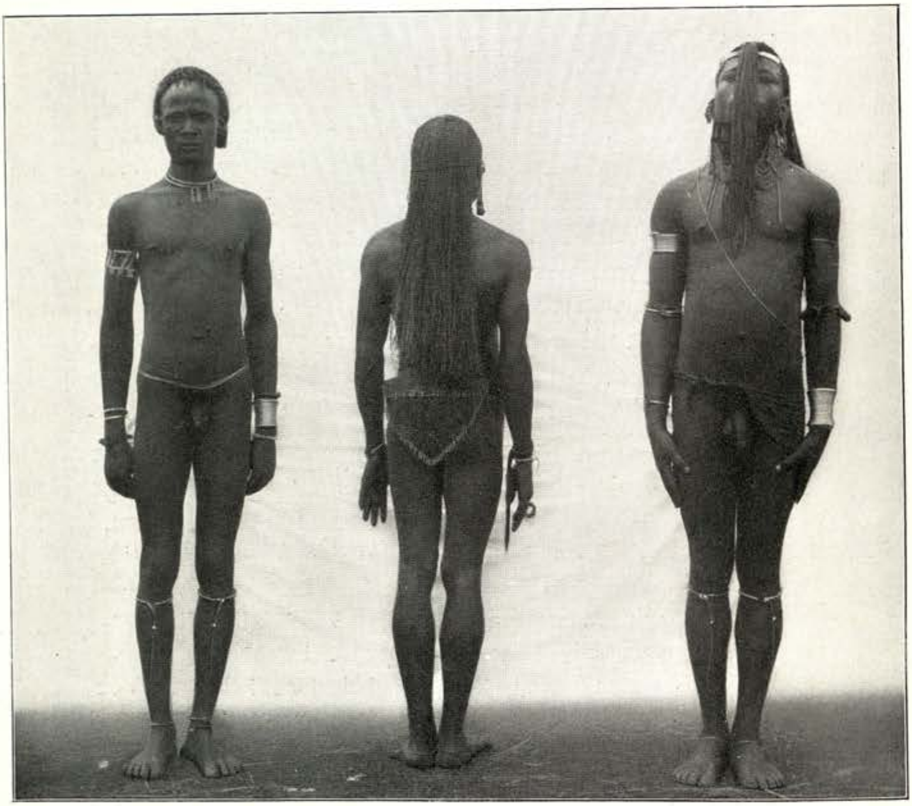


Abb. 189. Haartracht der Bakulia-Männer.

künstler aus. Das Haar wird quer über den Kopf von Ohr zu Ohr gescheitelt, dann teilt man das der vorderen Kopfhälfte in drei Teile: ein Teil über der Stirn, die beiden anderen an den Schläfen. Die Spitzen der in drei Teile zerlegten Strähnen werden mit Bast umwickelt. Das Haar der hinteren Kopfhälfte wird bis zu etwa 50 cm verlängert, um einen etwa 20 cm langen Stock geschlungen und dieser mit einem Zeugstreifen, Bast oder dünn geschabtem Leder umwickelt, so daß ein steifer, bis zur Taille reichender Zopf entsteht.

Eine andere Haartracht besteht darin, mit Hilfe von Butter und roter Erde kurze, dicke Strähnen zu drehen, die wie Tropfen um den ganzen Kopf herumhängen (Abb. 186, Mitte), oder auch zahlreiche dünne Strähnen einzuflechten, die über die Augen und Ohren bis zum Nacken fallen

Abb. 190. Haartracht der Bakulia-Männer.

(Abb. 183 und 191). Die Haare werden mit einer roten Pomade, hergestellt aus Butter und roter Ockererde, gefärbt.

Die Bakulia begnügen sich nicht damit, ihr Äußeres durch die vorstehend angeführte Ohr- und Haartracht zu verschönen, sie behängen sich auch noch mit zahlreichem und mannigfachem Schmuck. Von dem phantastischen und eigenartigen Schmuck der Bakuliajünglinge zu den Beschneidungsfesten will ich erst bei der Schilderung dieser sprechen.

Die Männer zieren ihr Haupt mit einer eigenartigen Mütze, die entweder aus Stoff oder aus einem Rindermagen hergestellt, mit der schon erwähnten roten Pomade getränkt und mit einer Stickerei aus kleinen weißen und roten Perlen sowie mit kleinen Eisenkettchen verziert wird. Der Ohrschmuck ist schon vorstehend erwähnt. Um den Hals tragen sie Ketten aus verschiedenen Glasperlen (große weiße und kleine rote werden bevorzugt) oder auch aus eisernen Perlen. An diesen hängen häufig noch kleine, dünne eiserne Ketten. Ferner schlingen sie zahlreiche lange, eiserne, dünne Ketten um den Hals. Zuweilen, wenn auch seltener, finden wir dünne, runde eiserne Halsringe. Auch lederne Halsbänder, die mit Kaurimuscheln benäht sind, werden getragen.

Ober- und Unterarme schmücken sie gleichfalls. Um die Oberarme tragen sie Perlbänder aus dünnen und dicken Glasperlen, an denen sich häufig noch ein Kranz von kurzen, dünnen Eisenkettchen befindet, und auch einfache, dünne geflochtene Bastringe. Seltener sehen wir eiserne Drahtspiralen nach Art der Wageia, häufig aber den von den Masai übernommenen Schmuck, bestehend aus einer Spange von Holz oder auch von Rinderhorn, die oben zwei mit dünnem Eisen- oder Kupferdraht umwickelte Ansätze zeigt (Abb. 186, links und 192); oft ist die Armspange noch mit Perlen- und Eisenkettchen geschmackvoll verziert. Manchmal tragen die Oberarme zweifachen Schmuck, einmal dicht unter der Achsel, dann unmittelbar über dem Ellenbogengelenk (Abb. 189 und 191).

Die Handgelenke werden geschmückt mit Armbändern aus großen und kleinen Glasperlen sowie aus eisernen Perlen, ferner mit Drahtspiralen nach Art der Wageia oder auch mit einfachen dünnen oder dickeren eisernen Ringen, die nicht völlig geschlossen sind, sondern eine Aussparung besitzen, die genügenden Spielraum zum Erweitern und Verengen des Ringes bietet. Häufig sind diese Ringe auch nicht einfach glatt gearbeitet, sondern in der Mitte mit einer kugelförmigen Verdickung oder zwei eisernen Dornansätzen versehen. Des weiteren finden wir dünne lederne Armbänder, auf die kleine Holzstückchen gereiht sind. Auch einfache dünne Lederbänder mit der behaarten Seite nach außen werden ohne sonstige Verzierung um die Handgelenke gebunden.

Um die Hüften trägt man Perlenketten aus einfarbigen oder auch aus mehrfarbigen Glasperlen und aus Eisenperlen, die aber größer sind als bei den Armbändern. An den Perlenketten hängt zuweilen noch eine Franse aus zahlreichen dünnen, kurzen eisernen Kettchen (Abb. 182).

Ein eigenartiger, wiederum von den Masai übernommener Schmuck ist ein Gesäßleder. Den Ausdruck „Sitzleder" kann man hier nicht anwenden, weil die Leute das sorgfältig und geschmackvoll verzierte Leder erst jedesmal behutsam hochheben, ehe sie sich setzen. Ein Kalb-, Rinder-,

Abb. 191. Haartracht und Schmuck der Bakulia-Männer.

Ziegen- oder Antilopenfell wird in der Weise, wie es uns die Abbildungen 186, 190 und 192 zeigen, zugeschnitten und auf der behaarten äußeren Seite mit Perlen und kleinen Eisenkettchen benäht.

Die Unterschenkel sind gleichfalls wie die Arme an zwei Stellen geschmückt, einmal dicht unterhalb des Kniegelenks, sodann um das Fuß-

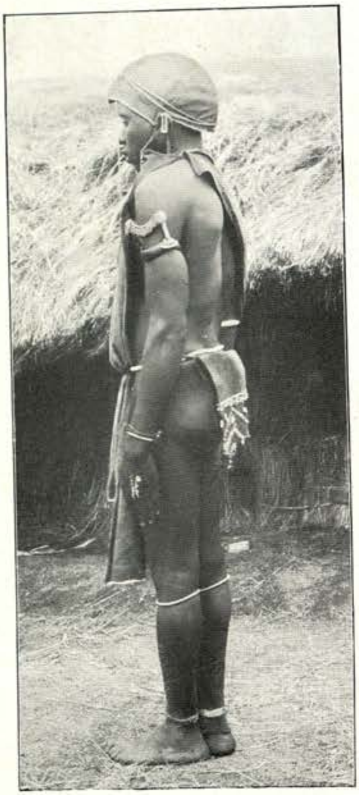


Abb. 192.
Schmuck und Kopfbedeckung.

Abb. 193.
Schmuck eines Bakulia-Kriegers.

gelenk. Wir finden hier wieder Perlenketten und Bänder aus Fellstreifen, die mit der behaarten Seite nach außen getragen werden. Unterhalb des Kniegelenks tragen sie dünne lange Lederschlaufen, die mit kleinen Perlen geziert sind (Abb. 193), und Lederbänder, an denen kleine eiserne, etwas mehr als bohnengroße Schellen hängen; häufig tritt an Stelle dieser kleinen Schellen eine große, die aber nicht zum täglichen Schmuck, sondern nur zum Tanz angelegt wird. Über den eigenartigen Kriegsschmuck spreche ich später.

Kurz erwähnen möchte ich noch, daß auch Fingerschmuck üblich ist. Es werden um die Finger, auch den Daumen, dünne spiralförmig

gewickelte Drahtringe getragen, die zuweilen in einem dornartigen Fortsatz enden (Abb. 183 und 191).

Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch der recht reiche und phantastische Schmuck der nicht beschnittenen Jünglinge. In dem durchlöcherten oberen Rand der Ohrmuschel tragen sie lange Stäbe oder kleine Pflöcke aus Holz (Abb. 195, 196, 197 u. 198). Um den Hals legen sie zahlreiche, sehr sorgfältig geflochtene Ringe aus Gras und Bast, die oft, wie die Stehkragen bei den Gecken in Europa, bis an die Ohren reichen, so daß die Knaben kaum den Kopf drehen können (Abb. 195, 196 und 198).

Abb. 194. Kopfbedeckung und Schmuck eines Bakulia-Kriegers.

Von mir nach der Entstehung dieser zahlreichen Grasringe befragt, erzählten mir die Jünglinge: „Ja, wenn wir den ganzen Tag draußen auf der Weide sitzen und das Vieh hüten, bekommen wir Langeweile. (Schon sehr anerkennenswert und ein Beweis von einer gewissen natürlichen Begabung, daß diese Knaben überhaupt den Begriff „Langeweile“ kennen; bei vielen anderen Völkern, die in begnadetem, durch nichts zu störenden Stumpfsinn dahindämmern, ist er unbekannt.) Um uns die Langeweile zu vertreiben, flechten wir diese Ringe. Außerdem lernen wir an ihnen zählen.“ Als ich einen dieser Knaben aufforderte, mir etwas vorzuzählen, setzte er sich schleunigst hin. Auf meine erstaunte Frage, warum er denn nicht stehen bleibe, antwortete er mir: „Dann kann ich nicht zählen.“ Sofort sah ich ein, daß er recht hatte, denn die Bakulia zählen in folgender Weise:

Mit dem kleinen Finger der linken Hand beginnen sie und zählen erst an den Fingern der linken, dann denen der rechten Hand durch bis neun, bei zehn legen sie die beiden geballten Hände aufeinander. Elf ist beide Hände aufeinander plus kleiner Zeh des linken Fußes. So zählen sie an den Füßen weiter bis zwanzig. Letzteres wird ausgedrückt dadurch, daß sie beide geballten Hände auf beide Füße legen. Dreißig heißt morongo mitatu und wird angezeigt durch die Finger der rechten Hand ohne Daumen und kleinen Finger. Vierzig ist morongo enne und wird

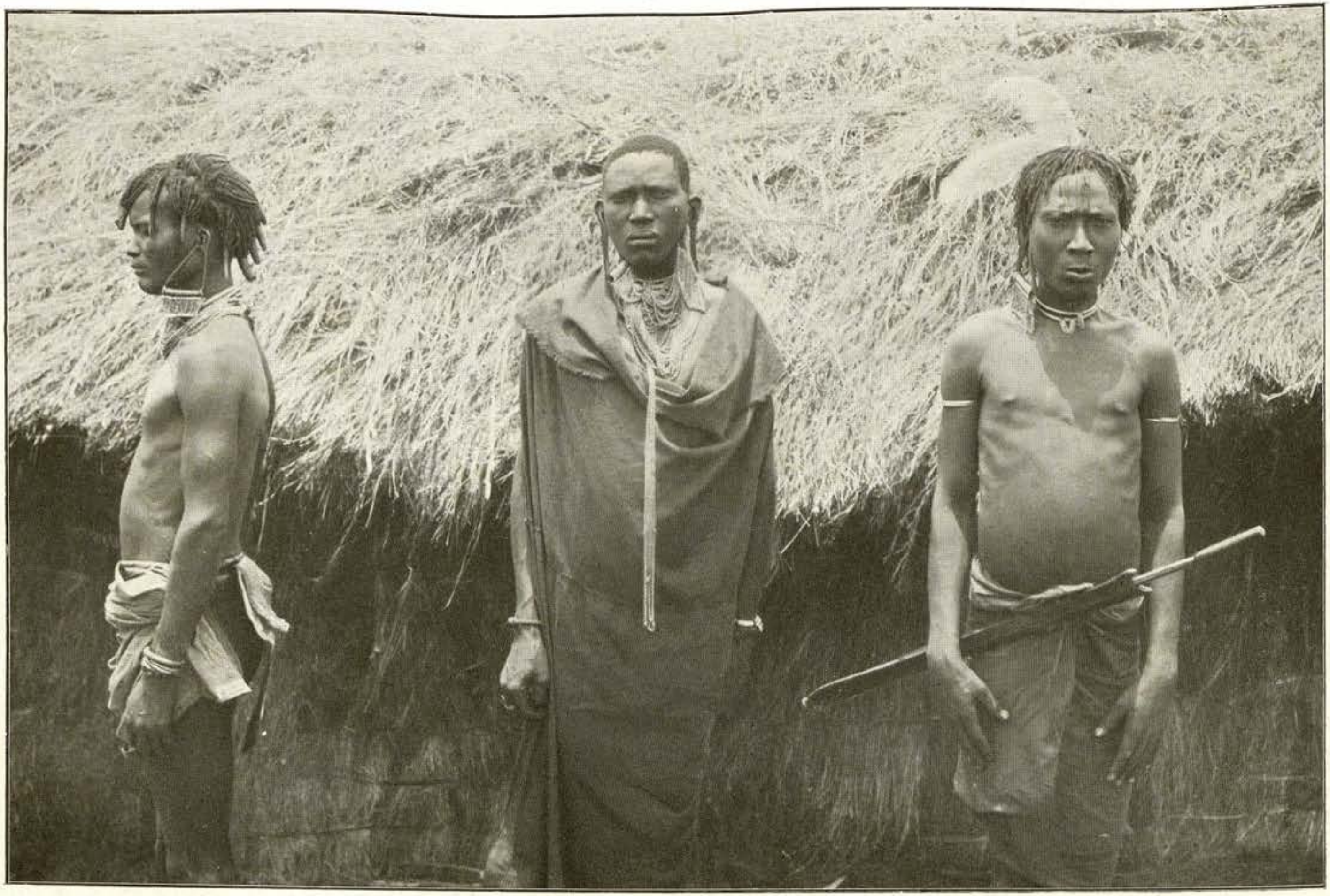
gleichfalls durch die Finger der rechten Hand ohne Daumen ausgedrückt. Fünfzig heißt morongo tano und wird durch die Finger der rechten Hand angezeigt. Bei einhundert = iganna, legen sie wie bei zehn, die beiden geballten Hände aufeinander.

Aber nicht nur um den Hals tragen sie diese Gras- und Bastringe, sondern auch um die Hüften und kreuzweise über der Brust wie kurze Bandeliere (Abb. 196 und 197).

Abb. 195. Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

Sind die Knaben der Flechtarbeit müde, so greifen sie zur Flöte (Abb. 198). Sie verstehen es, dieser recht harmonische Töne zu entlocken, und gern habe ich diesen flötenden Knaben, wenn sie abends die Herden heimwärts trieben, gelauscht.

Als weiteren Schmuck tragen sie lange Ketten aus schwarzen Holzperlen (Abb. 195 und 196), ferner noch Perlketten um Hüften, Arme und Beine, kleine Grasringe um Arme und Beine, Ketten aus eisernen Perlen — und als besonders wertvollen Schmuck — aus großen kräftigen



Kopfbildung, Haartracht und Schmuck der Bakulia-Männer.

Eisenringen gefertigte Ketten, von denen sie sich nur höchst ungern trennen. So mußte ich für eine derartige Kette nach längerem Handeln eine Ziege und noch mehrere Ketten Perlen zahlen.

Fast ebenso reich an Abwechslung wie der Schmuck ist die Bekleidung der Bakulia. Während wir doch bei allen anderen Völkern eine gewisse Bekleidung oder Nichtbekleidung nach bestimmten Regeln durchgeführt sehen, ist hier dem Geschmacke jedes einzelnen der größte

Abb. 196. Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

Spielraum gelassen. Sie gehen zuweilen fast ganz nackt, nur mit einem kleinen Lendenschurz bekleidet, der kaum die Scham bedeckt, oder mit einem kurzen Fellstück vorn und dem Gesäßleder, das ich bereits beschrieben habe. Auch hängen sie sich Felle um, entweder mantelförmig oder so über eine Schulter geknüpft, daß beide Arme frei bleiben.

Diese Felle sind teilweise nur auf der Innenseite bearbeitet und die behaarte wird nach außen getragen, oder aber beide Seiten werden abgekratzt, gewalkt und mit Butter und roter Erde gefärbt. An Stelle

dieser Felle sind jetzt bereits vielfach durch den Tauschverkehr mit Inderkarawanen aus Schirati Stoffe getreten, die aber nicht in ihrem natürlichen Zustande getragen, sondern gleichfalls gefettet und rot gefärbt werden. Bisweilen sind diese Stoffe nach Masaisitte noch mit kleinen Perlen umsäumt (Abb. 192).

Die Knaben gehen ganz nackt oder hängen sich ein kurzes Fell um, das kaum einen Teil des Oberkörpers bedeckt. Zu diesem umgehängten Fell tragen sie häufig noch mit der behaarten Seite nach außen ein sorgfältig rechtwinklig zugeschnittenes, möglichst weißhaariges Ziegenfell auf Gesäß und Scham (Abb. 196).

Auch bei der Bewaffnung der Bakulia können wir wieder dieselbe Wahrnehmung machen wie vorhin, nämlich daß eine einheitliche, dem Stamme charakteristische Bewaffnung fehlt. Sie haben von ihren umwohnenden Nachbarn, in erster Linie wieder von den Masai, das, was ihnen gefiel, übernommen. So sehen wir bei ihnen die langen Wageiaspeere mit oft krummem, knorrigem Schaft ohne eisernen Schuh und zwei verschieden geformten Speerspitzen. Die ganz langen Speere tragen kleine schmale Spitzen (Abb. 199 und Tafel XIII), die mittellangen erheblich größere und breitere (Tafel XIV). Die Blätter zeigen eine kräftige Mittelrippe. Daneben finden wir Masaispeere und eine Nachahmung dieser. Anscheinend hat bei ihrer Herstellung das Eisen, das hier nur in ganz geringer Menge gewonnen wird und meist erst eingehandelt werden muß, nicht gereicht und sie haben sich damit begnügt, der Speerspitze annähernd die Form der Masaispitze zu geben und noch einen längeren eisernen Schuh anzusetzen. An der Westgrenze des Landes herrscht der Wageiaspeer und an der Ostgrenze der Masaispeer vor.

Ich traf übrigens in Buiregge beim Sultan Ndera einen Masaiwaffenschmied, der sich seit Jahren hier niedergelassen hatte und glänzende Geschäfte machte. Im allgemeinen finden wir in jeder Landschaft drei Schmiede, die eiserne Geräte und Instrumente anfertigen. Diese wohnen in der Nähe ihres Sultans. Seltener kommt bei ihnen ein eigenartiger Speer vor, über dessen Herkunft ich weiter nichts erfahren konnte, dessen Entstehung vielleicht auf die freie Phantasie eines Schmiedes zurückzuführen ist. In dem langen eisernen Schuh steckt der kräftige etwa 1 m lange glatte Schaft und auf diesem sitzt an langem eisernen Stiel ein kurzes breites Blatt mit starker Mittelrippe (Abb. 186 und 194).

Als weitere Waffe tritt hinzu ein dreiviertel Meter langes zweischneidiges Schwert, das gleichfalls von den Masai übernommen ist. Es dient als Hiebwaffe und ist dementsprechend gearbeitet. In einem Holzgriff steckt das Eisen, das in Nähe des Griffes verjüngt ist und in einem

Abb. 197. Schmuck und Bekleidung der nicht beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

breiten Blatt endet, so daß der Schwerpunkt im untersten Drittel liegt. Eine kräftige Mittelrippe gibt dem Schwert genügende Festigkeit, so daß es, von kräftiger Faust geführt, eine nicht zu verachtende Waffe ist. Das Schwert steckt in einer Lederscheide und wird an einem breiten Lederriemen um die Hüfte getragen (Abb. 191 und Tafel XII).

Als weitere Hiebwaffe finden wir Holzkeulen aus hartem Holz, die an einem schlanken Stiel einen kugeligen oder eiförmigen Kopf tragen.

Die etwa 1,60 m langen Bogen sind gleichmäßig sanft gebogen und tragen eine Tiersehne. Die Pfeile sind lang und haben lanzettförmige oder auch mit Widerhaken versehene Spitzen, die vergiftet sind, und zwar sitzt die aufgetragene Giftschicht unmittelbar hinter der Spitze auf dem etwa 10 cm langen Eisenstiel, der in den Holzschaft eingelassen wird. Die Befiederung der Pfeile ist dreiflügelig. Das Gift, eine pechartige Masse, wird durch Auskochen giftiger Wurzeln gewonnen und ist im frischen Zustande sehr stark. Bei Nichtbenutzung wird die Giftschicht durch Umwickeln mittels eines Lederstreifens geschützt. Man trägt die Pfeile in Lederköchern, die mit einem Felldeckel verschlossen werden, an ledernen Riemen. Da die Bakulia schon in früher Jugend sich im Bogenschießen üben, so sind sie recht gewandte Schützen.

Recht malerisch nehmen sich die großen ovalen und mit außerordentlich mannigfachen Wappen verzierten Schilde aus. Früher wurden sie aus Büffelhaut, jetzt nur noch aus Rinderhaut oder auch aus den Fellen der großen Antilopenarten hergestellt. Festen Halt bekommt der Schild durch eine kräftige hölzerne Mittelrippe, in deren Mitte auch der Griff sitzt. Die Bemalung erfolgt in den Farben schwarz, weiß, rot. Die schwarze Farbe wird aus Kohle, die weiße aus einem Kalkstein und die rote aus roter Tonerde gewonnen; häufig findet man diese Bemalung nur in den Farben schwarz und weiß ausgeführt. Sie ist so abwechslungsreich, daß es sich hierbei nicht um Stammeswappen, auch nicht um Wappen von Dorfgemeinden, sondern nach meiner Ansicht nur um Familienwappen handeln kann. Bei Betrachtung der auf Tafel XIII, XIV und den Abbildungen 199—203 wiedergegebenen Schilde wird man nicht umhin können, dem guten Geschmack der Bakulia Anerkennung zu zollen.

Es genügt ihnen jedoch nicht, im Feldzuge bis an die Zähne bewaffnet zu erscheinen, sie legen auch noch, um ihr kriegerisches Aussehen zu erhöhen, phantastischen Kopfschmuck an, der aber auch, wie so vieles andere, etwa nicht dem Stamme der Bakulia eigentümlich ist, sondern bei den Bewohnern der Westgrenze von den Wageia, bei denen der Ostgrenze von den Masai entlehnt wurde. So sehen wir auf Abbildung 199 links einen Krieger mit der großen Pelzmütze aus Hundsaffenfell, die noch mit Straußenfedern verziert ist, und rechts einen anderen

mit dem aus Straußenfedern hergestellten Masaikriegsschmuck. Beide Arten sind übrigens auch noch auf Tafel XIII und Abbildung 203 dargestellt.

Ganz vereinzelt fand ich die Löwenfellmütze (vergleiche Masaikapitel), die von Masai und Wandorobbo für den sehr teuren Preis von einem halbausgewachsenen Ochsen eingehandelt war.

Abb. 198. Flötende Hirtenknaben.

Die Bakulia sind ein kriegstüchtiges und kriegslustiges Volk, jederzeit gern bereit, gegen ihre eigenen Stammesgenossen oder gegen ihre westlichen und südlichen Nachbarn ins Feld zu ziehen. Nur mit ihren östlichen Nachbarn, den kriegstüchtigsten des Landes, den Masai, wollen sie nichts zu tun haben. Lange Jahre hindurch haben sie unter deren räuberischen Einfällen zu leiden gehabt und so manchen Verlust an Menschenleben und zahlreiche Verluste an Vieh zu beklagen. Erst die Errichtung der Militärstation Schirati machte diesem Treiben der Masai ein Ende.

Eine Kriegserklärung findet nicht statt, sondern sie eröffnen die Fehde durch einen nächtlichen Überfall. Heerführer ist der Sultan. Ist dieser zu alt, so ernennt er einen Vertreter. Der Frieden wird geschlossen auf Grund von Verhandlungen, die zwischen den beiden feindlichen Sultanen stattfinden. Es ist Sitte, im Kriege Gefangene zu machen, die gegen Zahlung eines Lösegeldes wieder freigegeben werden, sonst aber als Sklaven Dienste tun müssen.

Verbunden mit ihrer Kriegslust ist eine starke Abneigung gegen das Eindringen fremden, in erster Linie europäischen Einflusses. Höchst ungern fügten sie sich in ihr Schicksal, als die deutsch-englische Grenzexpedition in ihrem Lande arbeitete. Wie gern sie Widerstand geleistet hätten, wenn sie nur die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätten, das beweist folgender Vorfall, den ich als Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes schildere:

Nachdem ich an der Triangulation von Schirati am Viktoria-See bis etwa 90 km östlich des Sees teilgenommen hatte, erhielt ich vom Expeditionsleiter den Befehl, das Meßtischblatt Nr. 2 zu übernehmen. Ich begann in der Landschaft Bukira und hatte mein Lager in Kitenga, unmittelbar neben dem Dorfe des Sultans Ndera aufgeschlagen. Das ganze Gebiet meines Meßtisches von etwa 54 km Länge und 30 km Breite war gut bevölkert und gut angebaut.

Das Verhalten der Eingeborenen ihren Oberhäuptern wie auch den Europäern gegenüber zeigte einen recht erheblichen Unterschied im Vergleich zu den westlich des Viktoria-Sees wohnenden Eingeborenen der Militärstation Bukoba. Während dort die Sultane eine ausserordentliche Macht über ihre Untertanen besaßen und ihre Befehle ohne Murren befolgt wurden, wollten hier im Schiratibezirk die Eingeborenen durchaus nichts von ihrem Sultan wissen, um so mehr, als der Einfluß des nur schwachen Offizierpostens Schirati damals noch nicht bis in diese Gegend reichte. Die Sultane waren mehr Zauberer und Regenmacher als Regenten; gelang es ihnen, rechtzeitig für Regen zu sorgen, so standen sie bei ihren Leuten in Ansehen, versagten aber ihre Zaubermittel, so wollten ihre Leute nichts mehr von ihnen wissen.

Als ich zum ersten Male bei der Vermessung diese Gegend berührte und auf dem Utimbaru-Plateau mein Lager aufschlug, kam mir sofort freundlich lächelnd der alte Sultan Mbona entgegen, angetan mit den äußeren Kennzeichen seiner Würde, in Gestalt eines roten Fez und einer bunten wollenen Decke, die er von der Station zum Geschenk erhalten hatte. Auf meine Bitte, für mich und meine Karawane Verpflegung zu besorgen, erklärte er sich sofort bereit, seinen Leuten im nächsten Dorfe den Befehl zu geben, mir einige Ziegen und Mtamamehl zu bringen. Ich

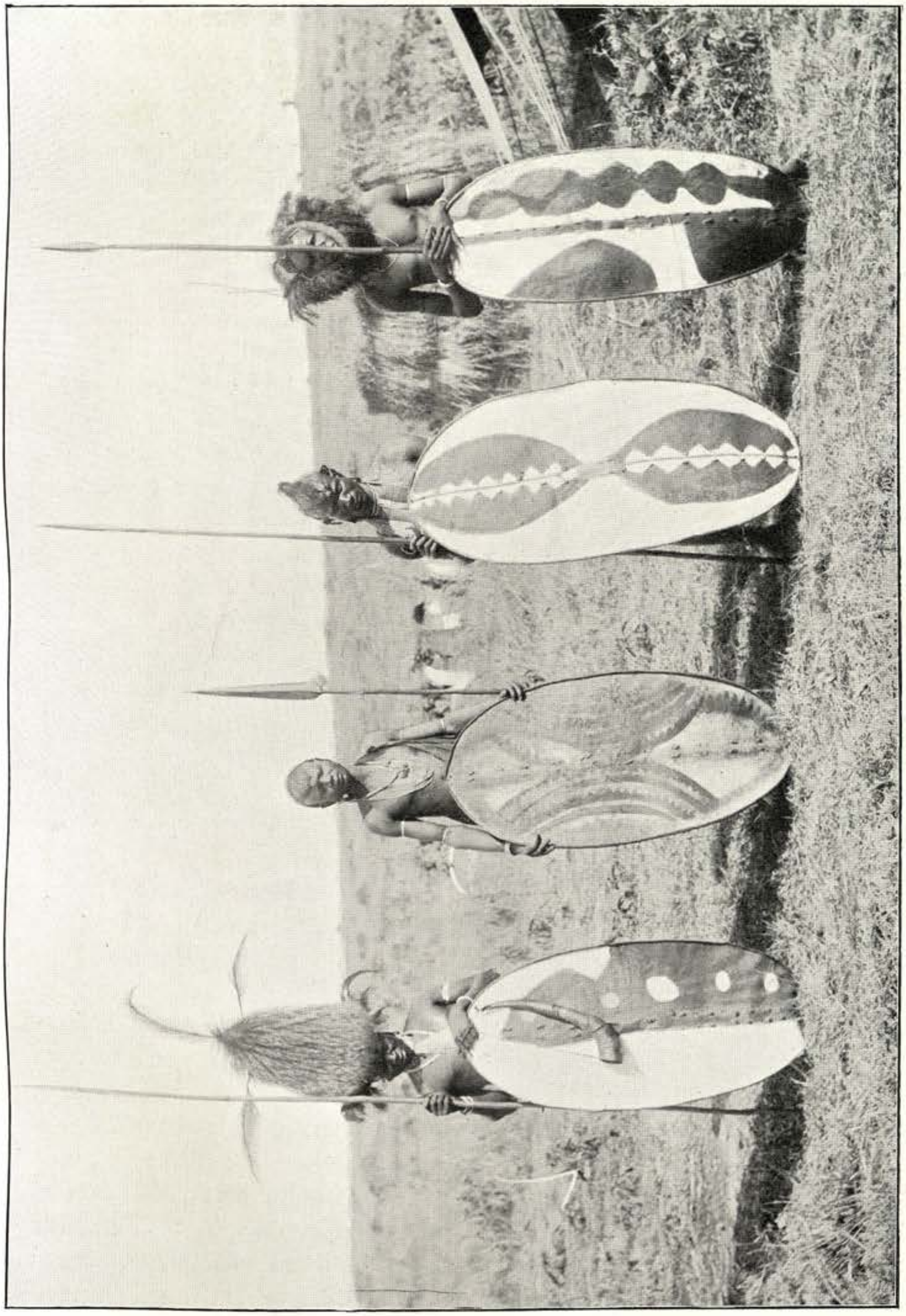


Abb. 199. Bakulia-Krieger.

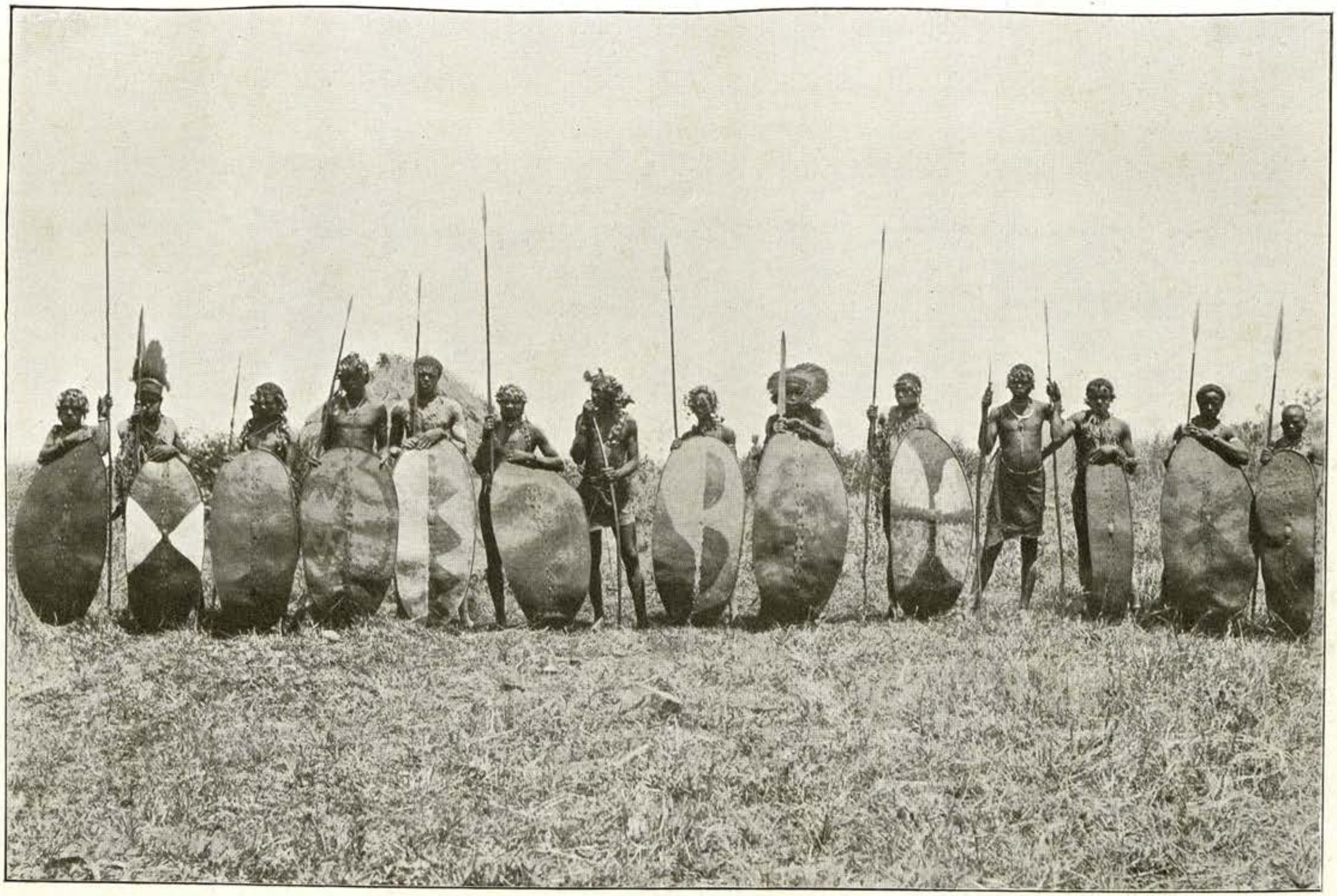
sagte ihm noch ausdrücklich, daß ich alles, was in mein Lager geliefert würde, bezahle und zwar ganz nach Wunsch der Leute mit Geld, Stoffen oder Perlen. Es vergingen wohl dreiviertel Stunden, und trotzdem das betreffende Dorf sich ganz in unserer Nähe befand, erschienen weder Ziegen noch Mehl, dafür traf der alte Sultan mit trauriger Miene vor meinem Zelt wieder ein und zwar in einem üblen Aufzuge. Der rote Fez, der sicherlich nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgesetzt wurde, war

Abb. 200. Bakulia-Krieger.

verschwunden, die schöne wollene Decke zerrissen und der alte Herr selbst wies an verschiedenen Körperstellen böse Flecke auf, die von einer recht kräftigen Prügelei sprachen. Auf meine erstaunte Frage, warum er ohne Verpflegung zurückkäme und so übel zugerichtet sei, antwortete er mir: „Ja, als ich meinen Leuten befahl, für Dich und Deine Karawane Nahrungsmittel herbeizubringen, sagten sie mir: „Wie kommst Du dazu, einen Weißen hier einzuladen, wir wollen keine Europäer sehen! und haben mich verprügelt. Was soll ich jetzt machen?"

Ich befand mich nun auch in einer üblen Lage, denn unbedingt gebrauchte ich für meine Leute Verpflegung, das Recht, sie zu verlangen,

Tafel XIII.



Bakulia-Krieger I.

hatte ich, denn sämtlichen Eingeborenen war durch die Militärstation Schirati bekanntgegeben, daß sie der Expedition gegen Bezahlung Lebensmittel zu liefern hätten; außerdem war das Land recht reich und die Leute konnten ohne Schwierigkeiten bei zweimaliger Jahresernte sehr wohl von ihrem Ueberfluß uns verkaufen. Es war lediglich böser Wille von ihnen, sie wollten es anscheinend versuchen, der Station und den Befehlen ihres

Abb. 201. Bakulia-Krieger.

Sultans zu trotzen. Es blieb mir nun, sollten meine Träger, die einen recht anstrengenden Tagesmarsch hinter sich hatten, nicht hungern, weiter nichts übrig, als mir selbst Verpflegung aus dem Dorfe zu holen. Ich nahm drei Soldaten — den vierten ließ ich als Wache in meinem Lager zurück — außerdem die Hälfte meiner Träger und begab mich mit ihnen zu dem Dorf, um zu versuchen, mit den Leuten über Lieferung der Verpflegung zu verhandeln.

Als ich mich ihrer Niederlassung näherte, liefen auf den Schrei eines ausgestellten Postens Männer, Weiber und Kinder, begleitet von

ihren Viehherden, die von nur wenigen Männern getrieben wurden, davon. Ich schnitt ihnen den Weg ab und bekam somit das gesamte Vieh und zwei Eingeborene, alles andere entfloh in die mit dichtem Akazienbusch bestandene Maraebene. Das Vieh trieb ich in mein Lager, belehrte hier die beiden ergriffenen Eingeborenen, daß sie sehr unrecht täten, den Befehlen der Station und des Sultans nicht nachzukommen, sagte ihnen, sie möchten so schnell als möglich zu den Ihren zurückkehren und diesen mitteilen, daß ich das ganze Vieh so lange behalten würde, bis Ver-

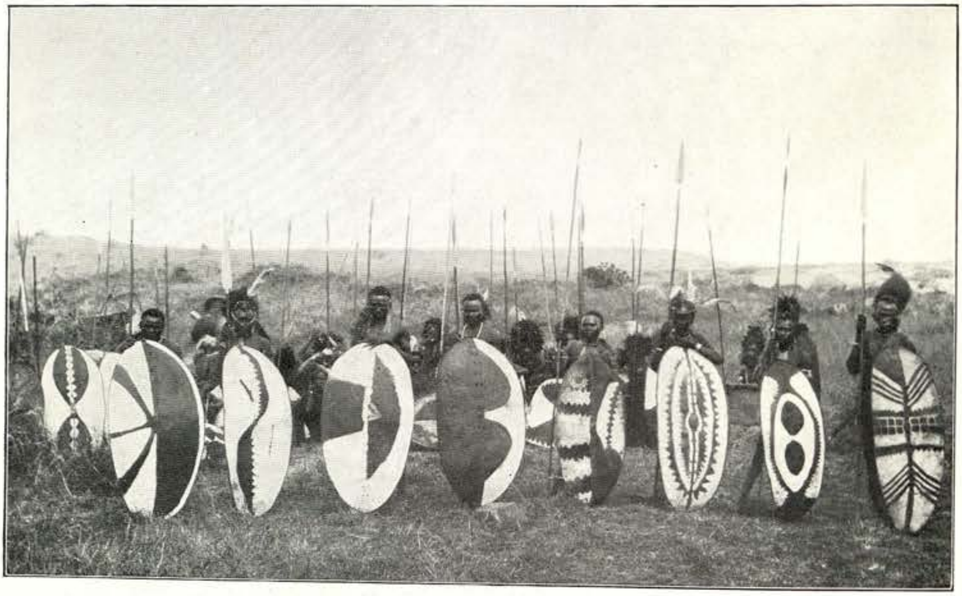


Abb. 202. Bakulia-Krieger.

pflegung für meine Leute gebracht wäre, dann sollten sie es sofort unversehrt zurückerhalten. Mit Windeseile liefen die beiden davon.

Es verging kaum eine Stunde, da meldete mir der wachhabende Askari, daß sich dem Lager eine Menge Menschen näherten, die Körbe und Gefäße mit Mehl brächten. So war es auch. In kurzer Zeit hatte ich so reichlich Verpflegung, daß meine Leute für mehrere Tage versorgt waren und ich noch sechs Säcke davon in unser nächstes Verpflegungsdepot schicken konnte. Die Eingeborenen erhielten das Mehl bezahlt und gingen zufrieden mit ihrem Vieh wieder in ihr Dorf zurück. Von diesem Tage an habe ich niemals mehr in der ganzen Gegend Verpflegungsschwierigkeiten gehabt, bis nach mehreren Wochen ein Ereignis eintrat, das wiederum beweist, wie wenig diese Leute vom Europäer wissen wollen.

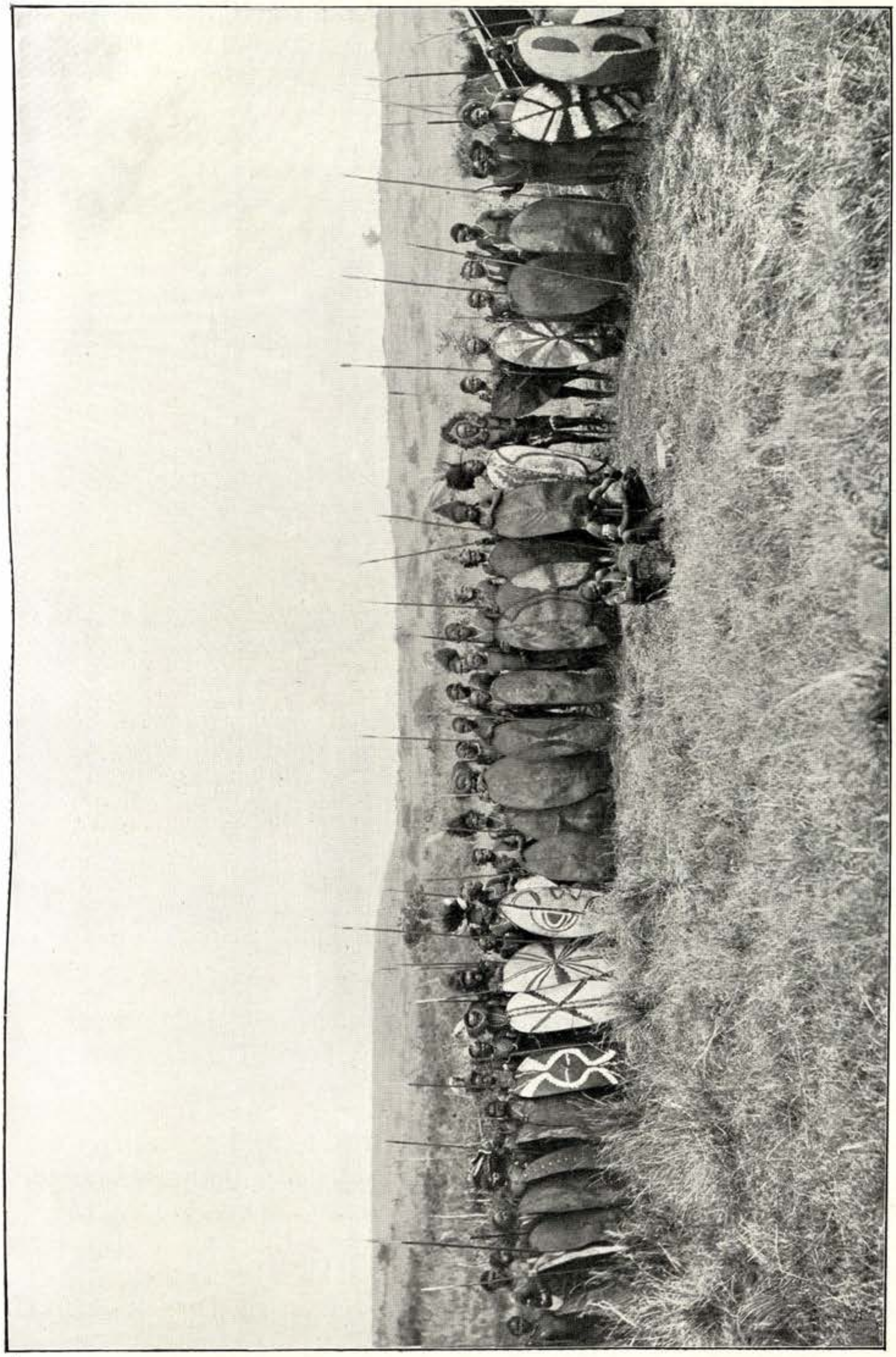


Abb. 203. Bakulia-Krieger.

Es war am 9. Oktober 1904. Ich hatte mein Lager, das sich neben dem ersten Verpflegungsdepot beim Sultan Ndera befand, um 6 Uhr früh verlassen und das Gelände bis jenseits des Moribaches aufgenommen. Es war ein recht warmer Tag, wir hatten 39° C., für die dortige Höhenlage

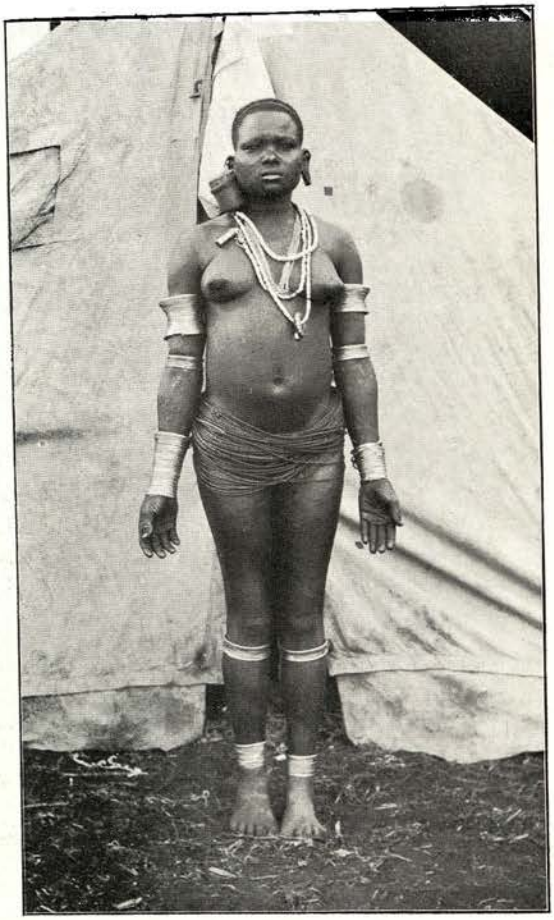


Abb. 204. Bakulia-Frau.

— 1500 bis 1630 m — eine immerhin recht beträchtliche Temperatur. Die Topographie war recht anstrengend, denn zahlreiche, stark gewundene, zum Moribach führenden Zuflüsse mußten aufgenommen werden. Diese wurden eingesäumt von fast undurchdringlichem Dickicht, in dem die Nashörner zu Hause sind; zu Gesicht bekommen habe ich an diesem Tage allerdings keines, wurde wenige Tage darauf aber auf zwanzig Schritt von einem alten Nashornbullen angenommen.

Nach 12 Uhr mittags beschloß ich meine Arbeit abzubrechen, um nach einer kurzen Pause auf der anderen Seite des Depots weiter zu topographieren. Wie ich um 1 Uhr 20 Minuten im Lager eintreffe, empfängt mich der mit der Verwaltung des Depots beauftragte Unteroffizier mit der Meldung, daß ein Askari, dem er nebst zwei Trägern die Genehmigung erteilt habe, in einem der nächsten Dörfer Ziegen zu kaufen,

Abb. 205. Bakulia-Mädchen (links und in der Mitte); Bakulia-Frau (rechts).

von den Bakulia erstochen sei. Wenn man bedenkt, daß das Dorf (Jabassa) nur eine Stunde von unserem Lager entfernt war, in dem schon seit Wochen ständig sich ein Europäer und mehrere Askari befanden, so muß man wohl sagen, daß dies eine ganz haarsträubende Unverschämtheit seitens der Eingeborenen war. Ich kam nach kurzer Überlegung zu dem Entschluß, hier sofort selbst im Interesse der Expedition einzugreifen und nicht erst die Hilfe der Station abzuwarten, die ja erst nach einer Reihe von Tagen eintreffen konnte.

Meine Absicht war es nur, so schnell wie möglich die Auslieferung des Schuldigen zu erzwingen, um ihn dann zur Aburteilung der Militärstation zu übergeben; denn ein sofortiges Eingreifen hielt ich für erforderlich, um diesen Leuten gegenüber unsere Autorität zu wahren und für die nächste Zeit ähnliche Vorkommnisse zu verhüten.

Trotz großer Müdigkeit beschließe ich sofort aufzubrechen. Vorher lasse ich mir den Sultan Ndera kommen und sage ihm, daß ich gern zur Unterstützung eine Anzahl von seinen Leuten haben wollte, falls diese

Abb. 206. Bakulia-Frauen (Rückansicht); Bakulia-Mädchen (Vorderansicht).

bereit seien, an der Verfolgung der Schuldigen teilzunehmen. In kurzer Zeit sind etwa 80 mit langen Speeren und Schilden bewaffnete Eingeborene zur Stelle, allem Anschein nach freudig überrascht, an diesem Zuge teilnehmen zu dürfen.

Kaum haben wir uns einige Schritte vom Lager entfernt, so winden sich die Krieger aus Gras und Ranken dünne Kränze um Kopf und Hals. Es sieht so aus, als schmückten sie sich mit etwas verfrühtem Siegeslorbeer (Abb. 186 und 193), jedoch die Sache hatte einen anderen und recht praktischen Grund: sie wollten sich nämlich dadurch für uns kenntlich machen, so daß sie bei einem etwaigen Handgemenge nicht für Feinde gehalten werden könnten.

Es war ein glücklicher Zufall, daß zwölf Askari sich im Lager befanden; sie waren von verschiedenen Abteilungen hier zusammengekommen, um teilweise die Verpflegungslasten nach vorn zu transportieren oder die von Schirati eingetroffene Post zu befördern.

Als ich den jenseitigen Moriabhang hinabmarschierend mich umsehe, habe ich einen Heerbann von etwa 200 Mann, die mir in auf-

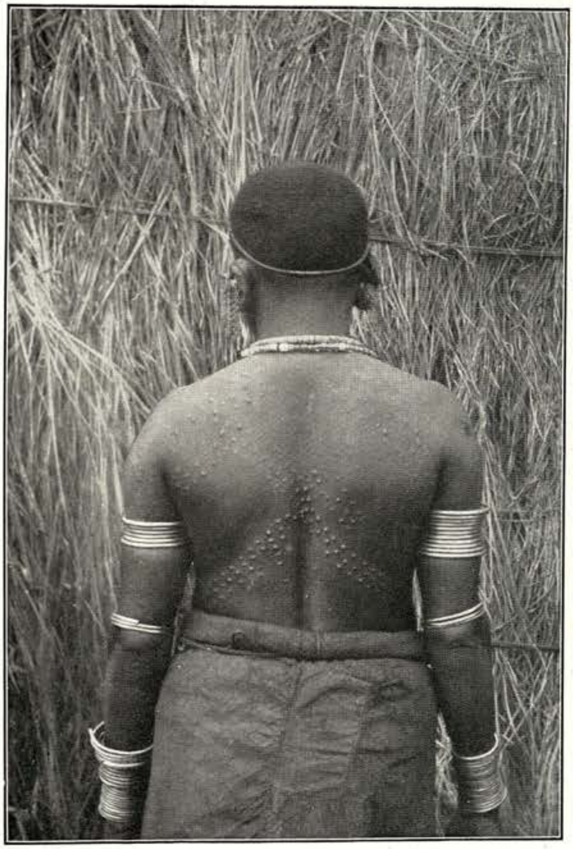


Abb. 207. Tätowierung eines Bakulia-Weibes.

geschlossener Schlangenlinie folgen, hinter mir, darunter allerdings nur 12 Askari. Ein ganz famoser Anblick, wie die geschmückten Krieger mit ihren langen Speeren und buntbemalten Schilden, alle in kriegslustiger Stimmung, sich hinter mir herschlängeln. Nach einstündigem Marsch halte ich an dem Dorf, vor dessen Eingang die arg zugerichtete Leiche des Askari liegt. Wir haben bei unserem Eintreffen keine Eingeborenen mehr gefunden, alle, auch aus den benachbarten Dörfern, waren bereits

geflohen. Die Hütten sind ausgeräumt und verschlossen, beim Absuchen des Dorfes finde ich nur noch das große, schwer zu transportierende Hausgerät und ab und zu ein verlassenes Huhn. Nach jetzt folgendem Bericht der beiden Träger, welche den Soldaten begleitet hatten, war der Vorgang wie nachstehend geschildert:

Der Askari stand mit den Trägern im Dorfe innerhalb der Steinmauer und verhandelte mit den Leuten wegen Ankaufs von zwei Ziegen, als plötzlich aus einer neben ihm befindlichen Hütte ein Eingeborener

Abb. 208. Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen.

herausgelaufen kam, ihm mit voller Wucht den Speer in die Brust und zwar in die Herzgegend rannte; im Zusammenbrechen schoß der Askari noch, traf aber nicht. Bei Abgabe des Schusses müssen die Eingeborenen wohl etwas zurückgewichen sein, denn der Sterbende sagte zu dem hinter ihm stehenden Träger: „Ziehe den Speer aus meiner Brust, nimm mein Gewehr und laufe zurück ins Lager, ich muß sterben.“ Der Träger ergriff das Gewehr; im selben Augenblick kamen aber auch die Eingeborenen schon wieder auf ihn zu, denen er nur mit genauer Not entrann. Die Leute haben dann noch auf den sterbenden oder vielleicht auch schon toten Askari mit Knütteln und Steinen geworfen, denn neben der arg zu-

Tafel XIV.

Bakulia-Krieger II.

gerichteten Leiche fand ich noch mit Blut bespritzte Knüppel; der Brustkasten war völlig eingedrückt und vom Gesicht waren große Hautstücke abgeschält.

Ich beschloß nunmehr, den Eingeborenen, die einen Vorsprung von etwa vier Stunden hatten, nachzusetzen und zu versuchen, die Leute

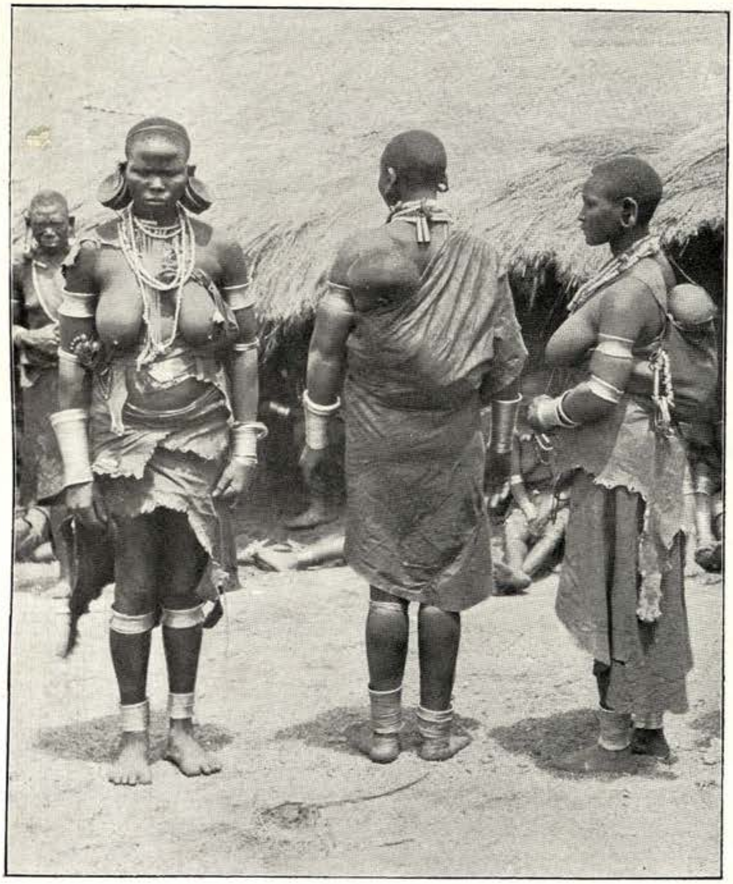


Abb. 209. Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen.

dieses Dorfes zu fangen und zur Auslieferung des Mörders zu veranlassen. Sollte das nicht möglich sein, so wollte ich ihnen das Vieh abjagen und so lange behalten, bis sie mir den Schuldigen brächten. Ich schicke vier Askari und acht Träger mit der Leiche ins Lager, sie erhalten Befehl, so schnell als möglich wieder zu mir zu stoßen, meinen Koch und mein Feldbett mitzubringen; auf das Zelt verzichtete ich. Ich gebe ihnen noch die ungefähre Richtung an, in der ich nun gehen werde; wie sie mich dann finden, ist ihre Sache. Jetzt setze ich vier von meinen Hilfskriegern

auf die Fährte der Flüchtigen und verspreche ihnen eine hohe Belohnung, wenn sie mich möglichst schnell an sie heranbringen.

Im Laufschritt geht es vorwärts. Ich habe wieder mein Maultier bestiegen, da mein Esel durchaus nicht in Trab zu bringen ist, die Führer sind wie Spürhunde nach vorn gestürzt. Nach kaum einer Viertelstunde kommt einer von ihnen (der Sohn des alten Ndera) mit der Meldung, er habe eben vom Utimbaru-Plateau aus die Viehherden gesehen. Ich folge ihm, der Weg führt uns durch dichtes Gestrüpp, bald wird es wieder lichter, und ich sehe in weiter Ferne am Hange des Plateaus eine Rinder-

Abb. 210. Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Frauen und -Mädchen.

herde, anscheinend die letzte, die von den Leuten im schärfsten Trabe in Richtung auf die Maraebene zugetrieben wird. In schnellstem Tempo geht es weiter. Als ich den steilen Abhang erreiche, der hier fast senkrecht 360 m abstürzt, sehe ich, wie noch einige Rinder- und Ziegenherden auf den Serpentinpfaden des steil abfallenden Hanges in die Maraebene hinabgetrieben werden. Unter uns auf der weiten Fläche wimmelt es von Vieh und Menschen, die bei unserem Anblick im Laufschritt in der Richtung auf den Fluß davoneilen.

Ich schicke meine Askari bis auf zwei, die bei mir bleiben, und die Hälfte meiner Träger und Hilfskrieger sofort den steilen Abfall hinunter mit dem Auftrage, Leute und Vieh zu fangen; sie erhalten von mir noch den ausdrücklichen Befehl, nur zu schießen, wenn ihr Leben bedroht ist.

Ich selbst eile am Rande des steinigen Abfalls entlang, um zu verhindern, daß die im Abstieg begriffenen Leute wieder umkehren. Die Eingeborenen unten in der Ebene reißen mir aber doch zu lebhaft aus, so daß ich es für besser halte, ihnen persönlich nachzusetzen. Meine beiden Askari mit dem größten Teil meiner Leute schicke ich den Rand des Steilabhangs entlang, um diesen abzusuchen und gleichzeitig zu verhindern, daß die Leute aus der Ebene wieder heraufsteigen. Alle Dörfer, die ich bis jetzt

Abb. 211. Schmuck und Kleidung älterer Bakulia-Weiber.

auf dem Plateau und dem Rande des Steilabfalles gesehen habe, sind verlassen, die Kunde von der Ermordung des Askari muß sich mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitet haben. Ich selbst gehe mit zwei Askari und etwa 20 Hilfskriegern den Abhang in schnellstem Tempo hinunter in Richtung auf die davoneilenden Leute und Rinder. Ich finde an dem Steilabfall noch einige kleine Dörfer. Sie kleben hier an der Felswand wie Schwalbennester, alle umgeben mit Steinmauern und Euphorbienhecken, seinerzeit angelegt zum Schutze gegen die räuberischen Masai. Wir verlaufen uns und sitzen schließlich vor einer Steinmauer, die uns den

Weg versperrt; so ein befestigtes Dorf ist das reine Labyrinth. Es geht sehr steil hinunter auf steinigem Pfade, an Reiten ist natürlich nicht zu denken. Meine Führer sind ziemlich weit vorausgeeilt und haben soeben, als ich die Ebene erreiche, eine Ziegenherde und mehrere Rinder ergriffen; die Hirten waren geflohen, weit und breit von Mensch und Vieh nichts mehr zu sehen, nur wellige Buschsteppe, aber frische Spuren, die uns in Richtung auf den Mara führen.

Abb. 212. Schmuck, Haartracht und Kleidung der Bakulia-Mädchen.

Ich setze mein Maultier in Trab und habe schließlich nur noch ein Dutzend Leute hinter mir. So geht es wohl eine Stunde abwechselnd Trab und Schritt. Ab und zu schicke ich einen Mann auf einen Hügel, um Ausschau zu halten. Plötzlich bleiben meine Hilfskrieger stehen und zeigen in der Richtung auf den Fluß; von mir befragt, warum sie Halt machten, antworteten sie: „Hier unten haben soeben Rinder gebrüllt." Ich hatte nichts gehört, verließ mich aber auf sie, denn diese Naturmenschen hören und sehen bedeutend besser als der Europäer; also jetzt vorwärts in Richtung auf das Rindergebrüll.

Da fällt mir ein, daß ich ja gar kein Gewehr bei mir habe, sondern nur meinen Armeerevolver mit fünf Patronen. Ich frage meine Träger:

„Wo ist mein Gewehr?“ „Ja,“ antworten mir die Leute, „Deine Boys konnten nicht so gut laufen wie wir, Deine Gewehre sind noch hinten.“ Ich warte einige Minuten, bis endlich mein Boy mit meinem Gewehr „71“ eintrifft; das Gewehr „88“ ist noch weiter zurück, ich kann nicht darauf warten, es ist schon spät am Nachmittage und wir müssen vorwärts. Als

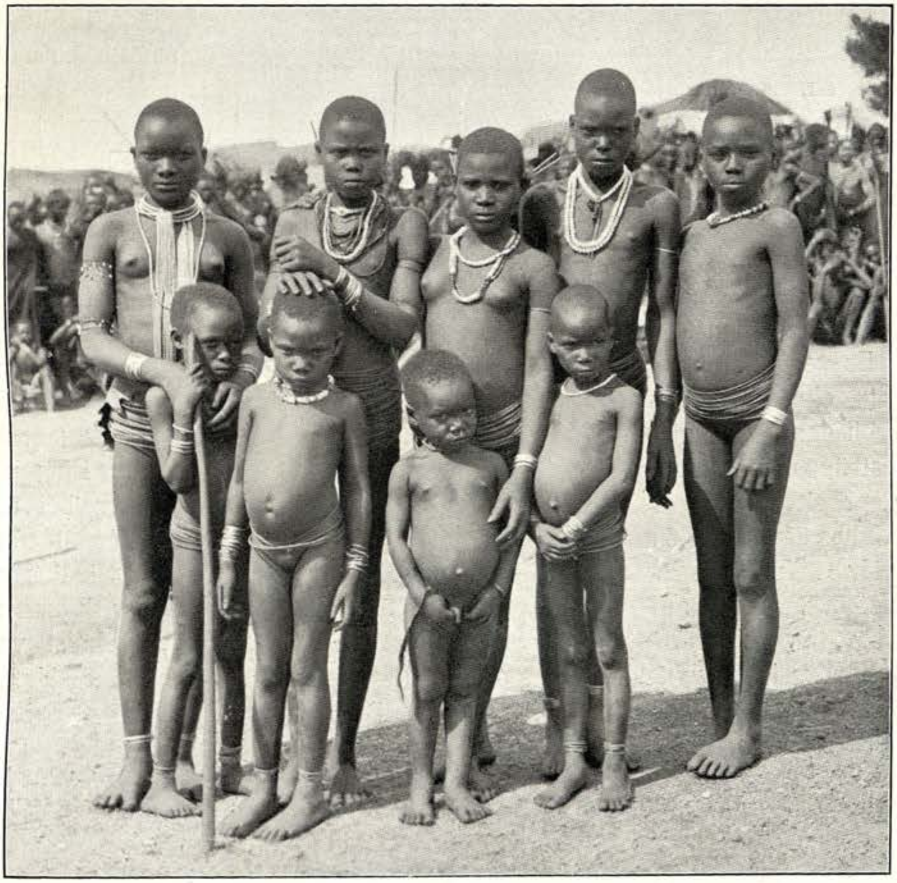


Abb. 213. Bakulia-Kinder.

wir die nächste Bodenwelle überschreiten, sehe ich eine Mulde, in der eine recht beträchtliche Rinderherde steht, bewacht von einem Haufen bewaffneter Eingeborener. Ich habe keine Lust, allein ohne Askari mit diesen Leuten in nähere Berührung zu kommen, ich will daher versuchen, sie zu verscheuchen, um dann der Herden habhaft zu werden. Ich schieße schnell hintereinander die fünf Patronen meines Revolvers senkrecht in

die Luft. Dieses Manöver erfüllt seinen Zweck: die Leute, die infolge des Akaziengebüsches nicht sehen konnten, daß ich keinen Askari bei mir hatte, rissen aus und ließen die Rinder im Stich. Eine etwas entfernter stehende Herde suchten sie noch fortzutreiben; ich will ihnen den Weg abschneiden, doch entsteht ein Aufenthalt dadurch, daß mich ein dicht bewachsener Bach, der Tikitei, mit tief eingeschnittenem Bett und fast senkrechten Wänden von ihnen trennt.

Abb. 214. Junge Bakulia-Mädchen.

Es vergeht einige Zeit, ehe wir uns durch das Geäst und Gestrüpp hindurchgearbeitet haben, welches das etwa ein Meter tiefe Wasser umsäumt, und auf der anderen Seite wieder heraufgeklommen sind; mein Maultier mußte ich natürlich mit einem Mann zurücklassen. Also jetzt zu Fuß in schärfstem Tempo weiter; schön ist das gerade nicht, denn mir tun schon sämtliche Knochen weh, seit 5 Uhr morgens bin ich ohne Pause auf den Beinen. Noch etwa sechs bewaffnete Eingeborene stehen bei der Rinderherde, die aber sofort, als wir das andere Ufer erklommen haben, verschwinden. Die zweite Herde trabt weiter, geführt von Leuten, welche durch die Zähne pfeifen und denen die Tiere wie die Hunde folgen. Es ist ganz fabelhaft, was diese Hirten für einen Einfluß auf die Tiere besitzen; ich habe dieselbe Wahrnehmung bei den Wahima und bei den Masai gemacht. Ein Mann vermag durch sein Pfeifen eine ganze Rinderherde hinter sich herzulocken, die ihm auch dann folgt, wenn er im schärfsten Trabe durch schwieriges Gelände davoneilt.

Ich versuche meine zwanzig Hilfskrieger hinterher zu hetzen, doch sie laufen nur 50 m vor, sehen sich dann um, wo ich bleibe und warten, bis ich herangekommen bin. Da ich mich doch unmöglich fortgesetzt im Laufschritt vorwärts bewegen kann, so gelingt es mir, nur noch einen Teil der Herde einzufangen, außerdem finde ich in der nächsten Mulde noch etwa 150 Ziegen zu den soeben erbeuteten Rindern. Jetzt trifft auch mein Boy mit meinem Gewehr „88“ und meinem Maultier ein; in der Ferne höre ich die Stimmen der fliehenden Leute gemischt mit Rindergebrüll. Ich gebe nun die Verfolgung auf, denn es ist 6 Uhr abends und in einer Viertelstunde Nacht. Ich habe keinen Askari bei mir, sondern

nur die wenigen mit Schilden und Speeren bewaffneten Hilfskrieger. Wo meine Soldaten und meine anderen Leute sind, weiß ich nicht. Auch ist mein Boy mit den Patronen noch nicht eingetroffen; ich selbst habe nur zwei Revolverpatronen und fünfzehn zum Gewehr „88". Die Eingeborenen können nicht weit von mir entfernt sein; wenn sie feststellen, daß ich allein bin, kann die Sache doch ungemütlich werden.

Es ist jetzt bereits so dunkel, daß ich das Utimbaru-Plateau, also die Richtung, in der ich zurückgehen will, nicht mehr sehen kann, außerdem befinde ich mich in einer völlig weglosen Steppe, die mit dichtem Akazienbusch bestanden ist. Ich gebe fünf Alarmschüsse ab und habe die große Genugtuung, nach dem fünften aus weiter Ferne einen Antwortschuß zu hören. Ich mache nun den Versuch, in dieser Richtung darauf loszugehen, doch war das nicht so einfach. Die Rinder, denen es anscheinend kein Vergnügen machte, hier in der weglosen Steppe in der Nacht umherzuirren, machen einen fürchterlichen Lärm und sind nur sehr langsam vorwärts zu bringen, auch können sie mir jeden Augenblick die Eingeborenen auf den Hals locken. In stockfinsterer Nacht reite ich unmittelbar hinter den Tieren, keiner von meinen Leuten weiß, wo der nächste Weg ist. Die Spitze hält jetzt plötzlich, und auf meine Frage, was denn da vorn los sei, antworten sie mir, vor ihnen läge ein Fluß, über den sie nicht hinüber könnten. Allem Anschein nach ist es wieder der Tikitei.

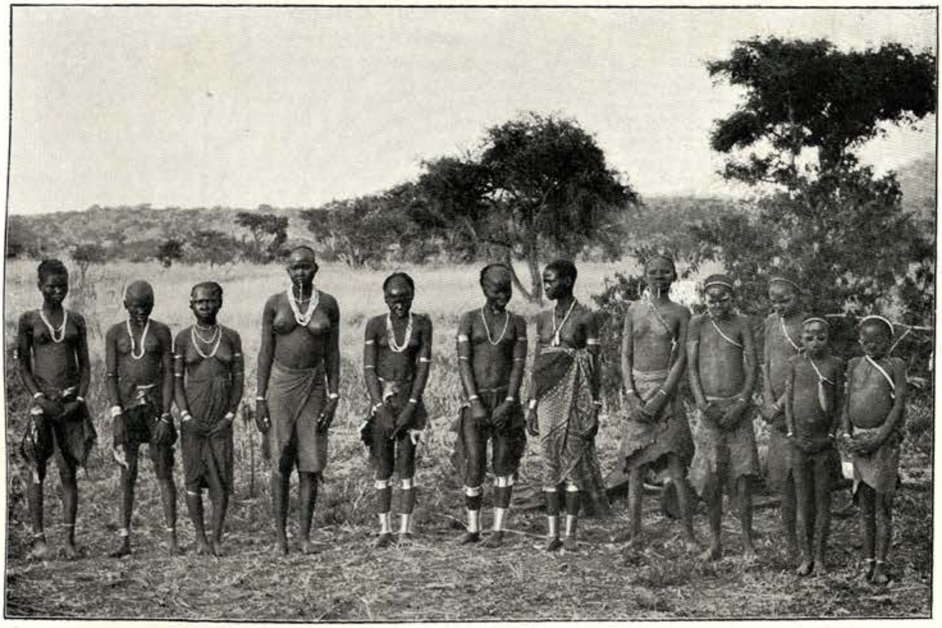


Abb. 215. Frauen und Mädchen auf der Grenze zwischen Bakulia- und Wageia-Gebiet.

Abb. 216. Bakulia-Kinder.

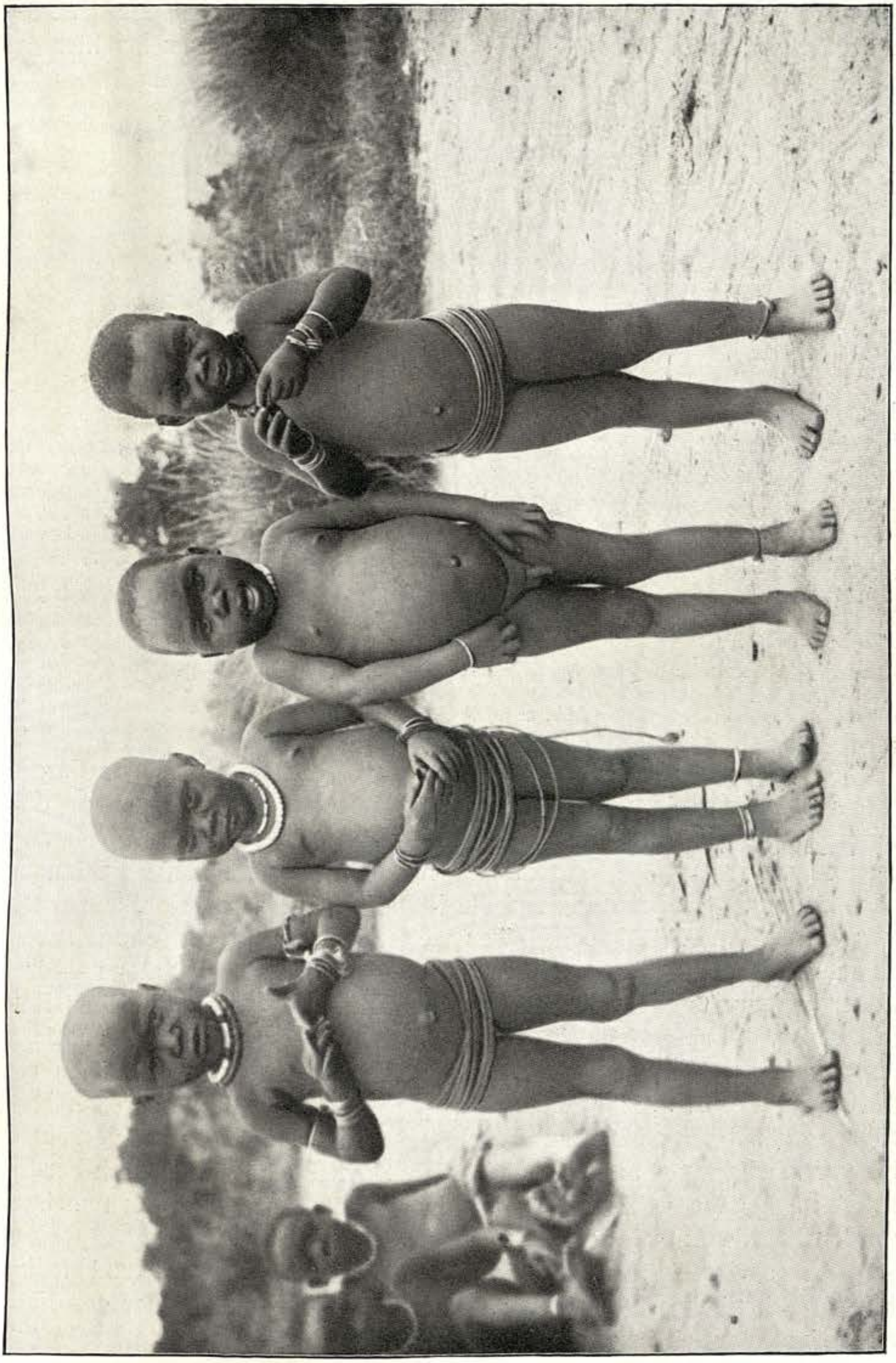


Abb. 217. Bakulia-Kinder.

Ich gebe jetzt, so schweren Herzens ich mich auch von den wenigen Patronen trenne, Alarmschüsse ab, wobei ich beinahe vom Maultier gefallen wäre, dem die Schießerei durchaus kein Vergnügen machte.

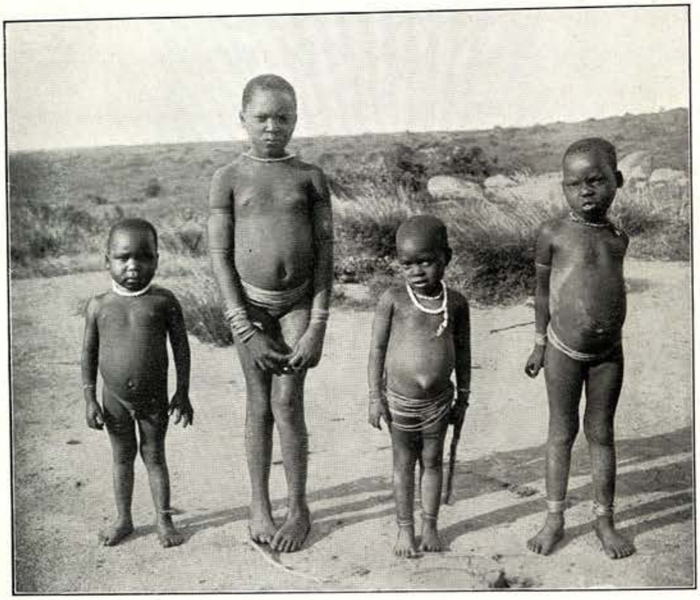


Abb. 218. Bakulia-Kinder.

Nach mehreren Schüssen höre ich ganz schwach aus der Ferne, halb rechts von mir, wieder einen Antwortschuß; ich gebe den an der Spitze befindlichen Eingeborenen den Befehl, genau in dieser Richtung weiterzumarschieren. Nur sehr langsam geht es vorwärts, denn immer noch haben wir keinen Weg und die Rinderherden lassen sich, zumal ich nur sehr wenig Leute habe, schwer weiter bringen. Jetzt sehe ich weit ab auf den Bergen -- augenscheinlich ist es das Utimbaru-Plateau — drei Feuer aufflammen. Sind das nun meine Leute oder die feindlichen Eingeborenen, die sich vielleicht durch Flammenzeichen verständigen, denn hinter mir am Mara auf einem Hügel erblicke ich jetzt gleichfalls ein großes Feuer, das ohne Frage von den entflohenen Eingeborenen herrühren muß. Nach einer Stunde recht beschwerlichen Marsches vernehme ich vor mir Stimmen und sehe durch das Akaziengebüsch hindurch Feuerschein; ich gebe nochmals einen Alarmschuß ab und höre zu meiner großen Freude Antwort aus unmittelbarer Nähe.

Es sind meine Askari mit einer Anzahl von Trägern und Hilfskriegern, damit beschäftigt, eine Rinder- und Ziegenherde über den Fluß zu treiben, den ich heute passiert habe; auch sie haben keine Leute ge-

fangen, sondern nur das Vieh. Es war eine langwierige, harte Arbeit, denn die Tiere mußten das fast senkrechte Ufer herunter- und von Leuten, die unten im Wasser standen, auf der jenseitigen ebenso steilen Böschung wieder hinaufgetrieben werden, wobei sie immer wieder den Versuch machten, zurückzudrängen. An beiden Ufern brennen Feuer und im Wasser selbst stehen Menschen mit Fackelbränden; ein malerisches Bild. Es gab entschieden an diesem Tikiteifluß eine bessere Furt, aber wie sie mitten in der Nacht finden? Ich erkundigte mich nach dem Verbleib meines noch fehlenden Boys mit den Patronen, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Ich lasse noch drei Salven abfeuern, die aber auch ohne Erfolg bleiben, es fehlt mir noch über die Hälfte meiner Leute, aber keiner weiß, wo sie sind. Da lodern wieder an dem Steilabfall drei Feuer auf, und ich hoffe, daß sie dort lagern werden; gern wäre ich nun hier geblieben, denn ich war sehr erschöpft, doch war es mir zu wesentlich, festzustellen, wo die übrigen weilten. Ich warte noch das Hinüberbringen des Viehs ab, lasse es dicht zusammentreiben und verteile ringsherum meine Soldaten und die übrigen Leute, die, um ein Ausbrechen des Viehes zu verhindern, im Kreise eine Anzahl von Feuern anzünden, gebe ihnen noch den Befehl, daß niemand sich schlafen legt und daß in erster Linie die Askari ständigen Patrouillengang um die Viehherden herum aufnehmen.

Abb. 219. Bakulia-Kinder.

Abb. 220. Bakulia-Kinder.

Nachdem ich mich noch mit einem kräftigen Schluck braunen Flußwassers gestärkt habe, marschiere ich ohne Soldaten, nur mit zwei Trägern und zwei Hilfskriegern — meine übrigen Leute lasse ich zurück — in die Nacht hinein, um den Rest meiner Leute zu suchen. Ich bin so erschöpft, daß ich mich nur mit vollster Anspannung noch wach erhalten kann. Meine beiden Hilfskrieger machen noch den vergeblichen Versuch, mich zum Hierbleiben zu bewegen, indem sie behaupten, sie wüßten nicht den Weg und wir würden uns sicher in der Nacht verlaufen. Eine gute halbe Stunde tappen wir in stockfinsterer Nacht, ohne Weg und Steg, durch die Buschsteppe, dann stoßen wir auf einen schmalen Pfad, den wir aber nach 20 Minuten schon wieder verloren haben. Die Feuer am Steilabfalle, die uns bisher die Marschrichtung angegeben haben, sind erloschen, ich gebe zwei Alarmschüsse ab, worauf die Feuer wieder aufflammen. Nach einer weiteren halben Stunde schieße ich wieder zweimal, worauf ich halbrechts vorwärts Antwort erhalte und zwar hoch vom Berge der dumpfe Knall der Büchse „71“, näher am Fuß des Steilabfalls der scharfe hellere Knall des Karabiners „88“; es scheint also der Unteroffizier, der einzige, der mit Karabiner „88“ bewaffnet war, in der Nähe zu sein. Ich marschiere in schnellem Tempo auf diesen Knall zu, schieße nochmals und werde jetzt von noch unsichtbaren Leuten angerufen. Bald darauf kommt mir der Unteroffizier entgegen, der gleichfalls eine Rinderherde erbeutet und sie in einem kleinen Dorfe dicht am Steilabfall untergebracht hat; es befinden sich bei ihm außer wenigen Trägern nur noch drei Askari. Leider hat auch er nichts zu essen und zu trinken nur eine Kalebasse mit gelbem Wasser; Feuer kann er auch nicht anzünden, weil er keine Streichhölzer hat.

Wir teilen uns nun mit den drei Askari in die Nachtwache, so daß nach jeder Stunde Ablösung erfolgt. Ich lasse noch einige Alarmschüsse abgeben, in der Hoffnung, daß die Leute, welche ich nach dem Lager geschickt habe, auf diese Weise zu uns finden. Rechts und links erblicken wir in ziemlicher Entfernung wiederum Feuer, hoffentlich sind dies unsere Leute, denn noch fehlt eine ganz erhebliche Anzahl. Ich gebe jetzt zweien von meinen Trägern den Befehl, eine Hütte für uns zu säubern und Stroh zum Schlafen zurechtzulegen. Nach kurzer Zeit kommen sie wieder mit der Meldung, die Hütte sei fertig, aber es sei viel Ungeziefer darin, außerdem stinke es dort; wenn das schon ein Neger behauptet, muß es allerdings toll sein! Ich verzichte daher auf die Hütte und lasse mir ein Strohlager am Feuer zurechtmachen. Gerade im Begriff mich niederzulegen, völlig erschöpft, hungrig und durstig, höre ich über mir am oberen Rande des Steilabfalls einen Schuß und Stimmen; ich lasse antworten. Nach einer halben Stunde stehen vor mir die ins Lager geschickten beiden Askari mit Koch, Verpflegungskiste und Feldbett. Gott sei Dank!

Mit der üblichen Geschwindigkeit hat mein Koch etwas Ziegenfleisch aufgewärmt, hierzu einen Schluck Kognak — so, jetzt ist man

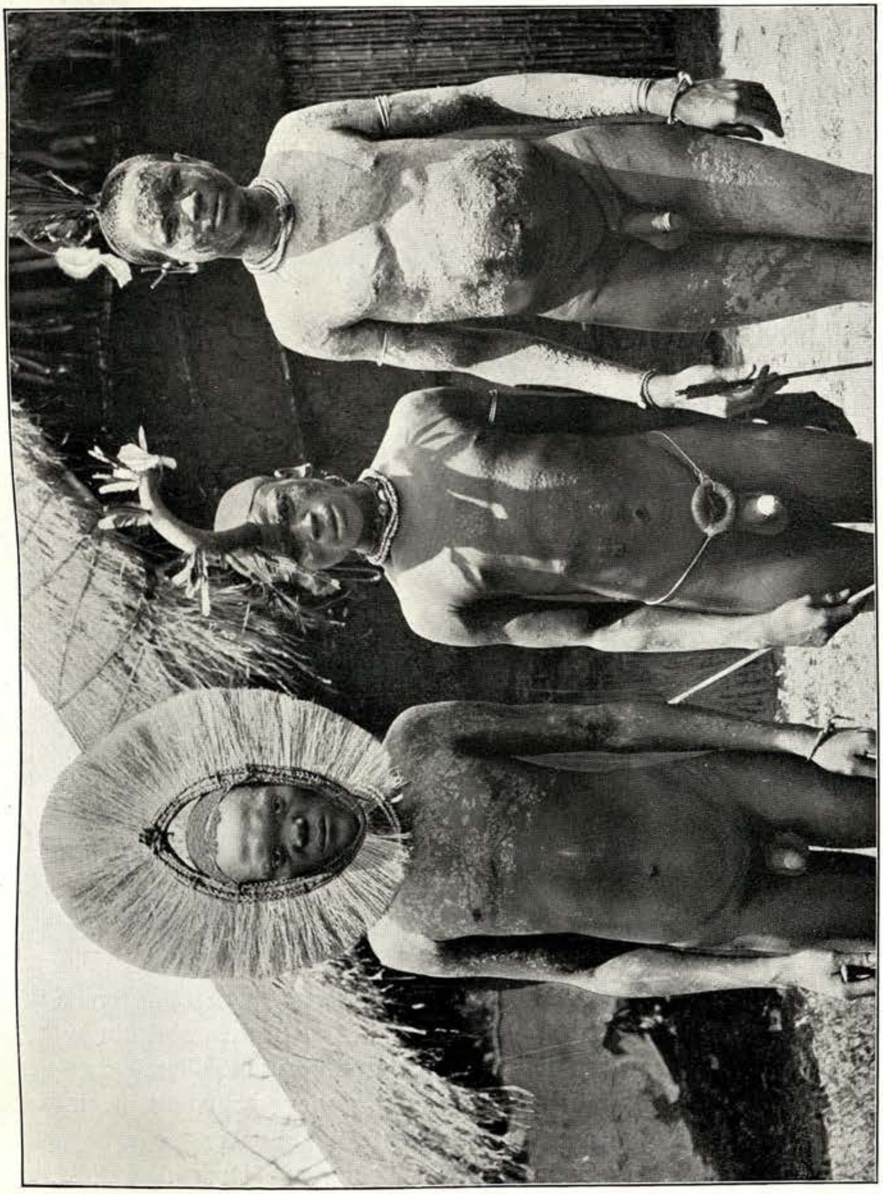


Abb. 221. Kopfschmuck und Bemalung der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

wieder Mensch! Ich rauche am Lagerfeuer noch eine Pfeife Eingeborenentabak (sehr üble Marke) und lege mich dann 12½ Uhr nachts auf mein Feldbett; wieder einmal hier in Afrika eine Nacht im Freien

ohne Zelt — diesmal aber doch wenigstens auf dem Bett und nicht auf der blanken Erde. Nach einer Stunde wache ich durch heftigen Regen auf und übernehme jetzt für den Unteroffizier die Wache. Gegen drei Uhr morgens kann ich mich wieder hinlegen und muß gerade fest eingeschlafen sein, als mich der wachhabende Askari aufweckt mit den Worten: „Herr, stehe auf, die Hütte hinter Dir brennt.“ Ich drehe mich um und sehe rechts das Strohdach in hellen Flammen; das Feldbett und unsere Sachen werden sofort beiseite geschafft, an Löschen war natürlich, ganz abgesehen von

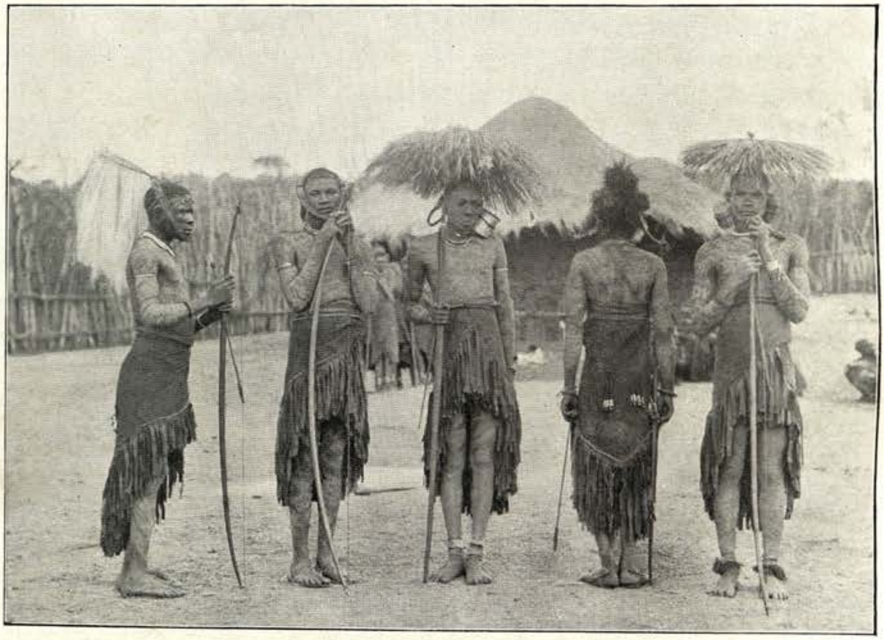


Abb. 222. Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

dem Wassermangel, garnicht mehr zu denken. Schon haben die Flammen die trockene Hecke erfaßt und züngeln weiter zu den anderen Hütten. Das Vieh wird unruhig und muß schleunigst ins Freie gebracht werden, dann lasse ich von meinen Leuten von den übrigen Hütten das Stroh herunterreißen, doch es hilft nichts mehr, sie liegen zu eng beieinander, und durch heftigen Wind angefacht, brennt alles munter weiter. Taghell ist die Nacht gelichtet! Sollte uns das brennende Dorf nicht die Eingeborenen auf den Hals locken?

Als ich mich davon überzeugt habe, daß das Vieh in der Nähe gut untergebracht ist, lege ich mich wieder in genügender Entfernung von dem Feuer zur Ruhe und lasse es weiter brennen. Mit dem ersten fahlen

Morgenschein erwache ich, stehe sofort auf und erkundige mich nach meinen Leuten, aber weder von meinen Boys noch von Trägern und Hilfskriegern ist eine Spur zu entdecken.

Ich gehe jetzt auf den nächsten Hügel und halte hier bei einem ganz prachtvollen Sonnenaufgang Umschau in die Steppe, jedoch in dem dichten Akaziengebüsch ist nichts zu erblicken. Da höre ich Rindergebrüll —

Abb. 223. Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

sollten hier in der Nähe noch Rinder stehen, die die Eingeborenen im Stich gelassen haben? — Ich gehe in Begleitung eines Askari in der Richtung auf das Gebrüll zu und treffe nach kurzer Zeit meinen Karawanenführer Hamseruni, den ich gestern mit Trägern und Hilfskriegern den Steilabfall entlang schickte; sie haben noch eine Rinder- und Ziegenherde erbeutet. Zu meiner großen Freude befinden sich bei diesem Trupp auch meine beiden noch fehlenden Boys, die mich in der Nacht noch lange vergeblich gesucht und dann durch Zufall diese Abteilung gefunden haben. Kurze Zeit darauf treffen auch die Soldaten und Leute, die ich

gestern am Fluß zurückgelassen, mit der Viehherde ein. Außerdem kommt aus einer ganz anderen Richtung noch ein Askari mit einem Dutzend Hilfskriegern und einer kleinen Kälber- und Ziegenherde. Jetzt sind gottlob meine sämtlichen Leute unversehrt beisammen! Sie alle haben, wie ich zu meiner Freude erfahre, diese Viehherden erbeutet, ohne auch nur einen Schuß auf die Eingeborenen abzugeben, entsprechend meiner Anweisung. Ich zähle die Tiere: es sind etwa 350 Rinder und mehr als 1000 Ziegen und Schafe.

Es beginnt jetzt bei glühender Sonne eine recht beschwerliche Arbeit, um so beschwerlicher, als wir eine höchst anstrengende Tagesarbeit und eine fast schlaflose Nacht hinter uns haben, nämlich der Aufstieg zu dem 360 m hohen und fast senkrecht abstürzenden Utimbaru-Plateau mit den Herden.

Endlich gelangen wir oben an; unterwegs habe ich mindestens zwölfmal mein Fernglas genommen und so getan, als ob ich die Gegend genieße, damit meine Leute nicht merken sollten, daß mich dieser Aufstieg so sehr anstrengt. Oben begrüßt mich zu meiner großen Ueberraschung ein Unterhäuptling des Sultans Mbona, der mich noch von meiner ersten Tätigkeit bei der Triangulation her kennt. Er berichtet mir mit großer Zungenfertigkeit, daß unter diesen gefangenen Rindern sich auch mehrere von ihm befänden, die ich ihm doch wiedergeben möchte. Ich lasse mich jedoch hierauf nicht ein, sondern erteile ihm den Auftrag, seinen Untertanen und sämtlichen Leuten vom Utimbaru - Plateau zu sagen, daß ich nicht eher ein Stück Vieh zurückgebe, bis der Mörder des Askari bei mir im Lager sei, dann würden sie sofort alle ihre Herden zurückerhalten.

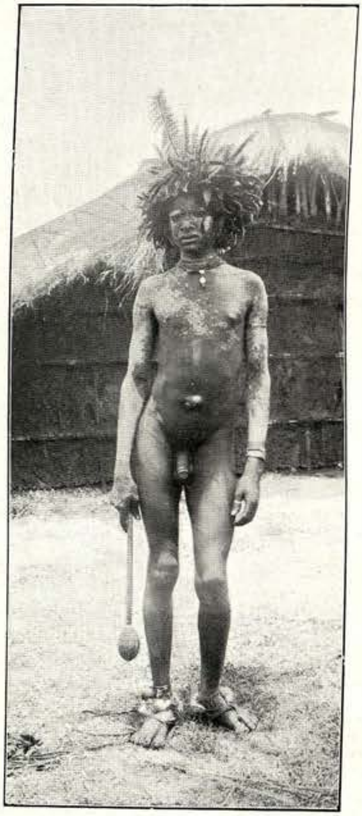


Abb. 224. Kopfschmuck eines beschnittenen Bakulia-Jünglings (in der rechten Hand eine Holzkeule).

Ich marschiere jetzt an dem Dorf vorbei, in dem der Mord verübt wurde, suche es nochmals eingehend ab, jedoch kein Mensch ist zu finden; um 1 Uhr mittags bin ich wieder in meinem Lager. Den Nachmittag benutze ich zum Zeichnen, während meine Leute reichlich damit zu tun

Tafel XV.

Bakulia-Frauen.

haben, das Vieh zur Weide und zur Nacht in unseren umzäunten Lagerhof zu treiben. Gegen Abend setzt noch ein starkes Gewitter ein, bei dem die Rinder leidlich ruhig bleiben, die Ziegen und Schafe jedoch sich Schutz suchend so eng aneinander drängen, daß zehn ersticken. Die Hilfskrieger haben sich natürlich in ihre Hütten geflüchtet, denn nichts ist dem Neger unangenehmer wie Regen; könnte er doch den Schmutz abwaschen!

Am nächsten Tage erscheint etwa gegen elf Uhr mein Boy bei mir im Grashause mit der Meldung, daß vom Utimbaru-Plateau her in Richtung auf unser Lager ein großer Zug von Eingeborenen im Anmarsch sei. Auf meine Frage, ob die Leute bewaffnet seien, antwortet er, das könne er noch nicht sehen. Ich trete aus dem Hause heraus und erkenne mit Hilfe des guten Busch-Glases, daß sie unbewaffnet sind und sämtlich Körbe und Gefäße mit Mehl tragen. Bald hat die Spitze des Zuges mein Lager erreicht: es ist der Sultan Mbona mit seinen Unterhäuptlingen, in der Mitte führen sie gefesselt den Mörder, der allerdings arg zerschunden aussieht; anscheinend hat er nicht freiwillig mitkommen wollen. Der Träger, der bei der Ermordung des Askari zugegen war, erkennt ihn sofort. Wie ich versprochen habe, wird den Leuten das Vieh zurückgegeben, doch das ist nicht so einfach, denn es kommen die Eingeborenen von zwei Landschaften in Betracht, denen, soll es nicht blutige Köpfe setzen, hier sofort getrennt ihre Herden übergeben werden müssen. Es bedarf noch mehrstündiger Arbeit, bis mit Hilfe des Sultans und der Unterhäuptlinge das Vieh geteilt ist und jeder befriedigt nach Hause zieht. Der Mörder wird zur Aburteilung der zuständigen Militärstation Schirati überwiesen.

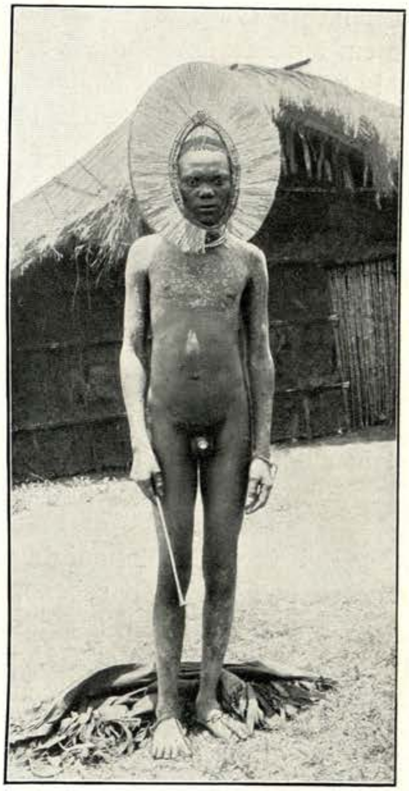


Abb. 225. Kopfschmuck eines beschnittenen Bakulia-Jünglings (in der rechten Hand ein Pfeil).

Von diesem Tage an sind niemals mehr die geringsten Schwierigkeiten mit den Eingeborenen entstanden. Ja, als bald darauf zum

Transport von Verpflegungslasten in die Masaisteppe Leute gebraucht wurden, meldeten sich bei mir innerhalb von 24 Stunden 300 Mann.

Noch eine kleine Begebenheit mit dem Sultan Mbona möchte ich hier einflechten, als er mich Ende Oktober in meinem Lager Schirati besuchte. Während ich noch mit ihm über den Ankauf von Lebensmitteln verhandelte, brach ein schweres Gewitter herein. Alles flüchtete sich in die Zelte und Hütten. Plötzlich mit mächtigem Krachen und Prasseln schlug fünf Schritte neben meinem Zelt der Blitz in die kleine Hütte meiner Wache, zerschmetterte ein am Pfosten lehnendes Gewehr und verletzte einen Askari. Die im Lager anwesenden Bakulia behaupteten nun, die rote Decke des Sultans Mbona sei daran schuld und redeten auf Mbona ein, seine Decke abzulegen; denn wenn der Blitz etwas Rotes sehe, so wird er dadurch angezogen.

Jäger sind die Bakulia nicht, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es in ihrem Gebiete mit Ausnahme des Nashorns, an das sie sich aber trotz ihrer guten Bewaffnung nicht heranwagen, kein jagdbares Wild gibt. Sie sind aber recht gewandte Fährtensucher und haben mir beim Auffinden und bei der Verfolgung der Nashörner in dem Dickicht des Moribaches sehr gute Dienste geleistet; sobald aber die Situation kritisch wurde, waren sie verschwunden. So ließen sie mich, als ich in fast undurchdringlichem Gestrüpp der Fährte eines angeschossenen Nashorns folgte, völlig im Stich und nur zwei meiner getreuen Wassukumaträger hielten bei mir aus.

Der Körperbau der Bakuliaweiber ist auf den Abbildungen deutlich veranschaulicht. Wir sehen hier nicht so schöne, ebenmäßige Formen wie bei den Wageia; sie sind im allgemeinen kräftiger und plumper (Abb. 204). Dasselbe gilt auch von der Kopfbildung und den Gesichtszügen. Jedoch immer wieder finden wir unter ihnen Erscheinungen, die auf eine Vermischung mit Masaiblut schließen lassen, sowohl betreffs ihrer Körperform, wie auch in Schädelbildung und Gesichtszügen. So halte ich für Mischblüter die beiden Weiber auf Abbildung 205 links und das Mädchen auf Abbildung 206 links und das in der Mitte, dagegen das Weib auf Abbildung 204 für ein reinblütiges Bakuliaweib.

Tätowierung kommt wohl bei den Weibern vor, ist aber nicht allgemein üblich. Sie wird auf dem Rücken angebracht und besteht aus einer erhabenen knopfförmigen Tätowierung, die, wie Abbildung 207 zeigt, in drei parallelen Linien kreuzweise über den Rücken verläuft. Es handelt sich also nur um Ziernarben.

Weitere „Verschönerungen“ sind das Durchlöchern des oberen Ohrmuschelrandes (in der Regel zwei Löcher) und das schon vorstehend bei den Männern geschilderte Erweitern des Ohrlappens. Die oberen Löcher werden mit Holzstäbchen oder auch mit kleinen Eisenkettchen

geschmückt, der durchbohrte Ohrlappen hingegen mit Holzpflöcken, die zuweilen eine ganz beträchtliche Größe und Schwere erreichen (Abb. 208 und 209). Anstelle der Holzpflöcke treten seltener flache Holzscheiben (Abb. 210, Mitte) oder Eisenringe (Abb. 211).

Auch in der Haartracht können wir verschiedene Gebräuche beobachten. Am häufigsten finden wir das natürliche halblange krause

Abb. 226. Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

Wollhaar, das, sobald es etwa einen Zentimeter lang ist, wieder abrasiert wird. Daneben eine andere eigenartige Tracht: Das Haar wird vom unteren Rande aus etwa eine Hand breit rings um den Kopf herum abrasiert; der stehengebliebene Teil, oft zu kleinen Kügelchen zusammengedreht, erweckt den Eindruck einer aufgestülpten Perücke (Abb. 208 und 210). Meist werden die Haare noch mit einer Pomade aus Fett und roter Ockererde stark gesalbt.

Schmuck wird von den Frauen sowohl wie von den jungen Mädchen sehr viel angelegt. Das erste, was uns bei ihnen auffällt, sind die von den Masai übernommenen Eisenspiralen, die, wie die Abbildungen zeigen, am Ober- und Unterarm sowie an den Unterschenkeln getragen werden. Des weiteren legen sie um die Hüften zahlreiche, aus Bast oder Gras geflochtene Ringe (Abb. 206), auf die zuweilen noch Eisenringe und Eisenperlen gereiht werden (Abb. 206 links).

Um den Hals tragen sie Perlenketten — bevorzugt sind große und blaue Glasperlen —, dünne Eisenketten (Abb. 208 links), eiserne Ringe, von denen oft noch dünne Eisenkettchen herabhängen (Abb. 209 links). Bei dem Weibe in der Mitte dieses Bildes sehen wir noch einen recht eigenartigen Schmuck: es sind Patronenhülsen, die von einem Askari gegen Mehl eingehandelt wurden. Selten nur legen sie den gleichfalls von den Masai übernommenen, mit kleinen roten und weißen Perlen bestickten Lederring an (Abb. 208, links). Ferner schmücken sie sich mit Ketten aus eisernen Perlen, und die jungen Mädchen noch, wie schon vorstehend von den Knaben geschildert, mit Halsringen aus Bast bezw. Gras, zahlreichen langen Ketten aus Holzperlen und dünnen Holzröhrchen, Armringen aus Eisendraht und aus Glasperlen, die sowohl um Unterarm wie Oberarm getragen werden (Abb. 212). Um die Hüften über den Fellschurz binden sie zuweilen einen breiten, mit Kaurimuscheln benähten Ledergurt (Abb. 208).

Abb. 227. Bemalung und Tanzschürze eines beschnittenen Bakulia-Jünglings.

Über die Kleidung der Bakuliaweiber ist nur wenig zu berichten. Junge Frauen sowohl wie junge Mädchen begnügen sich mit einem Fellschurz aus gewalktem und enthaartem Rinder-, ja oft nur Ziegenfell, das mit einem Lederriemen zusammengehalten wird (Abb. 208 und 210). Bei den jungen Mädchen ist das Fell häufig so kurz, daß man es kaum noch mit dem Namen „Kleidung“ bezeichnen kann (Abb. 212). Noch nicht entwickelte Mädchen gehen nackt (Abb. 213 u. 214). Ältere Frauen bekleiden

sich mit einem großen Fell derart, daß ein Zipfel desselben über die rechte Schulter gezogen und mit einem Riemen vorn am Hüftgurt befestigt wird. Mütter tragen noch auf dem Rücken ein zweites, kleineres Fell, das über der rechten Schulter vorn auf der Brust und mit seinen beiden anderen Enden um die Hüften geknotet wird (Abb. 209 und Tafel XV). Zuweilen bringen sie aber die Kinder auch gleich in der einen großen Fellschürze (Abb. 209 Mitte) unter. Die kleinen Tragefelle sind oft noch mit eisernen Ringen und Ketten geschmückt. Diese Art, die Kinder den ganzen Tag in dem heißen, schmutzigen Fell herumzutragen, ist ja leider überall ver-

Abb. 228. Tanz der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

breitet und fraglos mit die Ursache der so tief bedauerlichen, großen Kindersterblichkeit.

Beim Photographieren erlebte ich übrigens mit dem auf Tafel XV rechts sichtbaren kleinen Kerl folgende niedliche Episode: Durch kräftiges Schreien kündigte er an, daß er die Absicht habe, sein Fell zu verlassen; die Mutter nahm ihn auch umgehend heraus und setzte ihn nur wenige Schritte abseits in das Gras. Nachdem er seine Notdurft verrichtet hatte, wollte er eiligst wieder in das Fell hineinschlüpfen. Die Mutter jedoch wehrte energisch ab, setzte ihn vielmehr in das Gras, erfaßte ihn an beiden Beinen und zog den schreienden Sprößling zwecks Reinigung einige Meter durch das Gras; dann erst wurde er wieder in das Fell getan.

Auf der Grenze zwischen Wageia- und Bakuliagebiet traf ich die auf Abbildung 215 sichtbaren Weiber in Nähe meines nur einen Tagemarsch vom Viktoria-See entfernten Lagers an. Es fehlte mir gänzlich

an Zeit, hier Feststellungen über ihre Stammeszugehörigkeit zu machen. Ich würde sie unbedingt zu den Bakulia rechnen, wenn sie nicht folgende abweichende Merkmale hätten: Sie tragen in der durchlochten Unterlippe einen eisernen Nagel und ferner findet, wie wir an den fünf Mädchen rechts sehen können, die Beschneidung in erheblich früherem Alter statt als bei den Bakulia.

Die Kinder erfreuen sich, entsprechend dem gesunden Höhenklima und der nahrhaften Mehlkost, eines recht guten Gesundheitszustandes, wie es uns die Abbildungen 216, 217 und 218 beweisen. Sie gehen entweder ganz nackt oder sind nur mit Schmuck bekleidet, der aus Perlenketten und geflochtenen Ringen um den Hals, um Arme und Handgelenke besteht, ferner aus geflochtenen Hüftringen von Bast oder Gras und noch aus Ringen von Eisendraht oder Bast um die Fußgelenke. Ein selteneres Schmuckstück trägt der kleine Kerl auf Abbildung 216 in der Mitte: es ist eine eiserne Schelle.

Auch die Kinder waren, ebenso wie die Erwachsenen, recht wenig europäerfreundlich, wie wir es bei dem Kleinen auf Abbildung 219 sehen; es hat sehr viel Ueberredungskunst und zahlreiche Geschenke an Perlen gekostet, bis sie die Scheu vor dem Weißen und dessen photographischem Apparat überwunden hatten.

Über die Tragweise der Kinder habe ich bereits bei der Schilderung der Frauen gesprochen. Innerhalb des Dorfes werden sie auch häufig von den älteren Geschwistern in der auf Abbildung 220 ersichtlichen Weise im Reithüftsitz getragen.

Ich wende mich jetzt zu dem interessantesten Abschnitt in diesem Kapitel, zu der Beschneidung. Sie wird sowohl bei den Knaben als auch bei den Mädchen geübt und bildet ein so bedeutsames, unterscheidendes Merkmal im Vergleich zu den Wageia, daß hiermit allein schon jegliche Verwandtschaft mit diesem so eng benachbarten Stamme ausgeschlossen sein dürfte.

Die Beschneidung findet in der Zeit nach der Ernte statt. Auch wird sie nicht in jedem Jahr vollzogen, sondern je nach Bestimmung des Häuptlings oder, wo dessen Autorität nicht bedeutend ist, wie wir es ja beim Sultan Mbona gesehen haben, nach gütlicher Vereinbarung der Dorfältesten. Diese bestimmen dann auch die Gemeinde, in deren Gebiet der Akt vollzogen werden soll. Hieraus folgt, daß die zu Beschneidenden nicht in demselben Lebensalter stehen; bei den Knaben findet sie etwa zwischen dem 12. und 15., bei den Mädchen zwischen dem 9. und 12. Lebensjahre statt.

Betrachten wir erst kurz die Beschneidung der Knaben. Sie wird von besonderen Medizinmännern vollzogen.

Aufgabe letzterer ist es jedoch nicht nur, diese Operation an den Knaben vorzunehmen, sondern sie sind gleichzeitig ihre Lehrer und geben ihnen weise Maßregeln, wie sie sich im Leben zu verhalten haben, vor allem dem weiblichen Geschlecht gegenüber. Sie werden darauf hingewiesen, daß sie jetzt zu den Erwachsenen gehören und werden ermahnt, ihre Eltern zu ehren und nie unangemeldet deren Hütte zu betreten; sie sollen von nun ab vor den Mädchen keine Angst mehr haben; auch werden

Abb. 229. Schmuck, Topf und Besen der beschnittenen Bakulia-Mädchen.

den Jünglingen Verhaltungsmaßregeln gegenüber ihren Stammesgenossen gegeben, daß sie vor allem das Alter zu ehren haben. Besondere Rücksichtnahme wird ihnen noch ihrer zukünftigen Schwiegermutter gegenüber anempfohlen, sie sollen deren Haus in Ordnung halten und ihre Feldwirtschaft unterstützen.

Die Beschneidung selbst findet auf einer entlegenen Stelle in unbebauter und unbewohnter Gegend, jedoch nicht weit vom Dorfe entfernt, statt; dieser Platz darf von keinem weiblichen Wesen betreten werden. Die Operation besteht in einem gänzlichen Abtrennen der Vorhaut; sie wird mit einem kleinen, scharfen Messer ausgeführt durch kurzen, scharfen

Schnitt. Die Knaben sitzen hierbei nicht, sondern stehen nebeneinander in Reih und Glied. Wer jetzt schreit oder weint, wird von den anderen verhöhnt. Sie kehren alsdann in ihre Hütten zurück und warten den Heilungsprozeß, der etwa vier Wochen dauert, ab. Es treten nachher häufig böse Eiterungen ein, da sie eine sachgemäße Behandlung der Wunde nicht kennen. Zur Erleichterung der Heilung erfolgt weiter nichts, als daß der Penis mit einem Suspensorium, bestehend aus einem Grasring und Bastschnur, hochgelagert wird (Abb. 221 Mitte).

Nach erfolgter Genesung beginnt eine mehrwöchige Freudenzeit, in der täglich Tanzfeste abgehalten werden; nicht immer in demselben Dorfe, sondern die jungen Mädchen und Jünglinge besuchen während dieser Zeit sämtliche Dörfer ihres Bezirkes. Bei diesen Tanzfesten wählt sich jeder Jüngling seine Freundin; an das Heiraten denken sie in diesem Alter natürlich noch lange nicht. In den meisten Fällen hat er nur eine Freundin, und diese ist ihm treu, doch kommen natürlich auch Ausnahmen vor.

Abb. 230. Kopf- und Halsschmuck eines beschnittenen Bakulia-Mädchens.

Um den nötigen Eindruck auf die jungen Mädchen zu machen, schmücken sich die Jünglinge zu diesen Festen in höchst phantastischer Weise und bemalen sich außerdem noch den Körper mit Ton. Der Kopfschmuck ist außerordentlich verschiedenartig. Am häufigsten tragen sie Hauben, die einen breiten Strohkranz haben (Abb. 222 in der Mitte und rechts und 223), oder auch Gesichtsrahmen, an denen an einem Stock wie ein Haarbusch eine wallende Strohmähne herabhängt (Abb. 222 links). Des weiteren einen Kamm aus Hahnenfedern, ähnlich wie bei den alten bayerischen Raupenhelmen (Tafel XVI), oder auch einen Gesichtsrahmen in der Art, wie wir ihn bei den Wageiakriegern gesehen haben, jedoch nicht mit Federn geschmückt, sondern mit Stroh (Abb. 221 links). Auch ganze Büschel von Federn stülpen sie sich auf den Kopf (Abb. 224). Ferner sah ich kleine, senkrecht hochstehende Federschöpfe (Abb. 221 rechts). Recht eigenartig wirkt ein auf den Kopf gebundener gebogener Kalebassenhals, in den noch zur Verschönerung kleine Federn gesteckt sind (Abb. 221 Mitte und Tafel XVI links). Gesichtsmasken aus Stroh, wie wir sie eben geschildert haben, legen sie sich auch wie einen Heiligenschein um den Kopf (Tafel XVI rechts). Nur bei wenigen Jünglingen be-

merkte ich die auf Tafel XVI links sichtbare, höchst eigenartige Verzierung, bestehend aus einer hölzernen Nasenklemme.

Als weiteres Abzeichen der soeben vollzogenen Beschneidung tragen sie um den Hals an einer Kette aus weißen Perlen ein blattförmiges Holzamulett, das eine kräftige Mittelrippe zeigt und dessen Ränder eingekerbt sind (Tafel XVI Mitte und 227).

Abb. 231. Tracht eines beschnittenen Bakulia-Mädchens.

Der charakteristischste Tanzschmuck ist eine in recht geschmackvoller Arbeit hergestellte Lederschürze (Abb. 222, 223, 226 und 227). Sie wird um die Hüften mit einem Lederriemen befestigt und der untere Rand ist dicht benäht mit langen Lederfransen, die gleichmäßig beschnitten sind. Die Rückseite ist mit Perlen und Lederschnüren besetzt, an denen kleine Holzkugeln und kleine eiserne Ringe bezw. Eisenperlen hängen (Abb. 227). Doch hiermit nicht genug, reiben sie ihren Körper noch mit weißer Tonerde ein und zeichnen in diese mit den Fingern allerhand Figuren und

Striche ein. Dieser Schmuck muß natürlich jeden Morgen erneuert werden.

Stets sehen wir sie bei diesen Tanzfesten mit Pfeil und Bogen, jedoch sind es hier ganz besondere Pfeile, die vorn keine Eisenspitze,

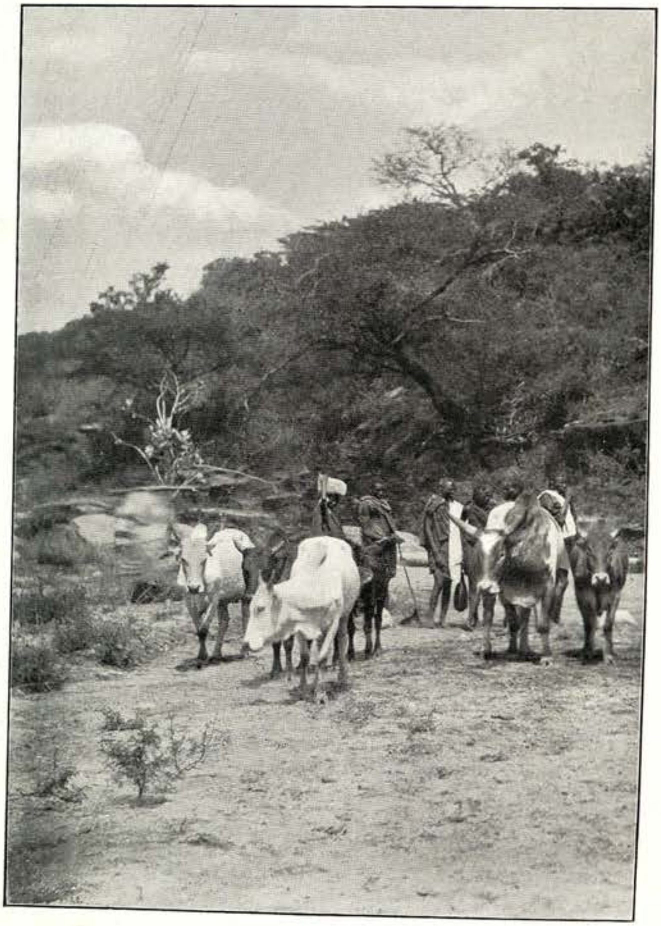


Abb. 232. Bakulia-Rinder.

sondern eine abgeflachte Wachskugel tragen. Mit diesen streifen sie in Busch und Steppe herum, um Vögel zu erlegen.

Ihre Tänze finden ohne Musikbegleitung statt in der Weise, daß sämtliche Jünglinge im Kreise Aufstellung nehmen und um den in der Mitte stehenden Vorsänger, der den Gesang anstimmt, mit kurzen, stampfenden Schritten und drehenden Bewegungen des Beckens herumtanzen. Die Tanzschürzen fliegen ihnen, wie es uns Abbildung 228 zeigt,

am Leibe hin und her. In der erhobenen Rechten halten sie den Bogen. Der Refrain des Liedes wird von allen mit weithin schallender Stimme wiederholt. Besonders anstrengend ist das Amt des Vorsängers, der sich bei meiner Anwesenheit in der zweiten Woche der Festlichkeiten bereits völlig heiser gebrüllt hatte. Natürlich verabsäumen sie es nicht,

Abb. 233. Negerhirse (links) und Eleusine (rechts).

die durch den Gesang durstig gewordenen Kehlen fleißig mit Pombe zu erfrischen.

Die Beschneidung der jungen Mädchen erfolgt seitens der sogenannten weisen Frauen, die auch als Geburtshelferinnen tätig sind. Sie findet gleichfalls in Nähe des Dorfes auf einem versteckt liegenden Platze, der von keinem männlichen Wesen betreten werden darf, statt. Auch hier ist es Aufgabe dieser Frauen, nicht nur die Beschneidung vorzunehmen, sondern den jungen Mädchen noch weise Lehren für das künftige Leben zu geben, die in erster Linie auf das Geschlechtsleben Bezug haben.

Diese weise Frau bleibt auch für das künftige Leben Beraterin des jungen Mädchens. Unmittelbar vor der Beschneidung wird den Mädchen das Haupthaar rasiert. Die Operation findet im Sitzen statt und besteht in einem einfachen Abtrennen der Klitoris. Blutstillende oder heilende Mittel finden nicht Anwendung. Bis zur vollständigen Heilung verbleiben die Mädchen in der mütterlichen Hütte.

Sie erhalten nun von der Mutter und von Anverwandten zahlreichen Schmuck, in erster Linie, wie es uns die Abbildungen 229, 230 und 231 zeigen, Perlenketten aus großen weißen und blauen Perlen, jedoch, nach Aussage der vier jungen Mädchen, nicht alle als dauerndes Geschenk, sondern nur einen Teil derselben, die übrigen dienen gewissermaßen nur als vorübergehende Belohnung für das Ertragen der Schmerzen und müssen nach Beendigung der Festtage sämtlich wieder an die Anverwandten zurückgegeben werden. Ein charakteristischer Schmuck der jungen Beschnittenen ist (wohl von den Masai übernommen) ein mit zahlreichen kleinen weißen und roten Perlen bestickter Lederkranz, den sie wie einen Heiligenschein um das Haupt tragen (Abb. 230). Stets sind diese jungen Mädchen auch in der ersten Zeit mit einem Kürbistopf, der seine bestimmte Bedeutung hat, ausgerüstet und mit einer Rute, die zum Abwehren der Fliegen von der Wunde dient. Sie legen jetzt ein großes, sorgfältig gegerbtes und mit roter Ockererde gefärbtes Fell an.

Nach vollzogener Heilung finden, wie bei den beschnittenen Knaben, große Feste auf demselben Platze statt, jedoch tanzen sie in von den Knaben getrennten Gruppen miteinander. Auch hier sehen wir wieder eine Vorsängerin, die das Lied anstimmt, während die übrigen den Refrain wiederholen. Oft wird der Gesang durch gellende Triller unterbrochen.

Die jungen Mädchen, die nach den Beschneidungsfesten offiziell den geschlechtlichen Verkehr eröffnen, leben aber mit ihren Freunden nicht zusammen, sondern verbleiben in der Hütte der Mutter. Hier empfangen sie dann zur Nacht nach vorheriger Vereinbarung den Besuch ihres Freundes, der am Morgen beim ersten Hahnenschrei die Hütte wieder verläßt.

Die Bakulia sind Hirten und Ackerbauer. Sie züchten Rinder, Ziegen und Schafe. Das Rind ist das in ganz Ostafrika vorkommende Zebu- oder Buckelrind (Abb. 232). Zur Zucht verwendet man nur ganz besonders gute Bullen, darunter wahre Prachtexemplare, die anderen werden verschnitten. In früheren Jahren waren die Bakulia Besitzer zahlreicher Rinderherden; die Rinderpest jedoch und die räuberischen Einfälle der Masai haben ihren Reichtum stark vermindert. Ein Beweis hierfür ist, daß vor 15 bis 20 Jahren der Heiratspreis 10 bis 12 Rinder betrug, während jetzt im Durchschnitt nur 3 bis 4 gezahlt werden. Sie melken

morgens und abends und zwar werden hierbei alle vier Zitzen benutzt. Erst saugt das Kalb etwas, dann nimmt man es fort, stellt es dicht neben die Kuh und melkt dann. Böse Kühe werden an den Hinterbeinen gefesselt.

Von Ziegen sah ich zwei Arten, die beide mittelgroß sind, sich aber dadurch voneinander unterscheiden, daß die eine kurzhaarig, die andere

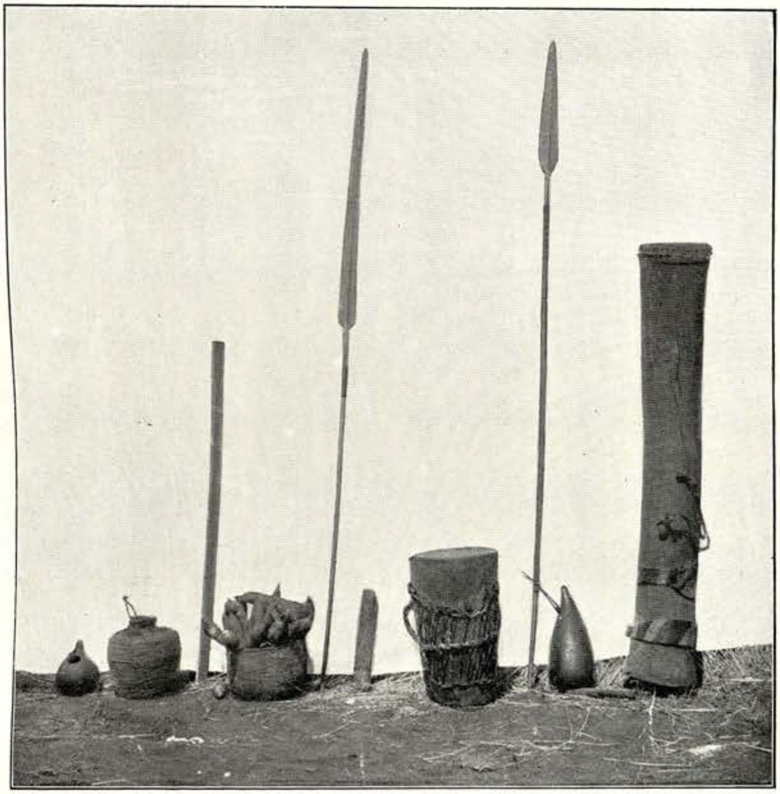


Abb. 234. Geräte, Speere und Tanztrommeln der Bakulia.

langhaarig ist. Am Tage befinden sich Rinder sowohl wie Ziegen und Schafe auf der Weide, zur Nacht aber innerhalb des Dorfes; Kälber, Ziegen und Schafe sogar im Innern der Hütten. Als weiteres Haustier tritt hierzu der Hund; man findet ihn jedoch nur selten, auch sagten mir die Leute, daß sie ihn von den Bewohnern des südlichen Maraufers eingehandelt hätten.

Der Viehbestand ist nicht so groß, daß die Leute davon leben könnten. Sie müssen vielmehr fleißig zur Hacke greifen, um sich den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben. Es werden hauptsächlich gebaut

Negerhirse und Eleusinekorn. Die auf Abbildung 233 dargestellten Pflanzen sind kurz vor der Erntezeit dem Boden entnommen; die beiden links sind Negerhirse, die kleinere rechts Eleusine. Ihre Abmessungen werden veranschaulicht durch das danebenstehende, ein Meter lange Lineal. Außerdem kultivieren sie Süßkartoffeln, die wir auf Abbildung 234 im Korbe links abgebildet sehen. Selten geworden ist hier die Banane. Stundenweit ziehen sich die sauber bestellten Felder hin und die rot-

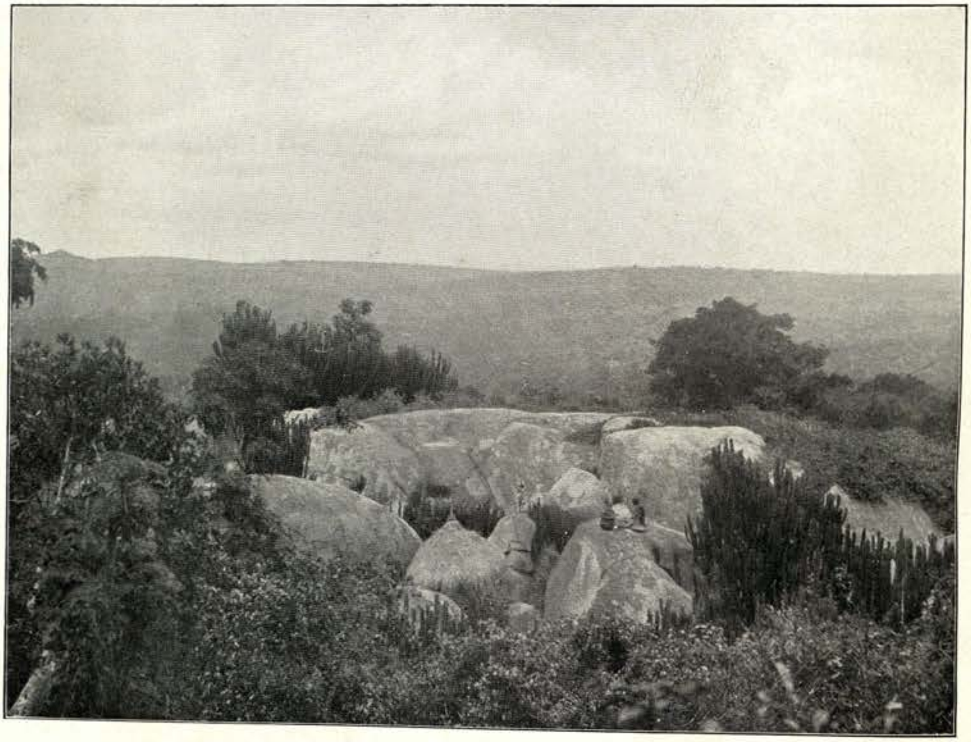


Abb. 235. Im Innern eines Bakulia-Dorfes.

braunen Ähren der Negerhirse beleben die sonst recht einförmige Landschaft. Bemerkenswert ist, daß die Leute nicht nur in unmittelbarer Nähe ihrer Dörfer den Acker bestellen, sondern oft ein bis zwei Stunden von diesen entfernt auf besonders fruchtbaren Hängen ihre Felder anlegen. Dann umgeben sie diese aber mit einer Einzäunung und setzen zur Nacht eine Wache hinein, um die Nashörner durch Geschrei fernzuhalten, die trotzdem häufig in den Feldern arge Verwüstungen anrichten. Sehr erfreut waren sie daher, als ich hier einige dieser Tiere erlegte.

Als ich eines Tages kurz vor Sonnenuntergang in mein Lager zurückkehrte, sah ich, wie einer dieser Wächter, vor seiner kleinen Hütte

stehend, mich mit lebhaften Gesten heranwinkte. Bei ihm angelangt, erzählte er mir, daß vor ganz kurzer Zeit erst dicht an seinem Felde ein großes Nashorn vorbeigewechselt und im Dickicht des nächsten Tales verschwunden sei, ich solle es doch schießen, denn es sei erst gestern Nacht hier gewesen und habe großen Schaden angerichtet. Sofort war ich bereit, unter seiner Führung der Fährte zu folgen. Er hatte entschieden sehr großes Interesse an dem Gelingen dieser Jagd; wahrscheinlich erhoffte er dadurch von seiner Nachtwache erlöst zu werden. Im be-

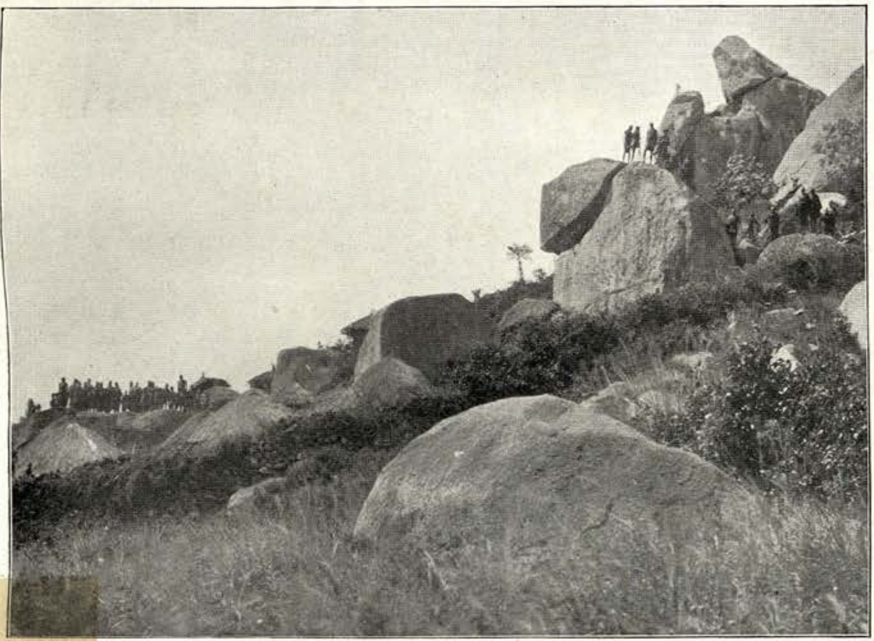


Abb. 236. Befestigtes Bakulia-Dorf.

schleunigten Tempo eilte er, nur mit dem Sitzleder bekleidet, voran, so daß ich ihm, der ich seit sechs Uhr morgens im Sattel gesessen hatte, nicht folgen konnte. Plötzlich drehte er sich um und hielt mir mit sehr ärgerlichem Gesicht und heftigem Mienenspiel eine energische Rede, von der ich naturgemäß kein Wort verstand. Mein Dolmetscher, von mir nach dem Inhalt dieser Ansprache befragt, erklärte mir ganz empört: „Der Mann schimpft fürchterlich, weil Du so langsam marschierst, es ist bald dunkel und wir werden das Nashorn nicht mehr finden.“ Ich war im Gegensatz zu der sittlichen Entrüstung meiner Boys sehr belustigt über den zwanglosen Ton, den dieser Naturmensch mir gegenüber anschlug und beschleunigte nach Möglichkeit meine Schritte, aber es wurde doch zu spät, im Dickicht empfing uns schon völlige Nacht.

Zur Zeit der Bestellung sieht man nicht nur die Weiber, sondern auch Männer und Kinder von früh, d. h. nicht vor 7 Uhr, bis zum Mittag und nach etwa zweistündiger Ruhe bis gegen 5 Uhr abends auf den Feldern arbeiten. Es wird alle zehn Monate geerntet und infolgedessen besteht bei ihnen das Jahr aus zehn Monaten. Die Namen dieser sind: Kuri, Njansai, Kigembe, Ibetta, Tiria, Janssai, Kimuamu, Kirabu, Taturi, Garatiga.

Abb. 237. Geräte der Bakulia.

Eine scherzhafte Szene spielte sich ab, als ich, vor meinem Zelt sitzend, mich mit einigen Dorfältesten über Land und Leute unterhielt. Ich hatte mit vieler Mühe ihre Jahreseinteilung und Monatsnamen erfragt, sofort niedergeschrieben und las ihnen dann zur Kontrolle die Namen noch einmal vor. Gleich beim zweiten Wort großes Erstaunen im Blick und Handbewegung — der Neger redet nämlich ebenso wie die orientalischen Völker sehr lebhaft mit den Augen und den Händen —; dieses Erstaunen wuchs nach jedem Wort, das ich vorlas, und zum Schluß brachen die guten Leutchen in laute Beifallsrufe und Händeklatschen aus. Ich war anfangs

Tafel XVI.

Tanzschmuck der beschnittenen Bakulia-Jünglinge.

sehr erstaunt über diese Ovation und fragte sie nach dem Grunde. Ja, sagten sie, es wäre doch wunderbar, daß ich, ein Fremder, ihre Monatsnamen so schnell und ganz richtig behalten hätte. Es entzog sich ihrem Verständnis, daß ich die Namen ablas.

Ist das Getreide reif, so wird es nicht, wie bei uns, dicht über dem Erdboden geschnitten, sondern man köpft mit einem kleinen, scharfen Messer die Ähren und tut sie dann in große Körbe; diese werden auf den Köpfen nach Hause getragen und ihr Inhalt in besondere, im Dorfinnern angelegte Getreidespeicher geschüttet. Aus ihnen nehmen die Frauen

Abb. 238. Geräte der Bakulia.

ganz nach Bedarf die Ähren heraus und dreschen sie mit einer flachen, breiten Holzkelle oder auch mit dem Stiel der Hacke aus. Dann wird durch Schwenken in großen flachen Schalen das Korn von der Spreu gesondert. Das Ausdreschen geschieht auf einer vorher sauber gefegten Stelle vor der Hütte; oft auch finden wir in den Felsendörfern für diesen Zweck einen gemeinsamen Platz, der auf einem flachen Felsblock liegt (Abb. 235). Hier kann man tagtäglich die Weiber arbeiten sehen. Häufig aber wird, genau wie bei uns, die Tätigkeit unterbrochen und ein munterer Klatsch, verbunden mit fröhlichem Gelächter, tritt an ihre Stelle.

Eine Fruchtfolge kennen die Bakulia nicht, dagegen lassen sie ihre Äcker häufig brachliegen. Dies ist auch mit ein Grund, warum sie oft

stundenweit vom Dorf entfernt ihre Felder haben; denn sie können nicht, wie die Wageia, beim Verlegen der Äcker mit auswandern, das liegt in der ganzen Art ihrer Dorfanlagen. Sie haben sich nämlich zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der Masai stark befestigte Dörfer angelegt, wie uns die Abbildungen 235 u. 236 zeigen. Es sind die reinen Felsennester, die schon eine starke natürliche Befestigung dadurch erhalten, daß sie in die mit Busch bestandenen verwitterten Quarzitkuppen hineingebaut sind. Doch damit nicht genug, werden sie auch noch mit Dornen und Euphorbienhecken, ja im Grenzgebiet sogar mit Mauern umgeben, die 1 bis 1½ m hoch und 1 m breit, sehr mühsam aus Feldsteinen hergestellt sind. Nur ein schmaler, versteckt angelegter und mit einem Dornen- oder Astverhau zu schließender Eingang führt in diese kleine Festung. Am Rande des Utimbaru-Plateaus, der Gegend also, die am ehesten den räuberischen Einfällen der Masai ausgesetzt war, sah ich Dörfer, die sogar mehrere Mauern hintereinander besaßen und vor denen noch eine dichte Euphorbienhecke stand. Hatte man glücklich den ersten Eingang gefunden und passiert, so lag nicht etwa der zweite Eingang unmittelbar dahinter, sondern, durch Euphorbien oder Dornen versteckt, an einer ganz anderen Stelle, häufig an der entgegengesetzten Seite. Zweck dieser labyrinthartigen Anlage ist fraglos, bei einem Ueberfall genügend Zeit zum Entfliehen zu gewinnen.

Die Hütten selbst zeigen ganz ähnliche Bauart wie die der Wageia, nur sind sie im allgemeinen kleiner und nicht so sorgfältig hergestellt. Die zylindrische Hüttenwandung wird aus dünnen Stangen gefertigt, im Innern mit Lehm verstrichen und außen durch ein Rutenband zusammengehalten. Dieses Untergestell ist mit einem spitzen Grasdach bedeckt, das über die Seitenwand hinausragt und von einem Pfahl in der Mitte der Hütte getragen wird. Der niedrige Eingang wird durch eine geflochtene Tür geschlossen.

Im Innern befinden sich, durch etwa meterhohe Wände abgetrennt, der Schlafraum und der Stall für das Kleinvieh. Die Bakulia schlafen auf dem Boden und bedienen sich als Unterlage sowohl wie zum Bedecken der Felle; oder sie errichten sich auch durch vier eingegrabene Stangen, die mit Querhölzern verbunden sind, eine Lagerstätte. Die Feuerstelle befindet sich in der Mitte der vorderen Hälfte des Hüttenraumes, während die hintere für das Vieh und zur Aufbewahrung des Hausgerätes bestimmt ist. In jedem Dorf befinden sich Getreidespeicher, für jede Familie einer. Sie bestehen aus 2 bis 2½ m hohen, aus Stangen hergestellten, zylinderförmigen Körben, die auf einem Unterbau von Pfählen ruhen, so daß sie den Boden nicht berühren, und sind wie die Hütten mit einem spitzen Grasdach bedeckt. Unter diesem haben sie einen rechtwinkligen Ausschnitt, so daß es nicht nötig ist, beim Einfüllen des Getreides das Dach abzuheben.

Den wesentlichen Inhalt einer Hütte sehen wir auf den Abbildungen 234, 237 und 238. Die Abmessungen der Gegenstände werden veranschaulicht durch das danebenstehende, ein Meter lange Lineal. Auf Abbildung 237 steht links die Hacke zur Bearbeitung der Felder. Die eisernen Blätter zeigen auch die Herzform, sind aber kleiner wie bei den Wageia, was wohl auf den Eisenmangel hier zurückzuführen ist. Sie werden auch nicht in den Holzgriff gesteckt, sondern auf den hakenförmigen Stiel gebunden. Man kann sich vorstellen, daß mit einer derartigen kleinen Hacke die Bestellung der Felder eine recht mühsame

Abb. 239. Tanztrommeln und Kriegstrompeten der Bakulia.

Arbeit ist. Daneben befindet sich eine geflochtene Schale für Getreide und Mehl. In ihr liegt das Flechtmaterial, bestehend aus breithalmigem Gras, und die zur Flechtarbeit erforderliche Nadel. Über die Herstellung dieser Schalen und Körbe werde ich im Handwerkerkapitel sprechen.

Unmittelbar neben dem Lineal steht das schon erläuterte Schwert; am Boden liegt die rohe Form eines Pfeifenkopfes, hieran schließt sich eine Kalebasse für Milch. In der Mitte sehen wir den großen Bier-(Pombe-)topf, wohlgefüllt und bereit, von den stets durstigen Männerkehlen geleert zu werden. Das Bier, hergestellt aus Negerhirse (Mtama), ist hier erheb-

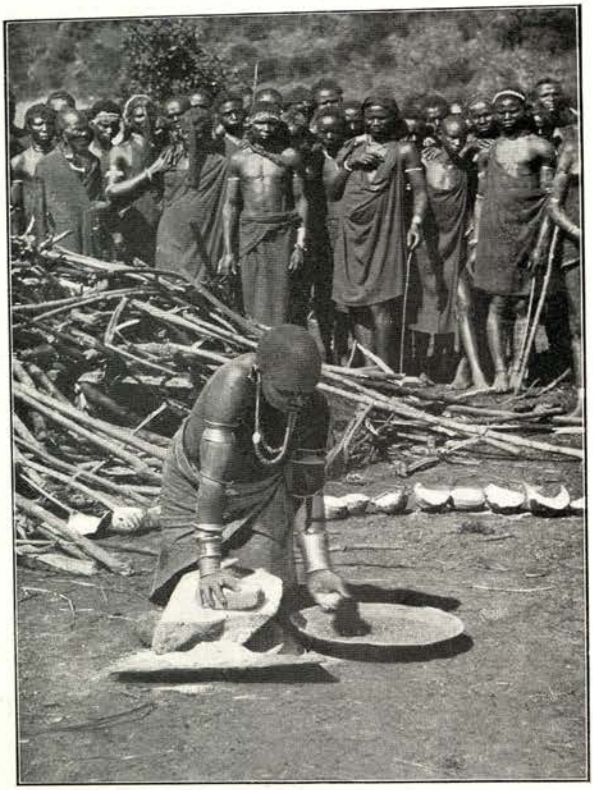


Abb. 240. Bakulia-Weib beim Mehlmahlen.

lich dickflüssiger, wie wir es bei den früheren Stämmen kennen gelernt haben, infolgedessen bedienen sich die Leute beim Trinken besonderer dünner Saugrohre, die an ihrem unteren Ende ein kleines geflochtenes Sieb haben. An diesen Biertopf reihen sich weiter an: eine fertige Pfeife — auffallend hierbei ist die rohe Form des Kopfes —, ein kleinerer und ein größerer geflochtener Korb — in letzterem ein aus Rindenbast geflochtener Strick —, eine Axt, ein Kochtopf und ein Schwert in der Lederscheide.

Abbildung 238 zeigt uns (wieder von links nach rechts) unten eine geflochtene Schale, darüber einen roh geflochtenen Korb, wie er bei der Ernte benutzt wird, ein Gefäß zum Wasserschöpfen — hergestellt aus einem durchschnittenen Kürbis —, drei mit Mehl gefüllte Körbe, einen Bier- oder Wassertopf, eine Milch- und eine Wasserkalebasse.

Abbildung 234 veranschaulicht ein Gefäß für flüssigen Tabak, auf den ich nachher noch zu sprechen komme, einen Korb für Getreidekörner, einen mit Süßkartoffeln gefüllten Korb, einen Besen zum Reinigen der beim Dreschen und Mahlen des Getreides benutzten Stellen, eine kleine Tanztrommel, eine Milchkalebasse, eine lange Tanztrommel und dazwischen noch zwei Speere, von denen der linke eine völlige Nachahmung der Masaispeere darstellt, der andere die bei den Bakulia einheimische Form.

Die beiden Trommeln sehen wir noch einmal auf Abbildung 239, die neben ihnen befindlichen beiden Hörner sind nur Kriegshörner, und zwar ist das lange ein recht seltenes, von Wandorobbo eingehandeltes Kuduhorn, das andere ein im Lande hergestelltes, bestehend aus einem Antilopenhorn (am Mundstück) und einem angesetzten Stück Rinderhorn. Die Hirtenflöte der Knaben ist schon erwähnt.

An weiterem hier nicht abgebildeten Hausgerät sind noch zu erwähnen hölzerne Stühle, ziemlich roh aus einem runden Holz gearbeitet, ohne Beine, oder auch vierbeinige; ferner flache und runde, verschieden geformte, geschnitzte hölzerne Speiseschalen, aus denen sie Fleisch und Gemüse genießen, und hölzerne Milchgefäße.

Das Hauptnahrungsmittel der Bakulia bildet das aus Negerhirse, Sorghum und Eleusine gewonnene Mehl. Das Korn, dessen Ausdreschen schon vorstehend geschildert ist, wird auf einen großen, flachen, leicht ausgehöhlten Stein gelegt und mittels eines etwa zwei Faust großen Steines, dem sogenannten Laufstein, durch kräftiges Hin- und Herreiben auf dem großen Stein gemahlen. Letzterer steht etwas schräg nach vorn geneigt, so daß das Mehl von ihm in eine daruntergestellte Schale fließt. Dieser Prozeß des Mahlens wird mehrere Male wiederholt, bis trotz der dürftigen Einrichtung ein immerhin recht feines Mehl entsteht (Abb. 240). Gekocht wird dieses (Abb. 241) in großen irdenen Töpfen, die mit Wasser etwa halb gefüllt sind, derart, daß in das beinahe kochende Wasser das Mehl — und zwar mischen sie hierbei häufig Hirse- und Eleusinemehl — bei ständigem Umrühren mit einer großen Holzkelle geschüttet wird, bis ein dicker Brei entsteht, den die Leute nicht aus diesem Kochtopf selbst, sondern aus besonderen Holzschalen oder geflochtenen Körben genießen. Sie essen zweimal am Tage, morgens zwischen acht und neun und

Abb. 241. Bakulia-Weib beim Kochen.

abends zwischen sechs und sieben. Bald nach dem Essen, gegen acht Uhr, begeben sie sich zur Ruhe, wenn nicht besondere Feste ein längeres Aufbleiben bedingen. Sie erheben sich von ihrer Lagerstätte morgens erst gegen sieben. Die Neger sind nämlich nicht, wie man häufig annimmt, Frühaufsteher, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es ihnen morgens bei Sonnenaufgang noch zu kalt ist. Außerdem versäumen sie auch nichts, wenn sie etwas lange schlafen.

Bananen finden wir so gut wie garnicht mehr, dagegen recht häufig die Süßkartoffeln (Bataten). Auch Gemüse genießen sie, das sie

Abb. 242 u. 243. Schnupfender Bakulia-Mann.

in Nähe der Hütten pflanzen und bisweilen wie Spinat, mit Fleisch zusammengekocht, zu sich nehmen. Zum Anrichten dienen besondere kleinere geschnitzte Holzschalen.

Eine Delikatesse ist für sie, wie wohl für die meisten Negerstämme, der Genuß von Fleisch. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten werden Ziegen oder Schafe und bei den Wohlhabenderen ein Ochse geschlachtet. So sah ich, daß in einem nur kleinen Dorfe gelegentlich einer Kindtaufe ein halb ausgewachsener verschnittener Ochse geschlachtet wurde.

Die Bakulia sind leidenschaftliche Raucher. Ihre Tabakspfeife haben wir schon bei Beschreibung der Abbildung 237 kennen gelernt. Doch dieser Genuß befriedigt sie noch nicht; sie schnupfen auch den Tabak in flüssiger Form (Abb. 242 und 243). Hierzu dient eine kleine Kalebasse mit dünnem, kurzem Hals und einer seitlichen Oeffnung zum

Füllen. Sie wird durch Stöpsel geschlossen und am Schurzfell oder am Arme getragen. Oft ist sie mit geschmackvollen eingebrannten Mustern verziert. Man gießt sich mit dieser scharfen, beißenden Flüssigkeit die Nase voll und hält sie dann, um den Genuß recht lange zu haben, mit den Fingern zu; der Schnupfer hört auch dann nicht auf, wenn ihm infolge der scharfen Flüssigkeit die Augen tränen, wie wir es dem Mann auf Abbildung 243 deutlich ansehen können. Auch trockener, fein zerriebener Tabak wird geschnupft, den sie gleichfalls in einer kleinen Kalebasse aufbewahren, die durch einen Lederdeckel, der meist noch Stickerei von kleinen Perlen aufweist, geschlossen wird.

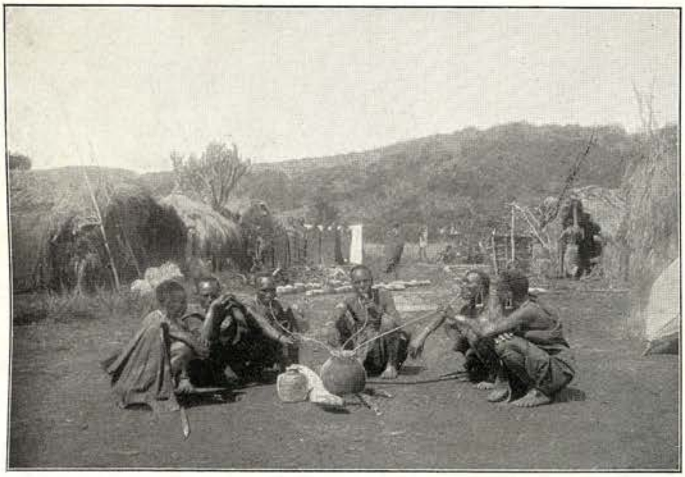


Abb. 244. Pombe trinkende Bakulia-Männer.

Als letztes und überall gleich hoch geschätztes Genußmittel dient das Bier, dessen Herstellung genau in der Weise erfolgt wie im Kapitel II geschildert, nur mit dem Unterschied, daß zum Schluß kein Durchsieben stattfindet und man somit kein dünnflüssiges Getränk erhält, sondern eine leicht breiige Masse. Um diese genießen zu können, benutzen sie lange Saugrohre, die unten kleine Siebe haben. Diese Trinkrohre werden in langen Behältern aus Schilfstengeln aufbewahrt, die an beiden Enden durch Lederkappen geschlossen sind. Oft schmücken sie diese Futterale noch mit eingebrannten Mustern. Stundenlang sitzen sie so, zu mehreren um einen möglichst großen gefüllten Bierkrug vereint, beieinander und unterbrechen die höchst angenehme Tätigkeit des Biersaugens nur, um zwischendurch einmal zur Tabakspfeife zu greifen oder eine kurze Unterhaltung zu führen (Abb. 244).

Geld war den Leuten beim Eintreffen der Grenzexpedition so gut wie unbekannt, ebenso Stoffe. Von Tauschartikeln erfreuten sich die

Perlen großer Beliebtheit. Untereinander handeln sie mit den Erzeugnissen ihres Feldes, eisernen Hacken und schließlich mit Vieh. So wird ein Schild für zwei Ziegen gekauft, ein großer eiserner Speer für denselben Preis; ein kleiner Speer kostet nur eine Ziege. Eine eiserne Hacke kaufen sie für einen Korb Mehl mittlerer Größe.

Das Heiratsgut beträgt im allgemeinen vier Rinder, bei Ärmeren nur ein bis zwei, oder auch zehn bis zwanzig Ziegen und Schafe. Wer nicht in der Lage ist, sich ein Weib zu kaufen, begnügt sich mit einer

Abb. 245. Tanz der Bakulia-Weiber.

Freundin. Ich habe hier zum erstenmal Prostitution gefunden. Mir fielen einige Weiber auf, die besonders reich mit Perlen geschmückt waren. Auf meine Frage, ob sie vielleicht die Frauen des Sultans seien, wurde mir die Antwort, daß sie überhaupt keine Frauen seien, sondern Freundinnen von begüterten, bereits mehrfach verheirateten Männern. So stellte ich dann auch durch Befragen fest, daß selbst der alte Sultan Mbona sich trotz seiner vier Frauen eine derartige Freundin hielt, und als ich ihn selbst danach fragte, ob diese Angaben auf Wahrheit beruhten, gab er es mit einem verlegenen Lächeln zu. Zuweilen werden die Freundinnen, wenn sie schwanger werden, auch von den betreffenden Männern geheiratet, jedoch liegt eine Verpflichtung hierzu nicht vor.

Das gebärende Weib sitzt in der Hütte, die ihr Mann vorher verlassen haben muß, mit breiten Beinen auf einem Fell, wird hinten von einer Verwandten gehalten, während die weise Frau das Kind in Empfang nimmt. Die Nabelschnur wird mit einem kleinen Messer abgeschnitten, das Kind gebadet, und die weise Frau ruft dann die ganzen verwandten Weiber herbei, um die Geburt des Kindes mit Gesang und Tanz zu feiern. Vier bis fünf Tage bleiben Mutter und Kind unter der Obhut der

Abb. 246. Tanz der Bakulia-Weiber.

weisen Frau und erst am fünften Tage darf der Mann die Hütte wieder betreten. An diesem Tage findet auch gleich die Taufe statt, und zwar erhält das Kind zwei Namen, den des Vaters und den der Mutter. Eine zweite Namengebung erfolgt fast stets nach der Beschneidung. Vier Monate lang wird das Kind nur mit der Muttermilch ernährt, dann gibt man ihm neben dieser auch noch leichte Milch- und Mehlsuppen.

Ehebruch kommt ziemlich selten vor. Das schuldige Weib wird von dem Mann ganz gehörig durchgeprügelt und der Verführer muß zur Strafe zwei Rinder zahlen.

An Krankheiten konnte ich folgende feststellen: Eine namens „Buhendu“, bei der Gesicht und Glieder schwellen und die Leute angeblich nach fünf Tagen sterben. Eine weitere heißt „Russau“ und ist Dysenterie. Ferner eine Brustkrankheit namens „Kibuche“, die sich durch Brustschmerzen und starken Husten äußert.

Stirbt jemand, so wird er in Nähe seiner Hütte begraben. Die Anverwandten singen, ähnlich wie wir es bei den Wageia kennen gelernt haben, drei Tage lang Klagelieder. Der Tote wird nackt begraben in zusammengekauerter Stellung. Über dem Grabe wird ein kleiner Grabhügel errichtet. Die Erbschaft tritt das Weib an, das er zuerst geheiratet hat.

Wie bei allen mir bekannten Völkerstämmen wird auch hier bei den Bakulia jedes Fest durch Tanz gefeiert. Als Musikinstrumente dienen Trommeln, die bereits auf Abbildung 239 dargestellt sind, und zwar in zwei Arten (vergl. Kapitel III). Die lange Trommel fertigt man aus einem etwa 1,20 m langen Baumstamm, der ausgehöhlt wird, auf dessen sonstige Bearbeitung man aber wenig Wert legt. Oben wird eine Leguanhaut derart aufgespannt, daß der etwa zwei bis drei fingerbreit über den Rand

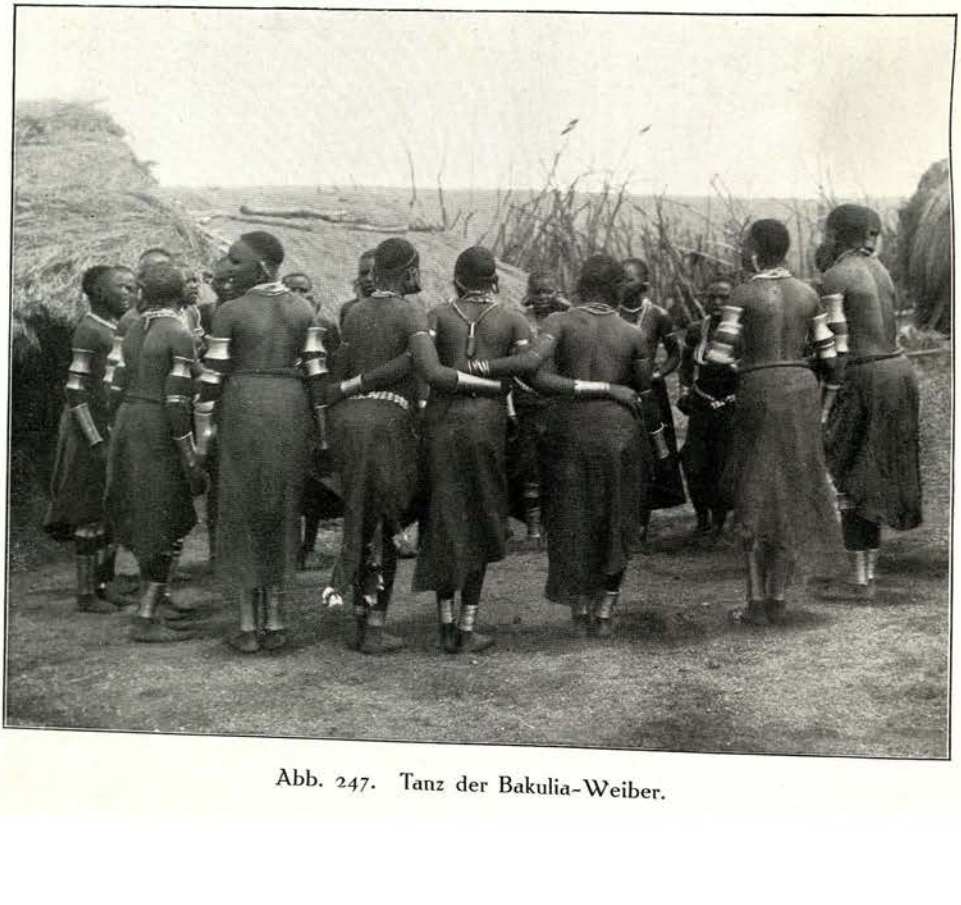


Abb. 247. Tanz der Bakulia-Weiber.

Abb. 248. Tanz der Bakulia-Weiber.

herüberragende Streifen durch kleine Holzpflöcke festgehalten wird. Zum Schmuck legt man zuweilen noch um die Trommel breite Lederstreifen mit der behaarten Seite nach außen. Die Handhabung erfolgt in der Weise, daß ein Mann mit beiden flachen Händen die Haut bearbeitet und ein zweiter dahinter Sitzender die Trommel festhält, weil sie sonst bei den lebhaften und kräftigen Schlägen fortfliegen würde (Siehe Abb. 239).

Die kleinere Trommel, gleichfalls bestehend aus einem ausgehöhlten Baumstamm von größerem Durchmesser, ist mit Lederhaut bespannt und wird nicht mit den Händen, sondern mit einem Holzstock geschlagen. Ich habe zwei verschiedene Herstellungsarten beobachten können: in einem Falle war der Stamm bis auf eine dünne Bodenwand ausgehöhlt, im andern war er ganz durchbohrt und wurde wie die obere Seite mit einem Stück Rinderfell geschlossen. Beide Fellstücke verbindet man durch eine starke Lederverschnürung miteinander.

Ein Modulieren des Tones durch Auflegen einer Hand auf das Fell, wie es bei den Waganda und Waheia üblich ist, kennen sie nicht. Diese zweite Trommel ist auch lediglich ein Begleitinstrument zum Angeben des Taktes.

Männer und Frauen tanzen in getrennten Gruppen, erstere derart, daß sie sich in regellosen Trupps eng zusammengeballt mit kurzen, stampfenden Schritten vorwärts und rückwärts bewegen. Ein Vorsänger trägt die Melodie vor, die übrigen antworten mit dem Refrain.

Bei den Frauen habe ich verschiedene Tänze kennen gelernt. Bei dem einen standen sie in einem Gliede nebeneinander (Abb. 245) und tanzten mit kurzen, stampfenden Schritten und ruckartigen Bewegungen des Oberkörpers und beider Arme. Der Tanz wurde begleitet durch Gesang. Oder aber sie bildeten einen Kreis um die in der Mitte sitzenden Trommelschläger und häufig noch ein oder zwei Männer, die als Vorsänger dienten (Abb. 246). Zuweilen faßten sich die Frauen beim Tanz auch noch um die Hüften (Abb. 247). Der Tanz, der erst in ruhigem Tempo und mit eintönigem Gesang beginnt, wird immer wilder, der Trommelschlag immer schneller und der Gesang noch häufig unterbrochen durch weithin gellende Triller. Die ruckartigen Bewegungen des Oberkörpers werden so heftig, daß man fast befürchten könnte, den Weibern fliegen die Brüste ab, bis endlich nach etwa zwanzig Minuten langer anstrengender Tätigkeit mit kurzem, scharfen Trommelschlag bei besonders kräftigem und schönem Triller der Tanz beendet ist. Es empfiehlt sich jetzt nicht, sich den Tänzerinnen, deren Leiber ordentlich dampfen, zu nähern, wenigstens nicht, wenn man zarte Geruchsnerven hat. Eine dritte Tanzweise, die ich seltener beobachtet habe, besteht darin, daß die Weiber mehr oder weniger graziös mit beiden Händen die Fellbekleidung leicht anheben und so die vorstehend geschilderten Tanzbewegungen ausführen (Abb. 248).

VI. Die Masai und Wandorobbo.

Das Volk, das mir während meiner ganzen vierjährigen afrikanischen Tätigkeit am interessantesten war, sind die Masai. Der Wunsch, sie und die von ihnen bewohnten wildreichen Jagdgründe kennenzulernen, veranlaßten mich seinerzeit, auf meinen Heimatsurlaub zu verzichten und weiter teilzunehmen an den strapazenreichen Arbeiten der Grenzexpedition durch dieses hochinteressante Gebiet hindurch bis zum Indischen Ozean.

Ein eigenartiger Zauber liegt in dem Wort „Masai". Sind sie doch als der kriegerischste aller ostafrikanischen Stämme bekannt und haben sowohl den englischen wie auch den deutschen Schutztruppen in vielen Kämpfen schwere Verluste beigebracht. Selbst das Schnellfeuer der Hinterlader hat oft den Ansturm der nur mit Hieb- und Stichwaffen ausgerüsteten Masai nicht abwehren können. Auf die umwohnenden Eingeborenen aber hat der Ruf: „Die Masai kommen" zum mindesten dieselbe Wirkung wie seinerzeit bei den Römern das Wort: „Hannibal ante portas". Der persönliche Schneid der Masaikrieger, die nicht davor zurückschrecken, dem Könige der Tiere in freier Steppe nur mit dem langen Speer in der Faust gegenüberzutreten, und ihre kriegerischen Tugenden müssen in jedem Mann vollste Sympathie erwecken. Ich gestehe ganz ehrlich, daß sowohl mein Freund Captain T. T. Behrens von der englischen Grenzkommission wie ich die Hoffnung hegten, uns einmal mit solchen Gegnern im Kampfe zu messen. Noch ein weiterer Umstand trat hinzu, der uns reizte, die Grenzexpedition durch die Masaisteppe hindurchzuführen; galt sie doch in dieser Gegend wegen Wassermangels und wegen des Fehlens ackerbautreibender Stämme für unpassierbar. Außerdem war uns bekannt, daß der damalige Gouverneur von Trotha, der nicht einmal wie wir an eine ganz bestimmte Marschrichtung gebunden war, sondern im Bogen weiter südlich die Steppe durchquerte, dieses nur mit Opfern an

Menschenleben, Reit- und Lasttieren ermöglichte, so daß auch das Reichskolonialamt lebhaftes Bedenken hatte, uns durch dieses unwirtliche Gebiet ziehen zu lassen, bis Goldfunde in unmittelbarer Nähe der Grenze eine Vermessung derselben dringend erforderlich machten.

Waren dies Momente, die auf uns Europäer einen hohen Reiz ausübten und in uns das Verlangen erweckten, Land und Leute kennenzulernen, so verhielt es sich gerade umgekehrt bei unseren Trägern, den sonst sehr tüchtigen und leistungsfähigen Wassukuma. Sie sahen in einem Zug durch diese Steppe nur ein höchst gefahrvolles Unternehmen, bei dem ihnen ständige Überfälle der kriegslustigen Masai bevorstanden. Hatten sie doch selbst schon häufig in ihrer Heimat Ussukuma räuberische Einfälle zu erdulden gehabt. Nur der Autorität unseres Expeditionsleiters, des Hauptmanns Schlobach, der früher ihr Stationschef war, gelang es, sie zu dieser Durchquerung zu verpflichten. Wie es auch lediglich seiner Umsicht und Tatkraft zuzuschreiben ist, daß die uns gestellte Aufgabe, wenn auch unter großen Anstrengungen und Entbehrungen, zur vollsten Zufriedenheit des Reichskolonialamtes gelöst wurde.

Am Rande des über 300 m tief fast senkrecht abfallenden Utimbaruplateaus stehend, lassen wir die Blicke in sehnsuchtsvoller Erwartung dessen, was uns die nächsten Monate bringen werden, nach Osten schweifen. Unter uns breitet sich schier endlos die mit hohem Gras und Akazienbusch bestandene Masaisteppe, und in ihr sehe ich mit meinem guten Buschglase deutlich zahlreiche Wildherden, aber soweit das Auge reicht keinen Menschen. In vorsichtig zögerndem Schritt, fest auf den Bergstock gestützt, steigen wir den Steilabfall des Plateaus hinab und befinden uns jetzt in der Masaisteppe.

Es ist hier nicht der Ort, die Eindrücke zu schildern, die mir gleich am ersten Tage das so außerordentlich wechselreiche Bild der Tierwelt bereitete; nicht die Empfindungen, die in mir ausgelöst wurden, als ich gleich in der ersten Nacht die gewaltig packenden Töne eines brüllenden Löwen hörte. Der so eigenartige Zauber der Masaisteppe hielt mich gleich vom ersten Tage an umfangen, und immer wieder drängte sich mir die Frage auf, wann werde ich mit dem ersten Masai zusammentreffen, und wann werde ich den ersten Löwen strecken? So unglaublich es klingt: ich habe erst die ganze Masaisteppe durchqueren müssen, um dann endlich am Nordhange des Kilimandscharo in Leitokitok die erste Masainiederlassung zu finden. Auch nicht einer von uns 15 Europäern der gemeinsamen deutsch-englischen Grenzexpedition, die wir doch stets mit nur ganz kleiner bewaffneter Macht getrennt marschiert sind und gearbeitet haben, ist mit den Masai zusammengestoßen.

Der Grund lag einmal darin, daß die Masai schon kurze Zeit nach dem Eintreffen der Grenzexpedition am Ostufer des Viktoria-Sees genau

unterrichtet waren von der Stärke und Zahl der Europäer, und daß sie es deshalb nicht für ratsam hielten, einen Angriff zu unternehmen, um so mehr, als es bei uns ja nichts zu holen gab und wir auch nichts von ihnen wollten. Die andere Ursache hatten wir wohl darin zu suchen, daß mitten in der Steppe dicht an der Grenze das Gouvernement einen Offizierwanderposten errichtet hatte, der von Leutnant (jetzt Oberleutnant) von Wiese und Kaiserswaldau geführt wurde. Mit seiner kleinen aber hervorragend disziplinierten Askaritruppe zog er ununterbrochen in anstrengen-

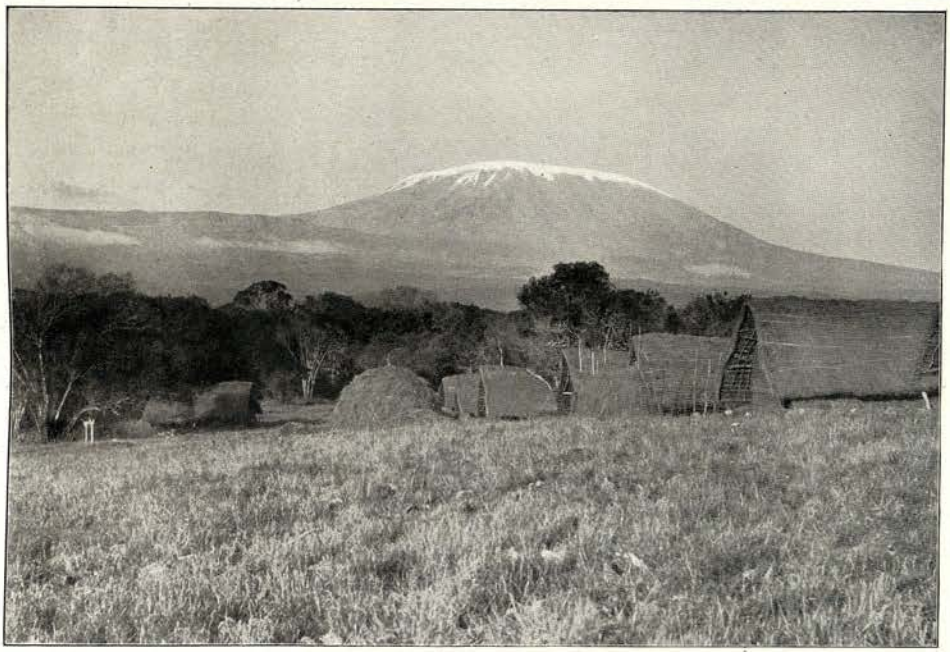


Abb. 249. Der Kibo, das Schnee- und Eisplateau des Kilimandscharo (vom Lager Leitokitok aufgenommen).

den Märschen im Grenzgebiet umher und hielt so die Masai in Schach. Sein weiteres, nicht zu unterschätzendes Verdienst bestand darin, daß er sich das volle Vertrauen der sonst so scheuen und europäerfeindlichen Wandorobbo erwarb und stets über landeskundige Führer verfügte, was nie so dringend erforderlich war für das Vorwärtskommen unserer Karawane, wie gerade hier in dem wasserarmen und unbewohnten Gebiet.

Daß in bewohnten Gegenden sich mit großer Schnelligkeit und Genauigkeit die Nachrichten über den Anmarsch einer Karawane im Lande verbreiten, haben wir bereits gehört; geradezu erstaunlich aber war es, daß durch diese weiten unbewohnten Gefilde in kurzer Zeit die Kunde von dem Anmarsch der Grenzexpedition bis zum Kilimandscharo gelangt

war, und zwar vollkommen richtig, was die Zahl der Europäer anbelangte, nur die Stärke unserer bewaffneten Macht war viel zu hoch angegeben worden. Die Träger dieser Botschaft waren zweifellos die Wandorobbo.

Die Bezeichnung Masaisteppe für das weite von den Masai und auch den Wandorobbo bewohnte Gebiet, das etwa zwischen dem 34. und 38. Längengrad, sowie dem 3. Grad nördlicher und 6. Grad südlicher Breite

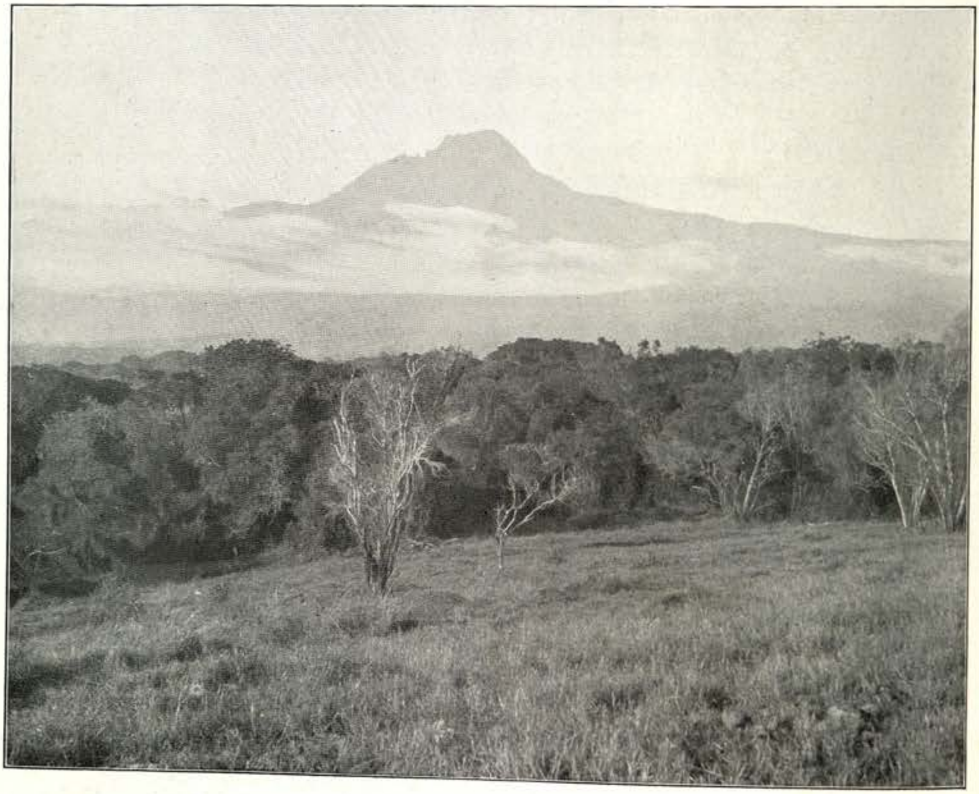
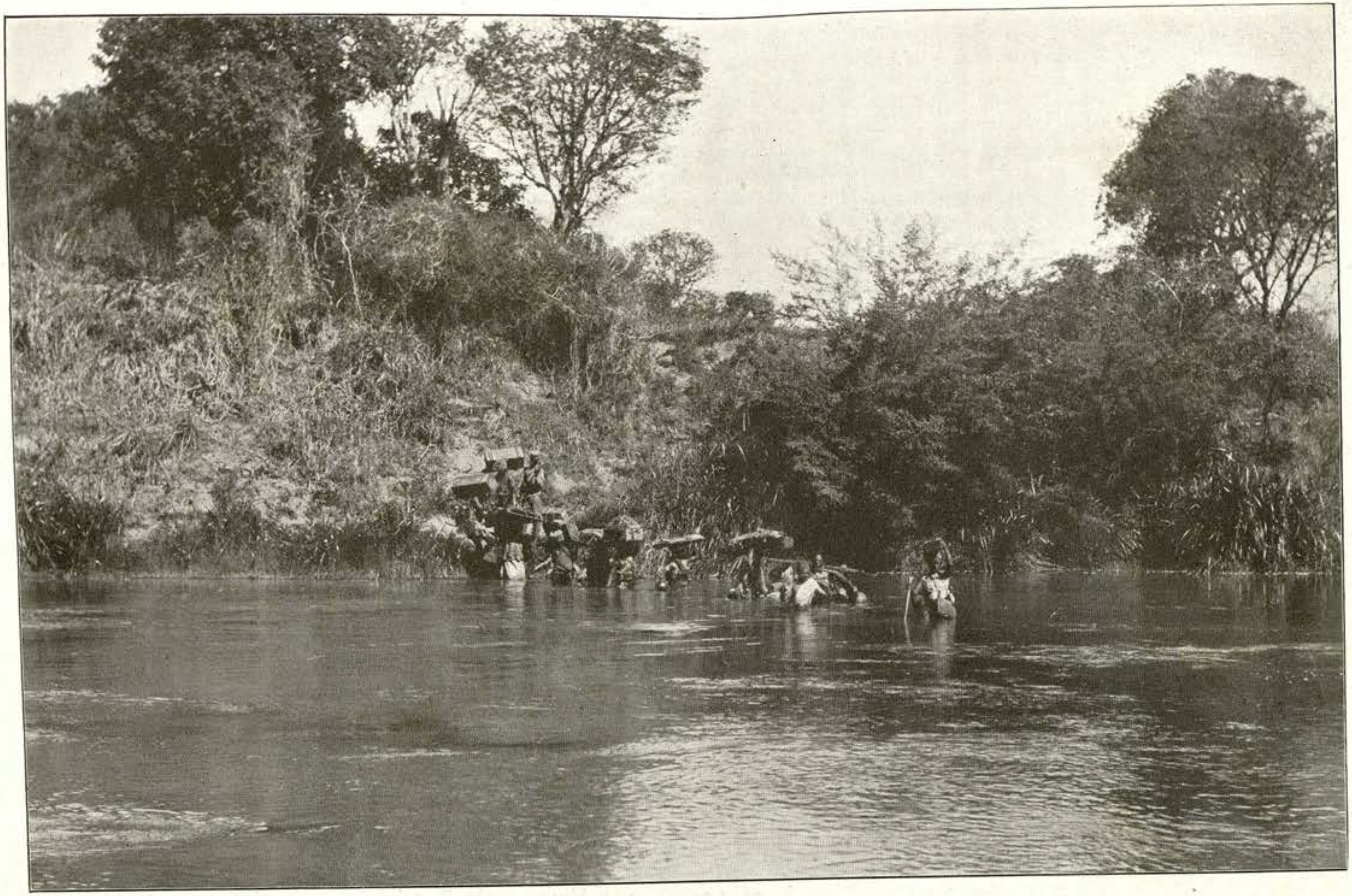


Abb. 250. Der Mawensi (zum Kilimandscharo gehörig).

liegt, erweckt die falsche Vorstellung, daß wir es hier nur mit einem Steppenland zu tun haben. Wohl finden wir weite Gras- und Buschsteppen, wie am Mara, bei Olgoß und an vielen anderen Punkten, aber in diesen wieder Hochplateaus und stark zerklüftete Gebirge von über 2000 m Durchschnittshöhe, so daß wir bei unserer Durchquerung nach höchstens zweitägigem Marsche durch Steppenland wieder einen Gebirgszug vor uns hatten, und das war unsere Rettung. Denn zur Trockenzeit konnte man vergeblich in der Steppe nach Wasser suchen; ja selbst das Graben in den ausgetrockneten Flußbetten blieb ergebnislos. Stets jedoch

Tafel XVII.



Durch den Mara-Fluß.

fanden wir — oft allerdings erst nach langem mühseligem Suchen — in den Bergen Wasser.

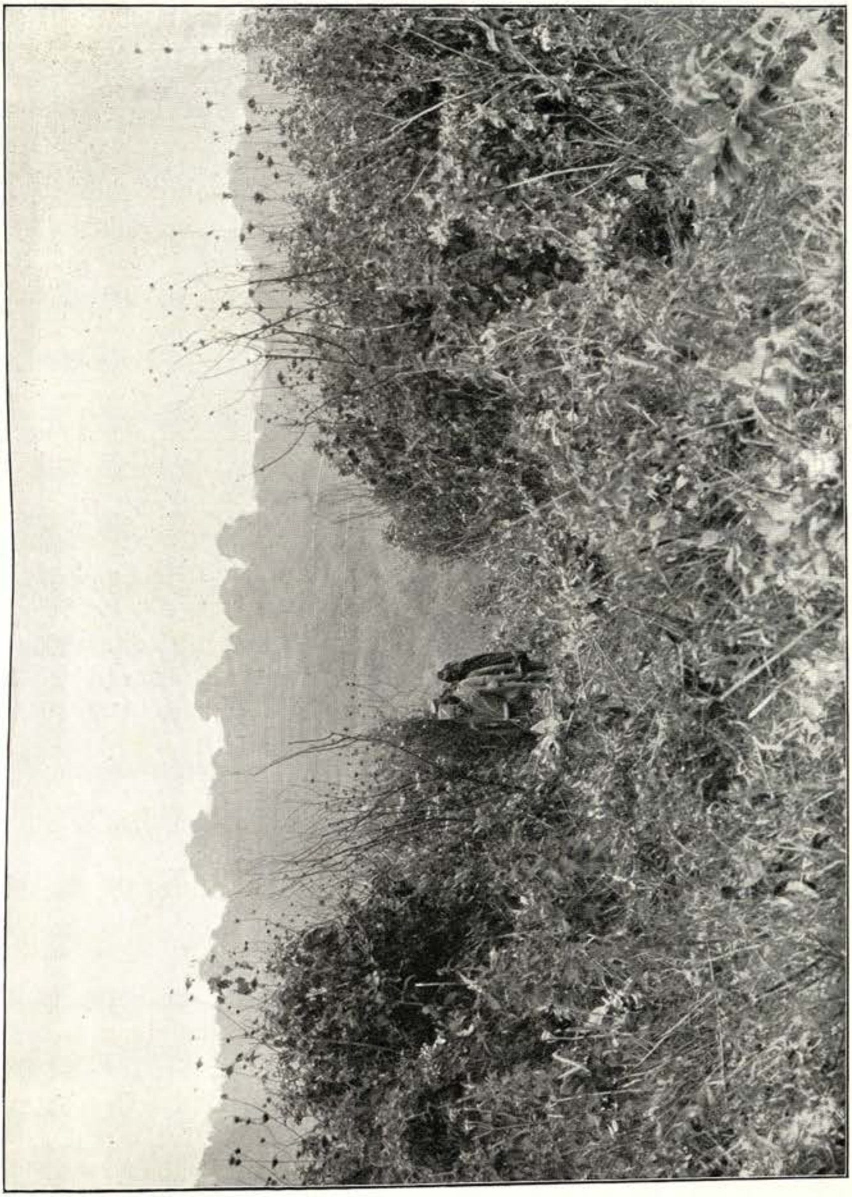


Abb. 251. Dichter Urbusch am Kilimandscharo.

Die Hauptschwierigkeit bei Durchquerung dieses Gebietes bestand darin, daß wir durch unsere Arbeit an eine bestimmte Marschroute gebunden waren und unsern Weg nicht mit Rücksicht auf die Wasserstellen

wählen konnten. Oft kamen meine Führer zu mir und baten mich: „Herr, wir müssen nach Süden; wenn wir diese Richtung beibehalten, werden wir nie Wasser finden.“ Das Wort „ngare medi“, kein Wasser, das wir so oft zu hören bekamen, wirkte stets auf uns Europäer, noch mehr aber auf die armen, nach langem Marsche ermatteten Träger recht niederdrückend.

Ich entsinne mich deutlich eines Tages: die Trockenzeit hatte ihren Höhepunkt erreicht, um 6 Uhr früh waren wir von unserm Lagerplatz abmarschiert und zogen schon 7 Stunden in der sonnendurchglühten, verdorrten Steppe lautlos, matt und stumpfsinnig dahin, ohne die geringste Aussicht auf Wasser. Mehrere Male hatten wir ausgetrocknete Flußbetten passiert, an deren Struktur man erkennen konnte, wie hier zur Regenzeit wildschäumende Wassermengen dahingebraust waren. Jetzt fanden wir selbst durch Nachgraben nicht einen Tropfen Wasser. Acht Stunden zogen wir bereits durch die Steppe, da kam mein Führer zu mir und sagte: „Herr, wenn wir jetzt nicht nach Süden marschieren, dann müssen wir verdursten.“

Ich hatte jedoch nicht im Süden zu arbeiten, sondern im Norden. Wir gingen also nach Norden weiter. Um 5 Uhr nachmittags machte ich an einem Hügel mit meiner völlig ermatteten Karawane Halt und suchte mit dem Glase die Gegend ab. Hierbei fand ich am Hange eines Höhenzuges in zwei Kilometer Entfernung eine kleine Stelle mit frischem grünen Gras. Sofort begab ich mich dorthin und entdeckte zu unserer größten Freude eine, allerdings nur tropfenweise rieselnde Quelle. Um 12 Uhr nachts hatte auch der letzte Träger seinen Krug gefüllt.

Häufig mußten wir froh sein, nach angestrengten zehnstündigen Märschen unser Lager an einer Wasserstelle aufzuschlagen, die weiter nichts wie eine dunkelbraune Flüssigkeit enthielt, in der vielleicht kurz vorher noch sich ein Nashorn gewälzt hatte. Jedoch ohne Besinnen stürzte sich alles auf diesen Tümpel und sog mit gierigen Zügen das höchst zweifelhafte Naß.

Betrachten wir uns ganz kurz die sogenannte Masaisteppe dort, wo die Grenzexpedition sie berührt hat: Vom Utimbaruplateau aus marschieren wir durch lichte Akaziensteppe, die im Durchschnitt 1350—1400 m hoch liegt, mit zum Teil niedrigem, zum Teil meterhohem Grasbestand, und erreichen nach 4—5 Stunden den Marafluß (Tafel XVII), der südlich Schirati in den Viktoria-See mündet. In dieser Steppe liegen Weideplätze und am Tikitei, dem Nebenfluß des Mara, Tränken der Bakulia. Die Steppe selbst ist sehr wildreich, vorherrschend finden wir Jimera, Swala (Schwarzfersenantilope), Thomsongazellen und am Mara selbst Wasserböcke; daneben noch zahlreiche kleine Antilopenarten. Nach Durch-

querung des Mara setzen wir den Marsch durch welliges Steppenland fort und treffen hier, nur einen Tagemarsch östlich des Flusses, die ersten Spuren kürzlich verlassener Wandorobboniederlassungen und am nächsten Tage bereits einen bewohnten Kraal. Achtlos wären wir an dem ganz im dichten Buschwerk versteckten Dorf vorübergegangen, wenn uns nicht das Blöken der Schafe angelockt hätte.

Der nächste Tagemarsch bereits brachte mich wieder an ein Wandorobbolager, in dessen unmittelbarer Nähe ich auf einer saftigen, großen

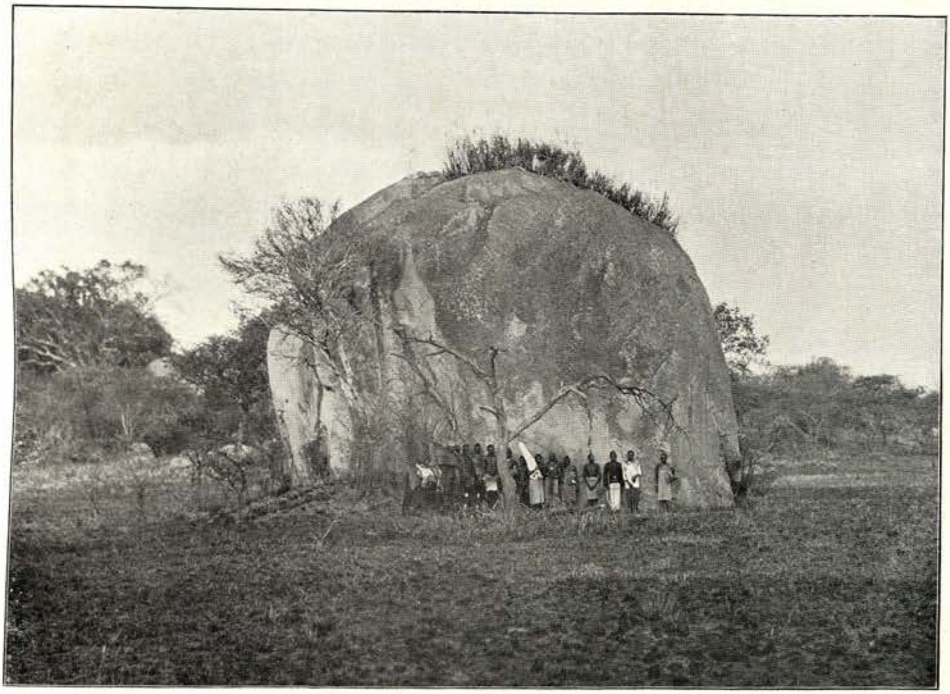


Abb. 252. Felsblock in der Masai-Steppe.

Wiese das Lager aufschlug. Eingesäumt ist mein Lagerplatz von großen Bosketts, die gerade jenem Teil der Masaisteppe, den ich in den letzten zwei Tagen durchquert hatte, ein so eigenartiges Gepräge geben; dicht vor mir liegt der steil 2200 m hoch ragende Gipfel des Kogaberges, den wir als trigonometrischen Punkt benutzten. Er gehört zu einem Gebirgsstock, der hier auf unserer Route zum erstenmal die zum Teil hügelige, zum Teil ganze flache Steppe unterbricht und das kleine, klare Bächlein, das mir zu Füßen plätschert, mit Wasser versorgt. Hier fand ich bei dem Ältesten der Wandorobbo ein sehr liebenswürdiges Entgegenkommen; er ließ mir sogar einen Hammel überreichen und gab mir Ge-

legenheit zum Erwerb verschiedener interessanter ethnographischer Gegenstände und zu photographischen Aufnahmen.

Von hier aus zieht sich ein mehrfach unterbrochener Gebirgsstock von 2200 m Durchschnittshöhe in südlicher Richtung auf Olgoß zu bis etwa auf 10 km an dasselbe heran. Die dazwischenliegenden Längs- und Quertäler zeigen meist lichten Baum- und Buschbestand, zum Teil sind sie aber auch, ebenso wie die Hänge, mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, wodurch das Besteigen der Berge außerordentlich erschwert wird. Hat man nicht das Glück, auf Nashorn- oder Büffelpfaden durchzukommen, so ist stundenlanges Arbeiten mit Axt und Buschmesser nötig, um sich einen Weg zu bahnen. Das Betreten der Nashorn- und Büffelpfade ist nicht ungefährlich. Verschiedene Male kamen uns Nashörner entgegen oder Büffel brachen, wütend schnaubend, in unmittelbarer Nähe von uns durch das Dickicht, so daß einem meiner Wandorobboführer die Situation zu ungemütlich wurde und er spurlos im Dickicht verschwand, um nicht wiederzukommen.

Der schon vorstehend erwähnte Offizierposten Olgoß liegt 40 km von der Grenze entfernt. Er ist auf einem freiliegenden steinigen Hügel, der guten Umblick gestattet, errichtet.

Folgen wir vom Berge Koga aus dem Verlauf der Grenzlinie, so haben wir auf dem 90 km langen Weg bis zum Ostafrikanischen Graben ein stark zerklüftetes Gebirgsland, das im Durchschnitt 2200 m hoch ist, aber auch Berge von 2500 m aufweist, zu durchqueren. Vom Posten Olgoß aus führt uns ein bequemerer Weg durch die 33 km breite, außerordentlich wildreiche, leichtgewellte Grassteppe. Bei Oliondo erreichen wir dann wieder Gebirgsland. Zwischen den Bergen, vor allem an dem Flusse Bolloledi, liegen noch kleinere wildreiche Gras- und Buschsteppen, die infolge ihrer Höhenlage von fast 2000 m ein durchaus gesundes, nahezu europäisches Klima aufweisen; hier traf ich wiederholt Wandorobbo. An einem idyllisch schönen Fleck, unmittelbar neben einer klaren Quelle und nahe dem löwenreichen Bolloledi befand sich unser Verpflegungsdepot Mundorossi. In der Anlage dieser drei bis vier Tagemärsche voneinander entfernten Depots bestand für uns die einzige Möglichkeit, die Masaisteppe zu durchqueren. Es bedurfte der langjährigen Erfahrung und der Fähigkeit des Hauptmanns Schlobach, monatelang voraus disponieren zu können, um diese Depots richtig anzulegen und rechtzeitig mit Verpflegung zu versorgen. Wir waren bei unserer trigonometrischen und topographischen Tätigkeit völlig von ihnen abhängig. Der Weitermarsch nach Osten war infolge des fortwährenden Bergauf und Bergab und durch das dichte Gestrüpp und Buschwerk, das wir in den Tälern und auf den Berghängen fanden, sehr beschwerlich.

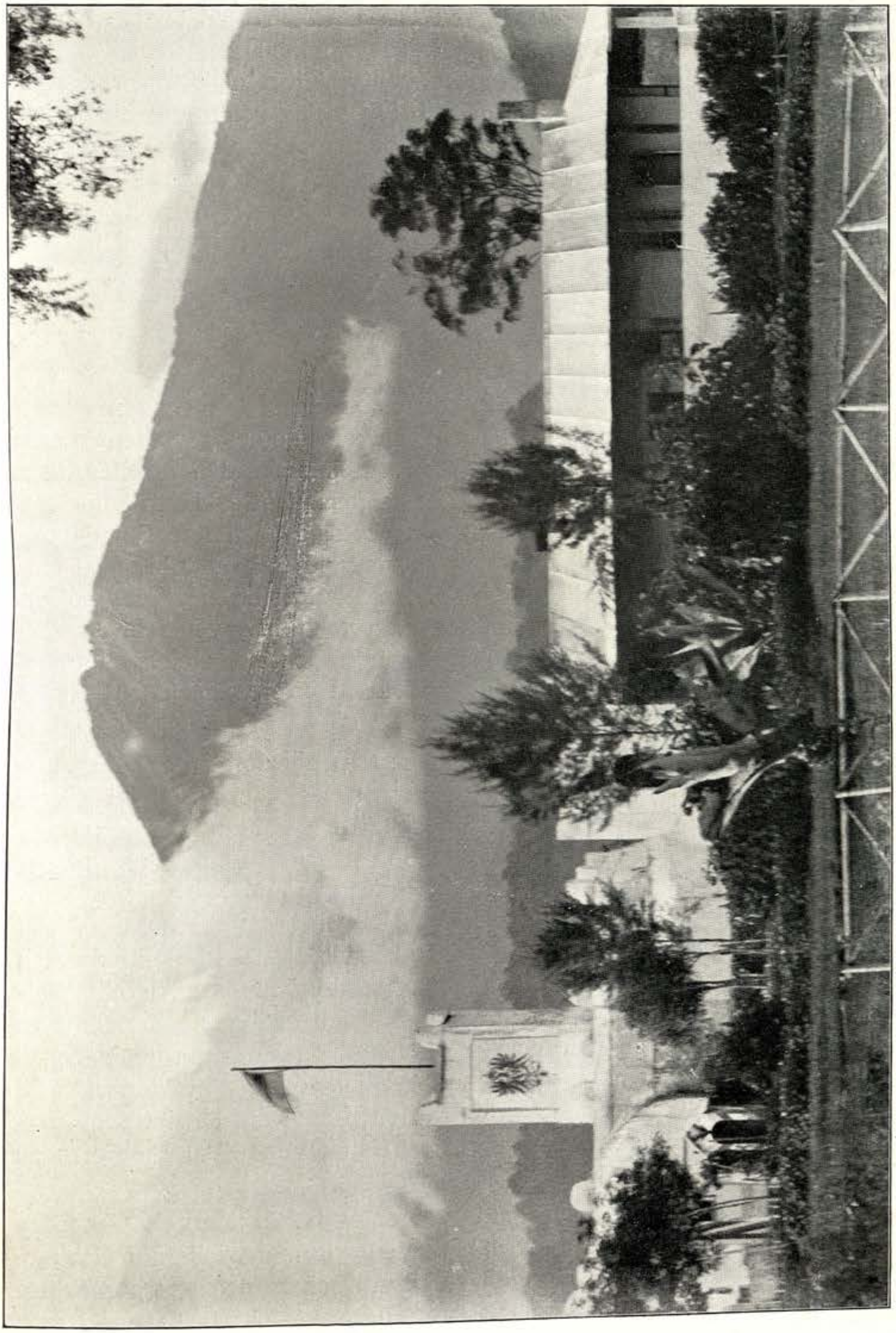


Abb. 253. Der Meru-Berg, im Vordergrunde Militärstation Aruscha.

Von Mundorossi aus haben wir in drei angestrengten Tagemärschen den Westrand des ostafrikanischen Grabens erreicht und genießen hier auf dem Oldonjo-Sambu einen prachtvollen Anblick. Dicht vor unsern Füßen stürzt der Steilabfall von 2022 m Höhe fast senkrecht ab bis zu einer Tiefe von 620 m. Weit unten blinkt in der grellen Tropensonne weißschimmernd der Spiegel des fast 60 km langen Natronsees; kein Lufthauch kräuselt seine glatte Fläche und eigenartig wirkt auf uns, die wir jetzt tagelang durch die üppigste Baum- und Buschvegetation marschiert sind, die völlige Kahlheit und Dürre seiner Ufer. Diese Wirkung wird noch erhöht durch den Anblick des in starrer Nacktheit vor uns auf dem jenseitigen Ufer in fast 3000 m Höhe steil emporragenden, viel zerrissenen, mächtigen Blockes des Vulkans Oldonjo-Gelei.

Der See selbst ist eingefaßt von einem schmalen weißen Band; es ist die Ablagerung des Natronsalzes. Dicht neben diesem weißen Saume erblicke ich am ganzen Nordufer einen rosaschimmernden Streifen, den ich mir anfangs von meinem hohen Standorte aus nicht erklären kann, bis mein gutes Buschglas mir Aufschluß gibt; es sind unzählige Flamingos, die dort im seichten Wasser einherstolzieren und sich mit ihren langen Hälsen und krummen Schnäbeln vom Grunde des Sees ihre Nahrung holen. Der Abstieg zum ostafrikanischen Graben erfolgt in zwei sehr steilen Terrassen. Trotzdem der Weg in zahlreichen Serpentinen sich nach unten windet, ist er doch noch so steil, daß mancher Träger mit seiner Last — gerade nicht zum Vorteil dieser — ausgleitet.

Endlich auf der Sohle des Grabens am Nordufer des Sees angelangt, empfängt uns eine Gluthitze, wie wir sie seit Verlassen der Küste, also seit 2½ Jahren, nicht empfunden haben. Kein Luftzug verschafft uns Kühlung und sengend heiß strahlt der kahle rotbraune Boden die Sonnenglut zurück; er war so stark erhitzt, daß meine Träger trotz ihrer Hornhaut unter den Füßen mit ihren schweren Lasten im Laufschritt bis zum Wasser eilten und in diesem weitermarschierten. Wie wir jetzt deutlich wahrnehmen konnten, ist der See außer mit Flamingos noch mit zahlreichen Pelikanen und Reihern bevölkert. Auch in der Nacht kühlte es sich nicht ab, außerdem wurden wir derartig von Moskitos geplagt, daß meine Träger sich gar nicht zur Ruhe begaben, sondern die ganze Nacht am Feuer saßen und versuchten, durch den Rauch die Moskitos zu verjagen. Ja, einige Träger liefen sogar, um sich von ihren Peinigern zu befreien, in den See hinein.

Zum Glück kamen wir bald wieder in höhergelegene Gegenden und 30 km östlich des Natronsees befanden wir uns wieder in Gebirgsland von 2000 m Durchschnittshöhe. Mit Ausnahme des Natronsee- und Amboseliseegebietes ist die Masaisteppe, dort wo ich sie kennen lernte,

gesund, vor allem aber in den gebirgigen Teilen, so daß sie mit ihren weiten, zu Viehweiden hervorragend geeigneten Grassteppen sehr wohl

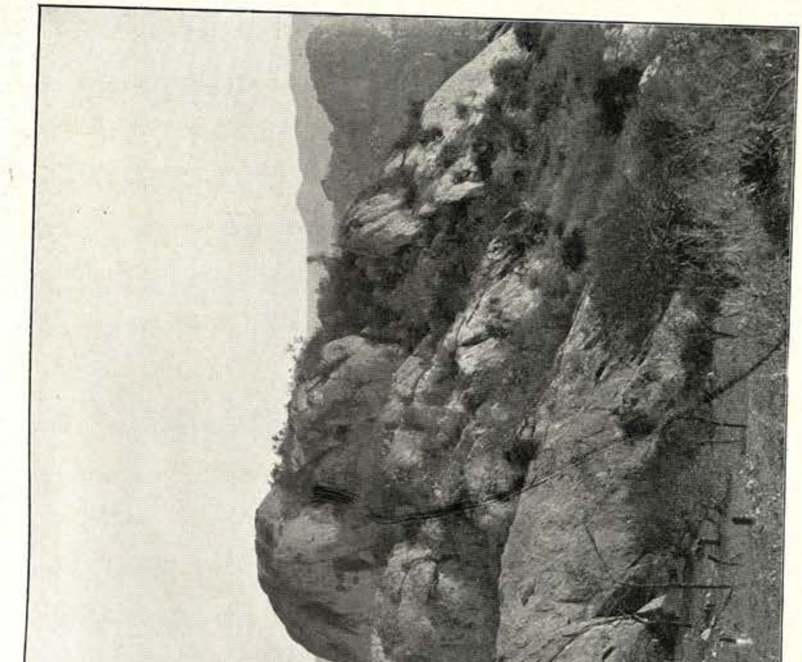


Abb. 254. Felskuppen auf den nördlichsten Ausläufern des Kilimandscharo.

besiedelungsfähig ist, vorausgesetzt, daß Verkehrswege geschaffen werden.

Auf dem Weitermarsch nach Osten treffen wir wieder, wie westlich des Natronsees, Gebirgszüge abwechselnd mit welligem und hüge-

ligem Steppenland, in dem sich zahlreiche Wildherden tummeln und aus dem zwei gewaltige Massive emporragen. Es ist der dunkle, steil abfallende 2570 m hohe Oldonjo-Erok und der 2600 m hohe Longidoberg. Beide sind bewaldet und vor nicht langer Zeit, wie deutliche Spuren zeigten, hatten dort noch Elefanten gehaust. Von hier führt uns der schmale, erst von unsern Trägern angelegte Weg in gleichmäßigem Fall zu einer breiten flachen Grassteppe von nur 1200 m Durchschnittshöhe, in der die Njirisümpfe und der Amboseli-See liegen. Hier befinden sich wieder gute Weideplätze für ungezählte Wildherden. Vor allem zieht sich zur Trockenzeit das Wild aus der wasserlosen Steppe an diesen ständigen Wasserstellen zusammen, und die Löwen haben an den Tränken ein bequemes Jagen.

Nach Durchquerung dieser etwa 30 km breiten Grassteppe, die in ihrem östlichen Teil in einen dichten Buschwald übergeht, stehen wir am Fuße des Kilimandscharo (Abb. 249 und 250), der mir aus dem vortrefflichen Werke des Professors Hans Meyer bekannt war und den aus eigener Anschauung kennen zu lernen jeden, der die packenden Schilderungen dieses Forschers gelesen hat, reizen muß. Leider ist das Haupt des Berges fast immer in Wolken gehüllt und stets nur während der Regenzeit liegt er zu früher Morgenstunde in seiner ganzen majestätischen Pracht vor uns. Schon einmal hatte ich den überwältigenden Anblick dieses mächtigen Bergriesen genossen. Es war südlich vom Berge Longido; wie bei unserer angestrengten Tätigkeit üblich, hatte ich bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang mein Lager verlassen und marschierte durch eine weite offene Buschsteppe nach Osten in Richtung auf den Kilimandscharo. Bald zeigte sich vor uns tief unten am Horizonte der erste fahlgraue Dämmerstreifen. — Die Leute, die behaupten, daß es in den Tropen keine Dämmerung gibt, sind nicht mit offenen Augen durch das Land gegangen; wohl ist sie kürzer wie hier bei uns, doch gibt es eine Morgen- und Abenddämmerung. — Das Tagesgrauen wich einer schwach rosaroten Färbung, die immer intensiver wurde, bis die ersten Strahlen der höher steigenden Sonne den Osten in purpurne Glut tauchten.

Jedoch nicht durch dieses schöne Naturschauspiel, das wir ja schon so oft genossen hatten, wurde unser Auge gebannt, sondern durch ein weit packenderes, bisher noch nicht geschautes: Vor uns in einer Entfernung von 90 km lag in völliger Klarheit das 6000 m hohe, mit ewigem Eis und Schnee bedeckte Haupt des Kilimandscharo. Scharf hoben sich die Umrisse dieses gewaltigen Blockes ab und es machte auf uns, die wir 4000 m tiefer standen, den Eindruck, als rage er mit seinem mächtigen breiten Schneehaupte bis in den Himmel hinein. Nicht in schneeiger Weiße sahen wir seinen Gletschermantel, sondern von der aufgehenden Sonne mit einem zarten rosafarbenen Hauch übergossen, und wie mit der

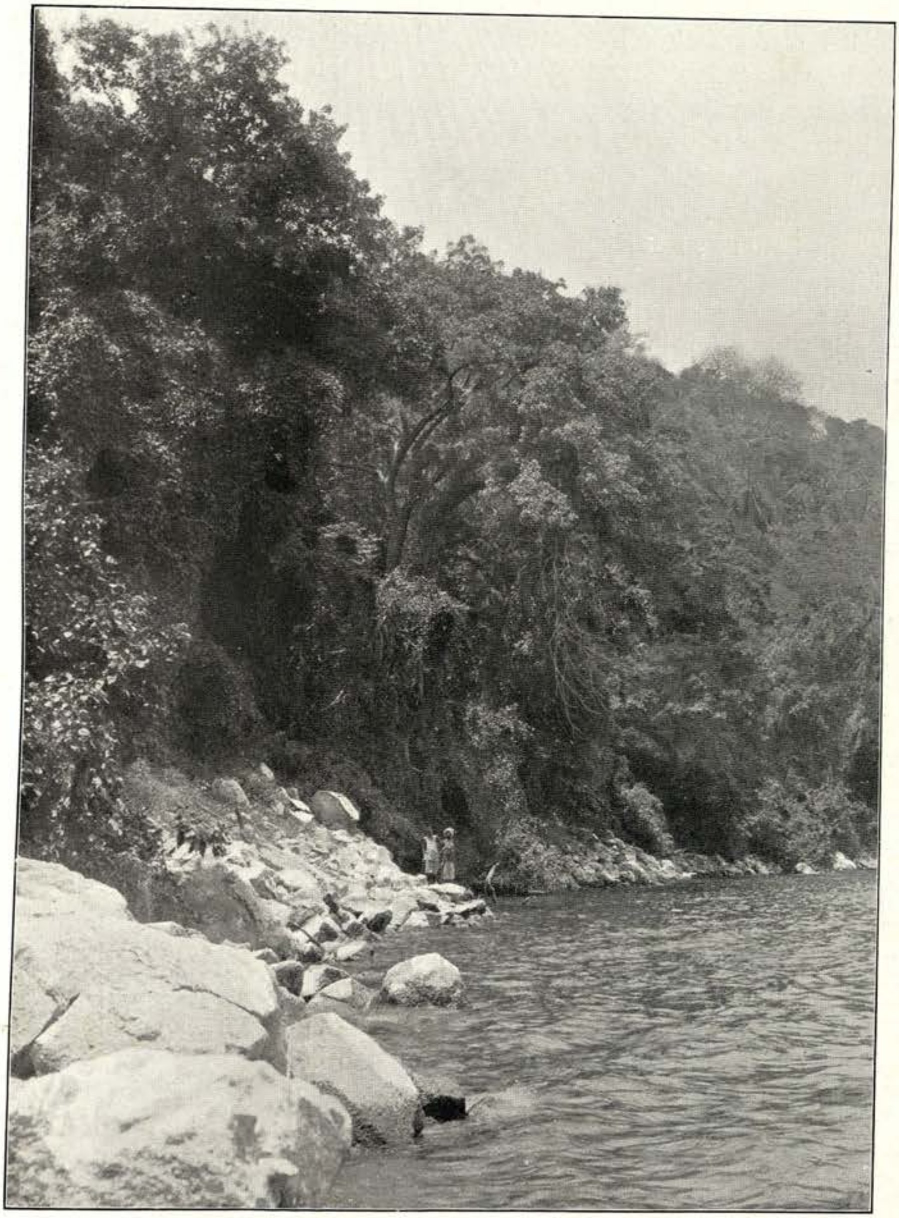


Abb. 255. Am Tschalla-See.

aufsteigenden Sonne der Horizont selbst intensivere Töne annahm, so war auch bald das riesige Schneehaupt wie mit Purpur überzogen. Ein Bild, das wohl nur wenige geschaut haben und das den wenigen für ihr ganzes Leben unvergeßlich bleiben wird, ein Bild, das Meister Kuhnert, der Be-

herrscher afrikanischer Farbentöne, so herrlich wiedergegeben hat. Mit der höhersteigenden Sonne verblaßten die roten und rosa Töne und der Firnenkranz des Bergriesen lag in blendender Weiße vor uns. Nur kurze Zeit konnten wir dieses herrliche Naturschauspiel genießen. Aus dem breiten Urwaldgürtel, der den ganzen Kilimandscharo umgibt, stiegen wallende Nebel auf, die sich zu Wolken verdichteten und bald den Gipfel eingehüllt hatten, so daß nur noch der dunkle, breite untere Block sichtbar blieb.

Der Weitermarsch unmittelbar am Nordhange des Vulkans entlang war recht beschwerlich und zeitraubend durch die zahlreichen tief eingeschnittenen und häufig noch dicht bewachsenen Täler, die in die Ebene führen. Die wie riesige Zungen sich vom Kilimandscharo im gleichmäßigen sanften Abfall erstreckenden Hänge sind unmittelbar am Massiv des Berges mit dichtem, hochstämmigem Urwald bewachsen. Er saugt wie ein Schwamm die Niederschläge auf und hält sie fest; ohne ihn wäre der Kilimandscharo öde und unfruchtbar.

An die Urwaldzone schließt sich eine Region mit dichtem, bis zu drei Meter hohem Urbusch, der nur auf Elefantenpfaden oder mit Axt und Buschmesser zu durchdringen ist. Höchst mühsam war hier das Topographieren; um die genügende Fernsicht zu gewinnen, mußten meine Träger erst in stundenlanger Arbeit das Dickicht niederlegen (Abb 251). Nach Beendigung dieser Aufnahmen langte ich in unserem astronomischen Beobachtungslager Leitokitok an, das unmittelbar am Urwaldrande, ja schon unter den schattigen, weitverzweigten Bäumen desselben lag. Hier machte sich die Nähe des ewigen Schnees deutlich fühlbar. Angenehm erfrischende Kühle herrschte selbst zur Mittagszeit, so daß wir während unseres ganzen Aufenthaltes nur europäische Kleidung trugen. Bitter kalt wurde es bei den nächtlichen Beobachtungen, trotzdem unser Lager nur 1860 m hoch lag. Ein eisiger Wind wehte Nacht für Nacht zu uns herüber, so daß die Finger am Instrument erstarrten und wir Blechgefäße mit glühender Holzkohle in unserer Nähe aufstellten, um arbeiten zu können.

Eine hocherfreuliche Nachricht erhielt ich bei meinem Eintreffen in Leitokitok, nämlich die, daß nur zwei Stunden von hier entfernt sich eine größere Masainiederlassung befinde. Also endlich treffe ich sie doch noch! Ein Jahr lang war ich nun in der Masaisteppe herumgezogen und hatte vergeblich nach ihnen ausgespäht. Am nächsten Morgen bereits versuchte ich mit den Leuten Fühlung zu gewinnen; ich schickte Boten zu ihnen mit der Aufforderung, sie möchten zu mir ins Lager kommen, sie würden auch Geschenke erhalten. Stolz ließen sie mir sagen, wenn ich etwas von ihnen wollte, möchte ich zu ihnen kommen. Was blieb mir weiter übrig. Ich mußte sie kennen lernen, möglichst gründlich sogar, also war ich genötigt zu ihnen zu gehen. Wohl trieben sich täglich Masai-

weiber genug in unserem Lager herum, aber kein Krieger kam, und an deren Bekanntschaft lag mir doch besonders.

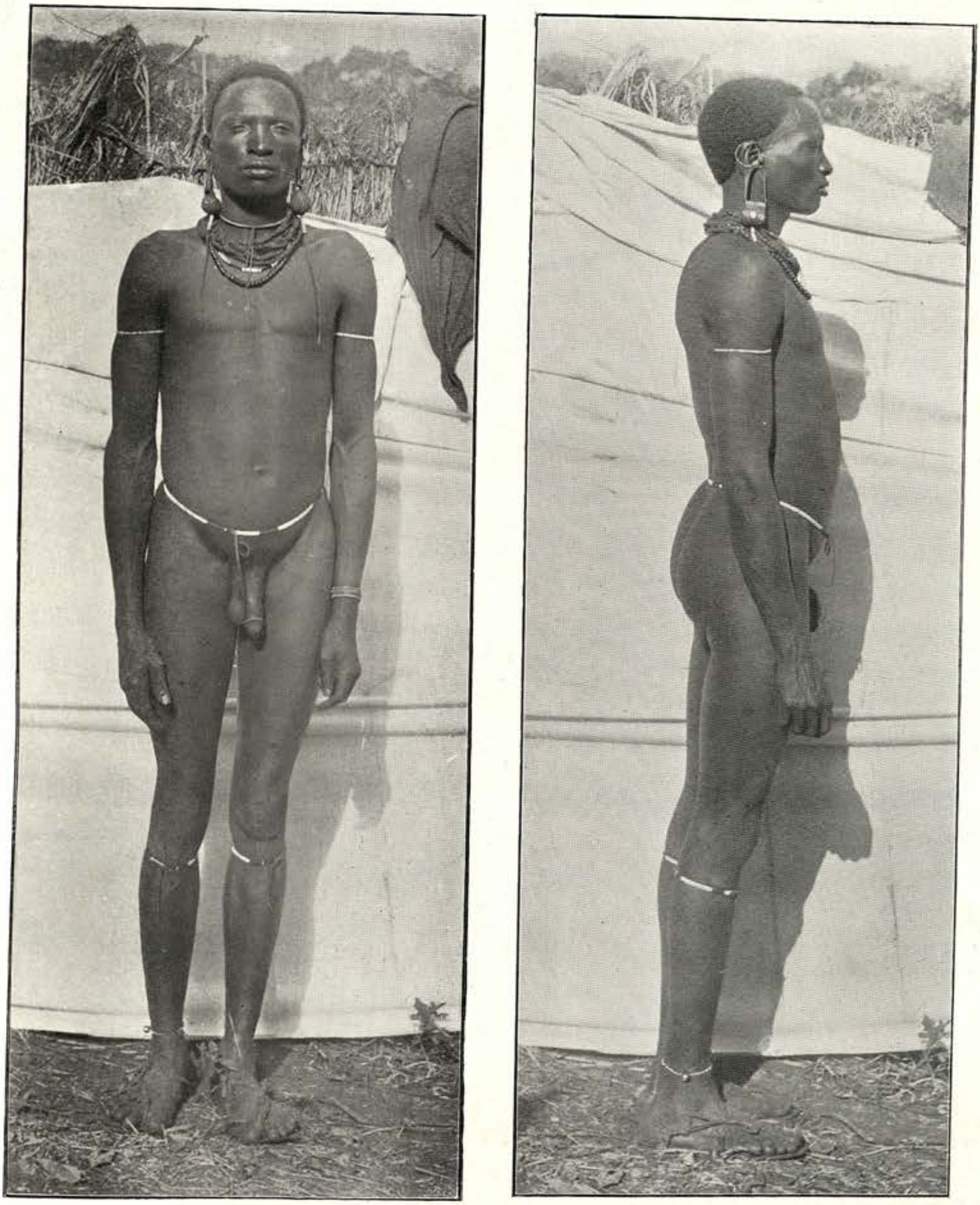


Abb. 256 u. 257. Masai-Krieger (Körperbau und Gestalt).

Sofort nach Beendigung meiner astronomischen Arbeiten marschierte ich in die Steppe hinab und schlug mein Lager unmittelbar neben

der Masainiederlassung auf. Doch damit war ich noch lange nicht am Ziel. Erst mußte ich an den Häuptling und an die Krieger zahlreiche Geschenke verteilen, ehe sie mir gestatteten, sie, ihre Weiber, Mädchen und Kinder zu photographieren. Von Leitokitok aus behielt ich dann noch mehrere Monate Fühlung mit ihnen und habe mit großem Interesse das Leben dieses mir hochsympathischen Stammes, so weit es meine karg bemessene freie Zeit erlaubte, studiert.

Die Masai, Langschädel wie die Wahima (Watussi), gehören zur semitischen Rasse, deren Heimat die arabische Halbinsel ist. Der Grund ihrer Wanderung war, wie bei den Wahima, durch Uebervölkerung entstandener Raum- und Nahrungsmangel. So sahen sie sich gezwungen, neue Weidegründe aufzusuchen. Von Norden kommend, den Nil stromauf ziehend, gelangten sie schließlich auf ihrem Zuge in die weiten Grasländer der heutigen Masaisteppe und fanden hier vortreffliches Weideland und Raum für ihr Nomadenleben: die umwohnenden zahlreichen, Akkerbau treibenden Eingeborenen boten ihnen gute Gelegenheit, ihre kriegerischen Neigungen zu betätigen.

Abb. 258.
Masai-Krieger (Körperbau und Gestalt).

Eine offene Frage ist die: Führten die Masai, wie die Wahima, bei ihrem Einfall in das Land Rinderherden mit sich oder nicht? Da sie ein Hirtenvolk sind, genau wie die Wahima, so ist wohl anzunehmen, daß sie mit ihren Rindern diesen Zug unternahmen und daß diese gleichfalls zur Sangagruppe gehörten. Dagegen spricht allerdings, daß man jetzt bei den Masairindern nicht mehr die Merkmale der Sanga-Rasse

findet; es sind durchweg Zebu-Rinder. Berücksichtigt man aber, daß die Masai durch zahlreiche Raubzüge immer wieder frisches Blut in ihre Herden brachten, so kann doch die Möglichkeit vorliegen, daß sie mit ihren Sanga-Rindern in das Land kamen, daß aber durch die so häufige Vermischung mit dem erbeuteten Vieh im Laufe der Jahrhunderte die charakteristischen Merkmale dieser Rasse völlig schwanden.

Abb. 259. Kopfbildung, Haartracht und Schmuck der Masai-Krieger.

Auf die Geschichte der Masai will ich hier nicht weiter eingehen. Ich verweise jeden, der sich hierfür interessiert, auf das vortreffliche Merker'sche Buch. In nachstehender Beschreibung beschränke ich mich lediglich auf das von mir Gesehene und Erfragte. Zu meiner Freude traf ich bei meinen Nachforschungen wiederholt Leute, die mir von Merker und seiner Forschertätigkeit berichteten. Geradezu verblüffend wirkte auf mich die ganz selbstverständlich klingende Frage eines Kriegers von

Leitokitok, der mich beobachtete, wie ich meinen photographischen Apparat aufstellte. Er kam auf mich zu mit den Worten: „Ach, du willst uns photographieren?“ Auf meine erstaunte Frage, woher er das wisse, erwiderte er mir: „Ja, hier war vor nicht langer Zeit der bana Schillingsi (Herr Schillings), und hat uns auch photographiert.“ — Und ich hatte mir eingebildet, im dunklen Afrika zu sein!

Die Schädelbildung und Gestalt der Masai veranschaulichen die Abbildungen 256, 257, 258, 259 und folgende. Wir sehen hier ebenso typische Langschädel wie bei den Wahima. Das längliche Gesicht zeigt feingeschnittene, hübsche und intelligente Züge. Die Stirn ist gut gewölbt; die Nase schmal mit dünnen, flachen Flügeln und geradem oder leicht gewölbtem Rücken. Die Augen sind mandelförmig, die Lippen gut geschwungen, voll, aber dabei nie wulstig. Die wohlgeformten Ohren sind mittelgroß, werden aber leider, wie nachstehend geschildert, stark verunstaltet.

Die Gestalten der Masai sind proportionierter, als die der überschlanken Wahima, denn der feine Knochenbau trägt gut entwickelte Muskeln, die infolge des Kriegshandwerks wohl geübt sind und dem ganzen Körper Straffheit und Elastizität verleihen. Wie bei den Wahima, so fällt uns auch bei den Masai ihre selbstbewußte Haltung auf, die bedingt ist durch ein außerordentlich stark entwickeltes National- und Rassebewußtsein. So erkennt er den Europäer absolut nicht als höherstehend an, bewahrt auch ihm gegenüber sein Selbstbewußtsein, das häufig sogar in Unverschämtheit ausartet. Die Hautfarbe zeigt ein verschieden getöntes Schokoladenbraun. Weitere charakteristische Merkmale sind die langen Arme und Beine, zierliche dünne Hand- und Fußgelenke, schmale Hände und Füße, schlanke, lange Finger mit leichtgewölbten, schmalen, langen Nägeln. Wie die Wahima, so bewahren sich auch die Masai selbst im vorgerückten Mannesalter ihre Schlankheit.

Tätowierung ist, allerdings nur in bescheidenem Maße, gebräuchlich. Es handelt sich hierbei lediglich um Ziernarben, die durch Schnitte mit einem kleinen scharfen Messer oder auch dem Rasiermesser ausgeführt werden. Eine Behandlung der Schnittwunden mit ätzenden Mitteln findet nicht statt, so daß die Tätowierung nur wenig hervortritt und dem flüchtigen Beschauer garnicht auffällt. Die gebräuchlichsten Formen sind Lyra und Hufeisen, doch finden wir auch Strichtätowierung. Meist wird sie auf dem Oberarm, seltener auf dem Bauche angebracht.

Eine weitere „Verschönerung“ ist das Entfernen der unteren beiden Schneidezähne. Sie werden in frühester Jugend bereits mit dem Messer gelockert, dann mit der Hand entfernt. Beim Zahnwechsel wird dieser Eingriff wiederholt. Es handelt sich hierbei fraglos um eine alte religiöse

Sitte, deren Bedeutung ich aber selbst bei den Dorfältesten nicht mehr erfragen konnte. Sie gaben mir vielmehr als Grund an: Sie entfernten

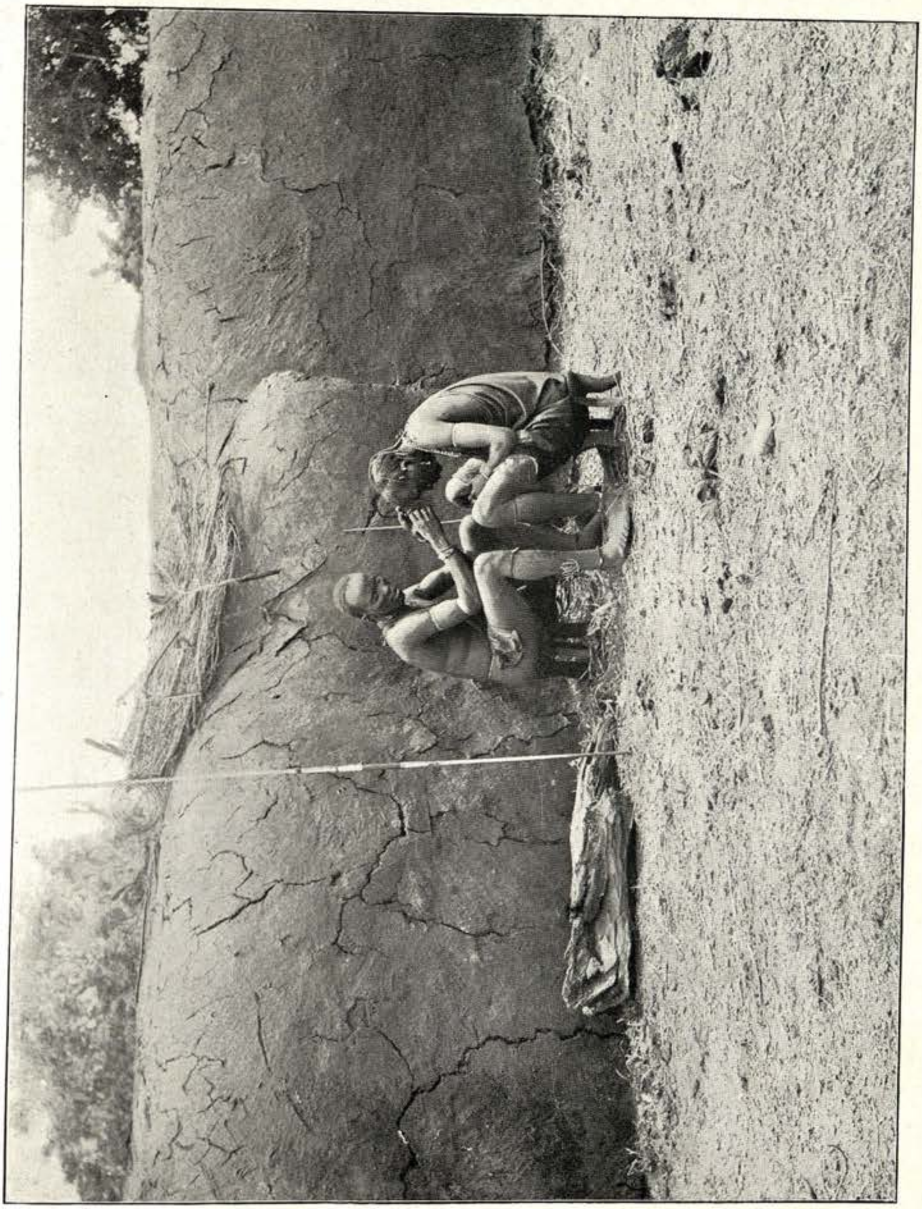


Abb. 260. Zopfflechtender Masai-Krieger.

diese beiden Zähne, damit in der Zahnreihe eine Lücke entstünde, durch die sie beim Bier- und Milchtrinken in langem Strahl spucken könnten.

An der schlanken schmalen Hand tragen sie lange Fingernägel, die nicht abgeschnitten, sondern abgebissen werden, wenn sie zu lang sind.

Schon in früher Kindheit werden die Ohrläppchen mit einem Akaziendorn durchstochen und der unmittelbar darüber befindliche Knorpel durchschnitten. Das Dehnen und Erweitern geschieht dadurch, daß sie Holzpflöcke, anfangs von kleinem, dann immer größerem Durchmesser, einsetzen. Ohrlappen, die, in dieser Weise gedehnt, bis auf die Schultern herabhängen, sind nicht selten.

Ferner ist bei den Masai das Durchlöchern des oberen Randes der Ohrmuschel Sitte. Ueber die Art dieser Verunstaltung verweise ich auf das Kapitel V „Die Bakulia".

Außer den soeben erwähnten Gebräuchen üben die Masai noch die Beschneidung, und zwar beider Geschlechter. Die Beschneidung der Knaben erfolgt erst dann, wenn sie kräftig genug sind, in den Kriegerstand einzutreten; das ist in der Regel im Alter zwischen 14—16 Jahren, doch kann sie bei besonders gut Entwickelten auch früher stattfinden. Mit vollzogener Beschneidung rechnen sie zu den Erwachsenen.

Sämtliche Knaben eines Distriktes werden an einem und demselben Tage beschnitten. Dieser Tag wird nach Beratungen der Ältesten von diesen festgesetzt. Die Knaben feiern schon Wochen vorher dieses für sie so bedeutsame Fest, das sie zur Aufnahme in den bevorzugten Kriegerstand berechtigt, durch Tänze und Gesang in ihren und in befreundeten Kraalen. Am Tage vorher wird dem Knaben das Kopfhaar rasiert; Fellumhang und Schmuck legt er ab und trägt dafür nur einen langen, von seiner Mutter angefertigten Lederschurz. Am Beschneidungstage selbst versammeln sich sämtliche Knaben bereits vor Sonnenaufgang an dem vereinbarten Orte. Dieser liegt in der Nähe eines Kraals und wird von den Alten, die berufsmäßig die Beschneidung ausüben, bestimmt. Mit Rücksicht auf die recht schmerzhafte Operation wählt man die früheste Morgenstunde und die Knaben begießen sich noch gegenseitig zur Abhärtung den Penis mit kaltem Wasser. Kein weibliches Wesen darf sich in der Nähe der Beschneidungsstätte aufhalten, dagegen wohnen die Krieger diesem Akte bei und bespötteln und beschimpfen die Knaben, die nicht standhaft und lautlos die Schmerzen ertragen. Wer schreit, erhält einen Spottnamen und wird von den Kriegern mit Verachtung gestraft. Diese erstreckt sich sogar noch auf die Eltern des Knaben. Die Beschneidung wird mit einem kleinen, spitzen, zweischneidigen Messer folgendermaßen ausgeführt: Die äußere Haut des Gliedes wird zurückgezogen und dann das innere Blatt der Vorhaut dicht hinter der Eichel mit dem Messer ringsherum durchschnitten. Hierauf gleitet die Eichel in der verlängerten Haut zurück, die jetzt oben eingeschnitten wird dort, wo die Eichel hindurchtreten soll. Von der Haut, welche auf diese Weise unter der Eichel lang herabhängt, wird die Hälfte abgetrennt, der übrige Teil wächst in 14 Tagen zusammen und erscheint nach der Heilung wie ein

Zäpfchen. Die Betreffenden sitzen mit gespreizten Beinen auf ihrem Lederschurz. Ein blutstillendes oder heilendes Mittel wird nicht angewandt;

Abb. 261.
Masai-Krieger (Tracht und Speer).

Abb. 262.
Masai-Krieger (Schmuck, Tracht und Speer).

man begnügt sich damit, nach der Operation den Penis mit Milch abzuwaschen.

Naturgemäß wird dieser so hoch bedeutsame Akt der Beschneidung auch gebührend gefeiert. Die glücklichen Väter sind die Gastgeber; in ihrem Kraal versammeln sich alle umwohnenden Masai und lassen sich in recht ausgiebigem Maße mit Fleisch und Honigbier bewirten. Bei diesen Festen geht es recht lebhaft zu; es wird viel gescherzt und gelacht und tapfer gezecht. Die Krieger brüsten sich mit ihren Heldentaten und geben ihr Urteil ab über die kriegerischen Fähigkeiten der heute Beschnittenen. Die Väter unterhalten sich voll freudigen Stolzes über die kommenden Taten der Söhne und überschlagen schon im Geiste, wie sich ihr Besitz durch deren Kriegszüge mehren wird. Bis in die Nacht hinein, so lange es noch etwas zu essen und zu trinken gibt, sitzen die Alten schwatzend und zechend beisammen. Den Kriegern wird das Erzählen jedoch bald langweilig und sie begeben sich mit den jungen Mädchen auf den Tanzplatz und vergnügen sich hier mit Tanz und Gesang. Gegen 10 Uhr etwa kehren sie in ihren Kraal zurück. Die jungen Mädchen erbitten sich noch Milch für ihre Liebhaber und begeben sich dann gleichfalls in den Kriegerkraal.

Die Haartracht ist recht verschieden. Wir haben sie, vor allem die eigenartige Zopffrisur der Krieger, bereits bei den Bakulia kennen gelernt, die sie ja erst von den Masai übernommen haben. In jedem Kriegerkraal finden wir nur einen derartigen Haarkünstler, der gleichfalls zu den Kriegern gehört und nur im Nebenamt die Tätigkeit eines Friseurs ausübt. Die Abbildung 260 veranschaulicht uns einen solchen beim Zopfflechten. Verheiratete Männer und Knaben rasieren die Haare des öfteren. Als Rasiermesser dient ein angeschärftes Eisenblech. Die Haare werden zum Rasieren eingefettet oder auch nur mit Wasser angefeuchtet. Ferner rasiert man Augenbrauen und Achselhaare; die Schamhaare werden mit einer Pinzette oder auch nur mit den Fingern ausgerissen.

Bei den jungen Kriegern finden wir auch noch die bereits bei den Bakulia geschilderte perückenartige Haartracht, die darin besteht, daß das natürlich gewachsene, halblange Haar in zahlreiche kurze dicke Strähnen gedreht wird, die häufig noch mit einer roten Pomade zusammengehalten werden.

Oft sehen wir bei den Kriegern, wie es uns die Abbildungen 261 und 262 zeigen, auch ganz kurzes Haar, das sie mindestens jeden Monat einmal abrasieren. Selten konnte ich die bei den Bakulia beschriebene Sitte feststellen, daß sie sich nämlich um den Kopf herum einen schmalen Streifen der Kopfhaare abrasieren. Wie bei dem hamitischen Volk der Wahima (Watussi) können wir auch hier bei den Masai beobachten, daß sie ein leichtgewelltes, weiches Haar haben, im Gegensatz zu dem krausen, harten Wollhaar der Bantuneger.

Recht zahlreich und phantastisch ist der Schmuck der Masai, in erster Linie der Kriegsschmuck. Auf dem Kopf tragen sie, wie es uns die

Abb. 263. Masai-Jünglinge (Kopfschmuck und Tracht).

Abbildung 263 veranschaulicht, Fellmützen, in der Regel aus Affenfell — bevorzugt wird hierbei der Kolobusaffe —, oder auch, wie wir es bei dem Jüngling rechts auf derselben Abbildung sehen, einen ganz eigenartigen

Schmuck, den ich nur selten beobachten konnte. Er besteht darin, daß an einem langen Stock, der auf dem Kopfe festgebunden wird, die weißen Haare des Kolobusaffen befestigt werden, so daß das Ganze dem Haarbusch bei unseren Paraden nicht unähnlich ist.

Sehr häufig ist der schon in den Kapiteln IV und V geschilderte Gesichtsrahmen, der sowohl Kriegs- wie Tanzschmuck ist. (Abb. 264, rechts). Zwei oval ausgeschnittene Lederplatten werden aufeinandergenäht und in diese eng aneinander Straußenfedern eingefügt; am häufigsten finden wir schwarze, doch kommen auch Gesichtsrahmen mit weißen Straußenfedern vor oder solche aus schwarzen Federn, die nur oben eine größere weiße tragen.

Abb. 264. Masai-Jünglinge (Kopfschmuck und Bewaffnung).

Der begehrteste Kriegsschmuck, den in jedem Kriegerkraal nur wenige, besonders schneidige Leute tragen, ist die auf den Abbildungen 265 und 266 sichtbare Löwenfellmütze. Erst drei Tage bevor ich diese Aufnahme machte, hatte dieser mutige Bursche den Löwen in freier Steppe bei Leitokitok am hellen lichten Tage, völlig allein, mit seinem Speere durch einen kräftigen, gut gezielten Blattstoß gestreckt und sich aus der Mähne des kapitalen Tieres die Kopfbedeckung hergestellt. Einen der stärksten Schlachtochsen mußte ich daran wenden, um diesen schönen und seltenen Kopfschmuck von dem Manne erwerben zu können, und auch dies erst nach stundenlangen Verhandlungen.

Anstelle der Löwenmähnenmützen finden wir häufig solche aus Hundsaffenfell, die jenen bei flüchtiger Betrachtung außerordentlich ähnlich sind. Mit einem Riemen um Stirn und Kinn werden diese Mützen festgehalten. Während sonst die Näharbeiten nur von den Frauen ausgeführt werden, stellt diese Kopfbedeckung sich der Krieger selbst her.

Eine Nähnadel in unserm Sinne kennt er nicht, sondern benutzt zum Durchstechen des Felles eine Ahle und zieht dann mit der Hand den Faden, der aus einer gedrehten Rindersehne besteht, durch das Loch hindurch.

Abb. 265 u. 266. Masai in Kriegsschmuck und Waffen (Mütze aus Löwenfell).

Seltener tragen sie den bereits im Kapitel IV geschilderten und abgebildeten Kopfschmuck, der aus einer W-förmig gebogenen Liane besteht und noch mit Federn, zuweilen auch Perlenstickerei verziert ist.

(Vergleiche Abb. 141 auf Seite 191). Ein anderer von mir beobachteter Kopfschmuck ist die gleichfalls schon im Kapitel V geschilderte Mütze, hergestellt aus einem Rindermagen, deren Ränder häufig noch mit kleinen Perlen recht geschmackvoll benäht sind, meist in den Farben rot und weiß, und die mit der bekannten roten Tonpomade eingefettet ist.

Als Ohrschmuck tragen sie in den Löchern der oberen Ohrmuschel kleine Holzpflöcke oder Holzstäbchen, an deren Stelle selten Stacheln des Stachelschweines treten, Ringe, kleine 10—20 cm lange Eisenkettchen, an einem kleinen Drahtringe auch zuweilen ein Stück abgeschliffene Muschelschale. Der gebräuchlichste Schmuck des Ohrlappens besteht aus einer 3—4 cm langen Drahtspirale, von der zahlreiche Eisenkettchen herabhängen. Sind diese nur kurz, so werden sie, wie wir es auf Abbildung 257 und 267 sehen, mit der roten Tonpomade derart verschmiert, daß sie vollkommen zusammenkleben und ein einziges Stück bilden. Die längeren Kettchen hängen frei herab oder werden um den Hals geschlungen. Anstelle dieses Schmuckes treten auch ovale Scheiben aus dünnem Zinkblech (Abb. 262), oder U-förmig gebogene Stücke aus Kupferdraht, die in kleinen Kügelchen enden (Abb. 268).

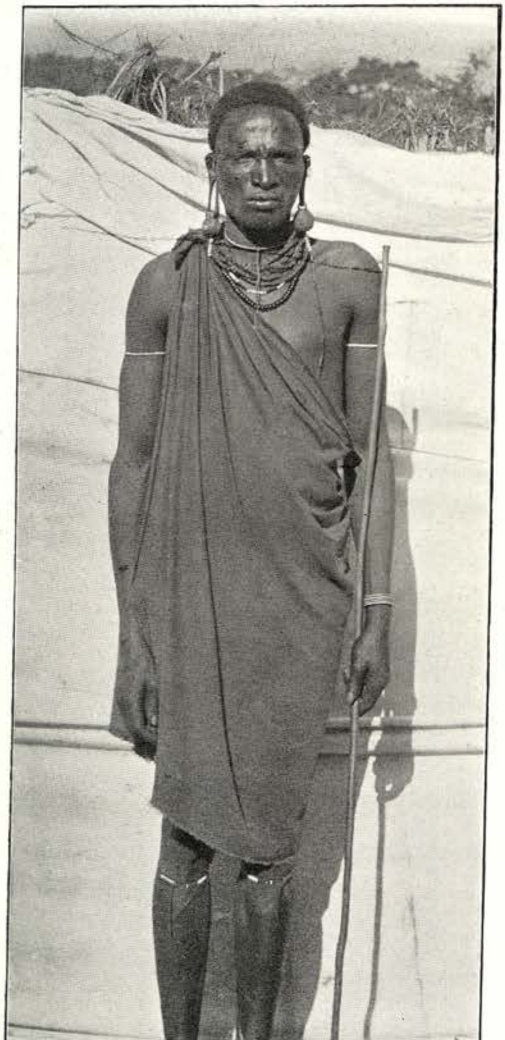


Abb. 267.
Masai-Krieger (Schmuck und Tracht).

Der Halsschmuck besteht aus zahlreichen ver-

schiedenartigen Ringen. So finden wir einfache Eisendrahtringe, die vorn noch einige kleine Ketten tragen, Perlketten aus kleinen bunten (bevorzugt weiße und rote) und aus erbsengroßen farbigen Perlen, aus länglichen, mehrfarbig gemusterten Perlen, auch Kränze, gedreht aus den wohlriechenden Wurzeln einer Liane. Die Perlen reiht man auf Fäden bestehend aus Rindersehne, zuweilen auch auf dünnen Draht.

Um die Oberarme legen die Männer Perlenbänder, und zwar hier häufig an zwei Stellen, dicht unter der Achsel und dicht über dem Ellbogengelenk. Daneben auch schmale Lederbänder, die mit Perlen benäht sind. Ein eigenartiger Schmuck der nur am linken Oberarm getragen wird, ist eine Spange aus Rinderhorn, Schafhorn, selten auch aus dem Horn des Nashorns, die zwei dornartige Fortsätze hat und mit dünnem Eisendraht, oft auch Kupferdraht umwickelt wird (Abb. 259, links und 269); an dieser Spange hängen häufig noch kleine Perlen- oder Eisenkettchen herab. Bei Tanz und Krieg wird ein etwa meterlanger gedrehter Fellstreifen vom Leoparden, Schakal oder Ginsterkatze angelegt.

Abb. 268.
Masai-Krieger (Tracht, Schmuck und Waffen).

Um die Handgelenke tragen sie gleichfalls Perlenketten oder Ringe aus Eisen- oder Kupferdraht. Während wir jetzt fast nur noch Glasperlen finden, hatten sie früher eiserne, die in der Weise hergestellt wurden, daß man kleine Drahtringe breitklopfte. Einen recht eigenartigen Unterarmschmuck veranschaulicht uns die Abbildung 270, rechts. Es ist eine lange Manschette bestehend aus zahlreichen Perlenbändern. Sie kennzeichnet uns einen besonders begüterten Mann, der in freigiebiger Weise sein Hab und Gut mit seinen Kameraden teilt, als ihr Wohltäter eine besonders geachtete Stellung einnimmt und zum Danke von denen, die er beschenkt hat, derartige Perlenbänder erhält.

Die Finger schmücken sie mit Ringen. Teils sind dies aus drei bis

fünf Windungen bestehende von Eisen- oder Kupferdraht, teils aus Eisenblech, die längliche Fortsätze haben, so daß ein derartiger Ring oft den ganzen Finger bedeckt. Die Blechringe sollen übrigens nicht Masaisitte, sondern erst von den Wakamba und Wakikuju übernommen sein. Die Anordnung der Ringe erfolgt in der Weise, daß der erste auf den Mittelfinger der rechten, der zweite auf den der linken Hand gesteckt wird, und die übrigen in beliebiger Reihenfolge auf die anderen Finger verteilt werden.

Um die Hüften legen sie gleichfalls Perlenketten und als Tanz- und Kriegsschmuck einen Ledergürtel, der von den Lieblingsmädchen des Kriegers in recht geschmackvoller Weise mit kleinen buntfarbigen Perlen benäht ist.

Um das Knie tragen sie wiederum Perlenketten oder auch Fellschlaufen, deren eines Ende etwa 5 cm lang herabhängt. Zum Krieg und Tanz binden sie um die Unterschenkel Streifen aus dem hübschen Fell des Kolobusaffen, so daß der weißhaarige Behang oft bis auf die Erde fällt (Abb. 262 und 269). Um die Fußgelenke legen sie seltener kleine Perlenketten, häufiger aber dünne Lederbänder mit der behaarten Seite nach außen, die oft mit kleinen eisernen Schellen versehen sind. Man sagt, daß sie dadurch bezwecken, beim Marsch durch die Steppe die im Grase versteckt liegenden Raubtiere aufzuscheuchen, oder auch daß sie im Kriege von den Anführern getragen werden, um bei den nächtlichen Märschen die Leute zusammenzuhalten. Nur zum Tanz dient die auf Abbildung 262 um den Oberschenkel gebundene, große längliche eiserne Schelle.

Bei Kriegs- und Tanzfesten reiben sie den ganzen Körper mit der schon mehrfach erwähnten roten Tonpomade ein. In diese Bemalung zeichnen sie mit dem Finger alle möglichen Figuren in Strich- und Schlangenlinien, vor allen Dingen auf den Beinen. Eine besondere Zeichnung wenden die Krieger an, die einen Feind erschlagen haben; sie bestreichen ihren Körper streifenweise abwechselnd mit roter und weißer Erde. Auch eine Gesichtsbemalung können wir oft bei ihnen feststellen, und zwar ist es ein Dreieck, das von den Nasenflügeln bis etwa zur Mitte der Backe reicht.

Die Kleidung besteht aus Tierfellen, doch sind diese jetzt schon durch von Händlerkarawanen eingeführte Stoffe vielfach verdrängt. Die Bekleidung der Männer, in erster Linie aber der Krieger, besteht aus einem nicht enthaarten Umhang aus Kalbfell, der in folgender einfacher Weise hergerichtet wird: Die Felle werden an kleinen Holzpflöcken auf dem Boden ausgespannt und getrocknet. Darauf entfernt man mit einem Messer die noch etwa anhaftenden Fleisch- und Fetteilchen, dann reibt man es gründlich mit Butter ein und walkt es. Ein derartiges Klei-

dungsstück fühlt sich fettig und weich an. Die Bearbeitung und Herstellung der Fellkleidung ist Sache der Frauen.

Der Umhang der Krieger, der etwa 60—70 cm breit und 120 cm lang ist, wird in recht geschmackvoller Weise hergestellt. Man nimmt hierzu die glänzenden Felle ganz junger Kälber und näht mehrere von ihnen zusammen. Meist wird dieses Kleidungsstück noch von dem Lieblingsmädchen des Kriegers mit ein oder zwei Reihen von roten und weißen kleinen Perlen benäht. Selten nur kommt es vor, daß andere Felle, z. B. das der Meerkatze, zur Verarbeitung genommen werden. Der Umhang wird auf der rechten Schulter zusammengeknotet und läßt die rechte Hüfte frei, damit der Krieger ungehindert an das dort befindliche Schwert heran kann. Der rechte Arm bleibt somit auch unbedeckt, den linken stecken sie zuweilen, besonders bei kühler, nasser Witterung, noch mit unter das Fell. (Abb. 271, 272, 273 u. 274.)

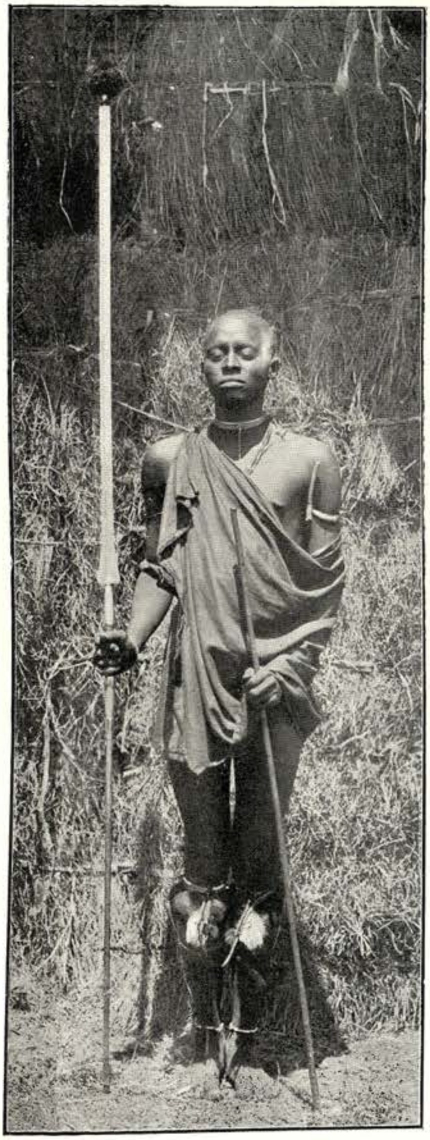


Abb. 269.
Masai-Krieger (Tracht, Schmuck und Speer).

Bei den älteren Männern sehen wir dieselbe Art des Fellumhangs (Abb. 275 und 276), nur wird auf dessen Herstellung und vor allem auf das Zusammennähen der einzelnen Fellstücke weniger Sorgfalt gelegt, auch sind sie nicht mit Perlen geschmückt und meist länger. Häufig tragen sie anstelle dieser behaarten Fellkleidung enthaarte Felle, wie wir sie bei den Weibern kennen lernen werden.

Nur die Krieger und Knaben, nicht aber die älteren Männer legen als weiteres Kleidungsstück ein Sitzleder an. Es wird an einem Riemen oder auch gleich am Schwertgurt getragen, hergestellt wird es aus Rind-

oder Kalbleder. Es hat eine dreieckige Form, ist jedoch nicht geradlinig, sondern etwas abgerundet zugeschnitten. Die Außenseite zeigt meist geschmackvolle Verzierungen von Perlenstickerei, auch sind häufig noch kurze Eisenkettchen an dem oberen Rande angenäht. Zweck ist, wie der Name es ja schon sagt, das Gesäß gegen Dornen und Schmutz zu schützen.

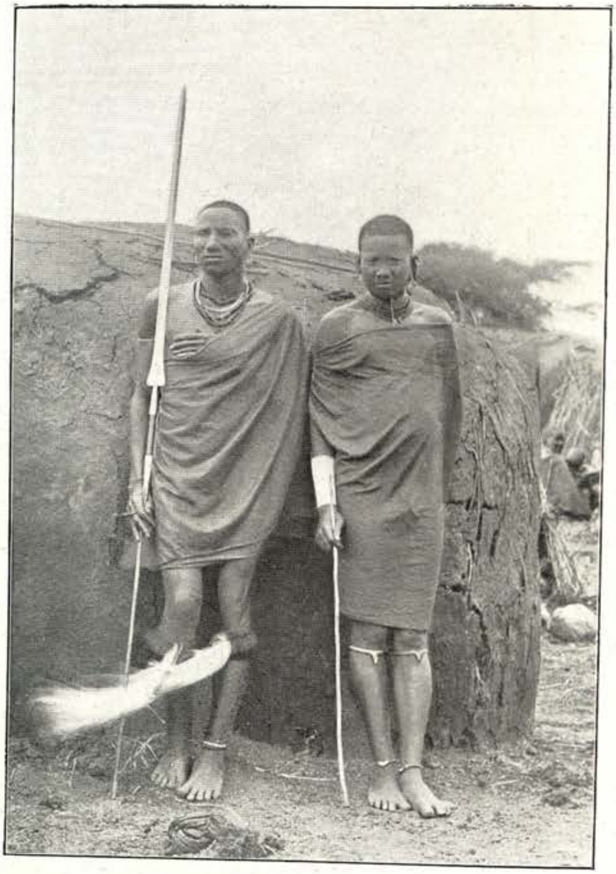


Abb. 270. Kleidung und Schmuck der Masai-Krieger.

Selbst bei kühler Witterung und bei Regen sieht man die Krieger nur mit einem Fellumhang bekleidet, während die älteren Männer häufig noch ein Fellunterkleid tragen (Abb. 275). Knaben tragen gleichfalls nur einen Fellumhang ähnlich wie die Krieger, doch ist er bei ihnen kürzer. Als Fussbekleidung finden wir die allgemein übliche Sandale, hergestellt aus möglichst dicker Rinderhaut; in der Regel verwendet man hierzu das Rückenstück eines Ochsenfelles. Befestigt wird diese Sandale am Fuß durch ein Lederband, das zwischen der großen und der zweiten

Zehe liegt und mit einem zweiten Lederband verknotet ist, das über Spann und Ferse läuft.

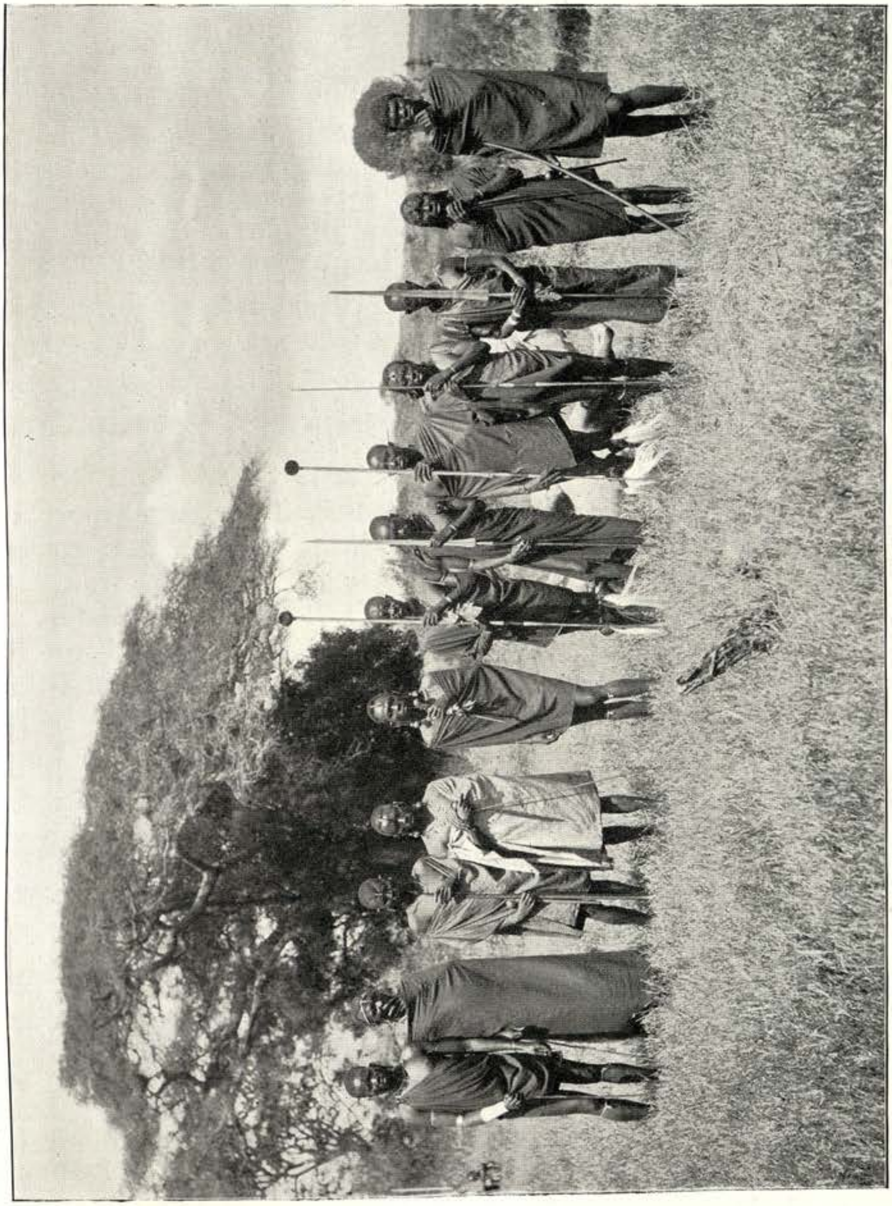


Abb. 271. Tracht und Waffen der Masai-Krieger.

Die Hauptwaffe der Masai ist der schöne, lange eiserne Speer, den wir auf den Abbildungen 261, 262, 263, 264, 265, 266, 269, 270, 271, 277 deutlich wiedergegeben sehen. Wir unterscheiden an ihm drei Teile:

Das lange, schlanke eiserne Blatt, den Holzgriff, der beim echten Masaispeer nicht größer sein soll, als daß ihn die Faust gerade umfassen kann, und der die Verbindung herstellt mit dem dritten Teil, dem langen massiven eisernen Schuh. Spitze sowohl wie Schuh sind mittels eiserner Tüllen auf den kurzen Holzschaft aufgesetzt.

Abb. 272. Masai-Krieger (Schmuck, Haartracht und Kleidung).

Noch nicht lange führen die Masai diesen eigenartigen Speer, sondern er hat sich erst im Laufe vieler Jahre aus anderen Speerformen heraus entwickelt. Abbildung 277 stellt einige alte Modelle dar und den allmählichen Übergang zu der heutigen Speerform. Die älteste ist wohl die mit der breiten blattförmigen Spitze, die man heute so gut wie garnicht mehr findet. Das Blatt wurde allmählich länger, behielt aber immer noch eine Breite von 10—15 cm. Der Holzschaft war erheblich länger wie heute und der eiserne Schuh kürzer. Erst nach und nach wurde das Blatt schlanker und länger, der Holzschaft kürzer und der eiserne Schuh länger, bis sich hieraus die nun schon seit vielen Jahren bestehende Speerform entwickelt hat. Die drei Speere ganz rechts auf dem Bilde sind übrigens keine eisernen sondern Holzspeere. Die Krieger fertigten sich diese an, als ihnen seitens der Militärstation Aruscha infolge verschiedener Bluttaten das Tragen der eisernen Speere verboten wurde.

Die Abmessungen des heutigen Speeres sind die folgenden: Das Blatt zeigt eine Länge von etwa 80—90 cm, ist nur etwa 2—3 cm breit, mit einer starken Mittelrippe versehen, und mißt an seiner unteren umfangreichsten Stelle nur 4 cm in der Breite. Der Holzschaft ist nicht länger

wie 10 bis höchstens 15 cm und an ihm sitzt der etwa meterlange Schuh. Die Spitzen sind stets sorgfältig poliert und zum Schutze gegen Rost mit einer dünnen Fettschicht versehen.

Hergestellt werden diese Speere von einer besonderen Kaste, den Schmieden, die man wohl mit zum Stamme der Masai rechnet, die aber eine untergeordnete Stellung einnehmen, ja oft sogar mißachtet sind. Ihre Kraale liegen abseits von denen der Masai. Sie werden eben nur geduldet, weil man sie ihrer Kunst wegen gebraucht. Nie wird ein Masai einem Schmied Gastrecht gewähren, noch dessen Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Auch ein Heiraten zwischen Masai und Angehörigen der Schmiedekaste ist verboten. Man sagt sogar, daß selbst der außereheliche Umgang mit der Tochter eines Schmiedes dem Masai Unglück bringen würde.

Abb. 273. Masai-Krieger.

Nicht nur von den Masaischmieden werden diese schönen Speere gefertigt, sondern auch von den Handwerkern der umwohnenden Negerstämme, vor allem von den Wadschagga. An der Form des unteren Blattendes jedoch soll sich feststellen lassen, wo der Masaispeer angefertigt worden ist, denn wir finden hier herzförmig abgerundete Blattenden, geschweifte löffelförmige und schließlich geradlinige. Auch der Schuh ist verschieden gearbeitet, denn neben der gebräuchlichsten ganz runden Form finden wir auch Speere, die dicht unterhalb der Tülle etwa handbreit eine vierkantige Form zeigen, auf deren Flächen man oft noch besondere Marken eingeritzt findet, die dem Eigentümer das Erkennen seiner Waffe ermöglichen sollen.

Mit großem Stolz führt der Masai seine schöne Waffe und würde sich nur höchst ungern von ihr trennen. Auch zu den Tanzfesten sehen wir sie meist in seiner Rechten. Dann ist sie häufig, teils nur zum Schmuck, teils aber wohl auch um Verletzungen anderer durch die scharfe Spitze zu verhindern, mit kugelförmigem Fellkopf versehen (Abb. 269 und 271). Man kann sich denken, daß dieser Speer in der kriegsgeübten Hand eines Masaikriegers eine Tod und Verderben bringende Waffe ist. Wie sicher sich die Krieger im Besitz ihres Speeres fühlen geht daraus hervor, daß sie ohne zu zaudern selbst dem König der Tiere in offener Steppe entgegentreten, und mehr wie einmal ist mir berichtet worden, daß ein kapitaler Mähnenlöwe von einem Masai gespeert sei. Während meines kurzen Aufenthaltes in Nairobi im Jahre 1902 durchzog ein Masaikrieger die Straßen dieser Stadt und bot das noch frische Fell eines männlichen Löwen und dazu den krummgebogenen Speer, mit dem er in der Nacht vorher das Tier gestreckt hatte, zum Kauf an.

Abb. 274. Masai-Krieger (Schmuck, Haartracht und Kleidung).

Eine andere gefürchtete Waffe, die wir als Masainachahmung bereits bei den Wageia und Bakulia kennen gelernt haben, ist das eiserne zweischneidige Schwert. Auch dieses hat sich, ähnlich wie der Speer, erst im Laufe der Jahrzehnte vom kurzen breiten Dolch bis zur heutigen Form entwickelt. Das etwa 75 cm lange Schwert ist mit einem gerippten Holzgriff versehen und seinem Zweck als Hiebwaffe entsprechend so ge-

baut, daß der Schwerpunkt der kräftigen, an der Spitze breiten, sich nach hinten verjüngenden Klinge nach vorn gelegt ist. Getragen wird das Schwert in einer Lederscheide, die sorgfältig aus Rinderfell gearbeitet und meist rot gefärbt ist (Abb. 259 und 268). Die Längsnaht befindet sich in der Mitte der Rückseite. Etwa zwei handbreit vom oberen Ende entfernt ist auf der Vorderseite eine Lederöse angebracht, durch welche der Leibriemen gezogen wird. Er ist gleichfalls aus Rinderhaut ange-

Abb. 275. Aeltere Masai-Männer (Kleidung).

fertigt und endigt in einem schmalen Lederstück, das durch eine entsprechende Oese gezogen wird. Man trägt das Schwert auf der rechten Seite und es wird auch mit der rechten Hand gezogen.

Als weitere Hiebwaffe führen die Masai eine aus hartem Holz gefertigte Keule, die derartig aus einem Stück gearbeitet ist, daß der schlanke runde Griff in einer schweren Keule endigt (Abb. 268). Sie wird von den Leuten stets getragen, auch dann, wenn sie Speer und Schwert ablegen. Eine Bedeutung als Kriegswaffe hat sie wohl nach Entwickelung des Dolches zum Schwerte nicht mehr, sie kommt jetzt nur bei Prügeleien in Anwendung, kann aber, von kräftiger Faust geführt, den

Tod des Gegners verursachen, zum mindesten aber, was recht häufig vorkommt, ein Zerschmettern der Knochen zur Folge haben. Diese Keulen sind etwa ½ m lang und ihr Kopf hat einen Durchmesser von mindestens 6 cm.

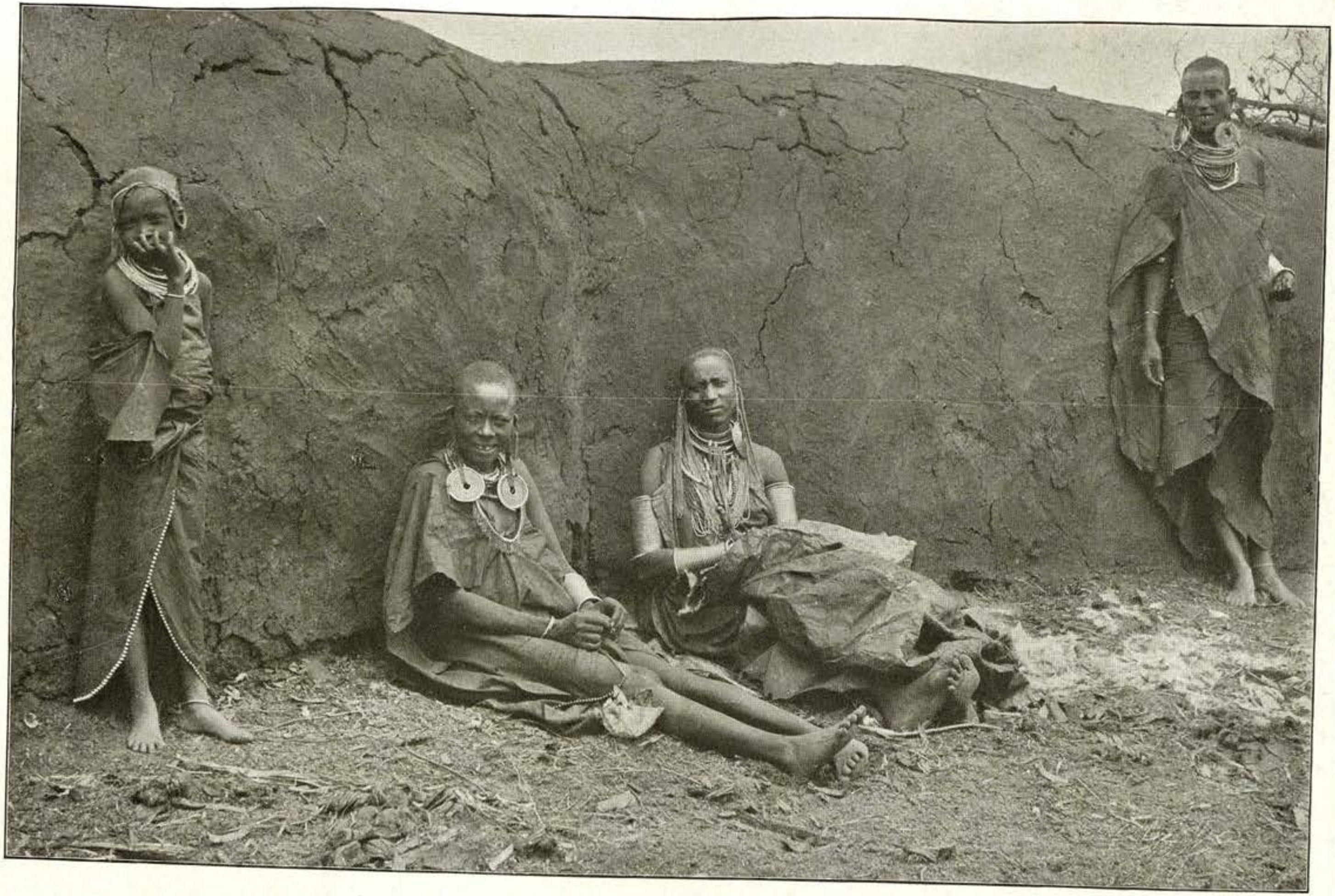
Selten sieht man die Krieger auch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, stets jedoch führen die älteren Masai diese. Sie verwenden sie zur Verteidigung des eigenen Kraals und gegen Raubtiere. Die Pfeile sind vergiftet. Die etwa 1½ m langen Bogen sind leicht gekrümmt und an den Schenkeln verjüngt. Die Sehne ist aus Rindersehnen hergestellt. Der Pfeil trägt eiserne Spitzen verschiedenster Form; die häufigste ist die lanzettförmige. Weiter finden wir solche, die mit Widerhaken versehen sind, oder andere, deren eiserner Schaft zahlreiche, durch Einkerbung entstandene kleine Widerhaken aufweist. Die Spitze wird in den hölzernen Schaft eingelassen. Das untere Ende des Pfeiles ist zum auflegen auf die Bogensehne eingekerbt und mit einer dreiflügeligen Befiederung versehen, die aus den Federn des Aasgeiers hergestellt wird. Selten finden neben den Eisenspitzen auch dornartige Spitzen aus hartem Holz Verwendung. Das Gift ist das durch Auskochen von Rinde und Holz durch die Wandorobbo gewonnene Pflanzengift. Über seine Herstellung spreche ich bei den Wandorobbo. Man trägt die Pfeile in einem Köcher, der aus Rindleder genäht und mit einem aufgestülpten, gleichfalls genähten Lederdeckel geschlossen wird.

Besondere Erwähnung verdient noch, daß die Masai es verschmäht haben, sich mit Feuerwaffen zu versehen, trotzdem sie in zahlreichen Kämpfen mit der Schutztruppe wiederholt Gelegenheit hierzu hatten.

Als Schutzwaffe dient ihnen der Schild. Auch dieser hat im Laufe der Zeit eine veränderte Form erhalten. Während in früheren Jahren die Masai nur kleine Rundschilde von etwa 30 cm Durchmesser führten, die ich jetzt überhaupt nicht mehr bei ihnen antraf, zeigt die heutige Form eine Höhe von etwa 1—1,20 m und eine Breite von 50—60 cm. Sie bestehen meist aus der außerordentlich dicken und widerstandsfähigen Büffel- und Giraffenhaut und nur in Ermangelung dieser aus Rinderfell. Zur größeren Haltbarkeit ist der nach außen umgebogene Rand mit einem Lederstreifen eingefasst. Der leicht gewölbte Schild erhält Form und Halt durch eine kräftige hölzerne Längsrippe. An dieser befindet sich in der Mitte auch der Griff. Er ist auf der Innenseite mit einem Stück weichen Schaffells abgefüttert, um so die Hand besser zu schützen.

Die Vorderseite trägt in recht geschmackvoller Anordnung das mehrfarbige Wappen, meist in den Farben schwarz, weiß, rot, zuweilen aber auch nur in den beiden Farben schwarz und weiß. Doch hiermit nicht genug, haben viele Schilde noch auf der Innenseite eine Be-

Tafel XVIII.



Masai-Weiber bei der Näharbeit.

malung. Sehr selten kommt auch als vierte Farbe grau hinzu. Die Farben werden auf folgende Weise gewonnen: Schwarz aus der zerstampften Kohle von Kürbisschale, weiß aus einer weißen Kalkerde, rot aus einer Mischung von Blut und Pflanzensaft, und grau endlich aus gepulverten verkohlten Rinderknochen.

Abb 276. Aeltere Masai-Männer (Schmuck).

Die Bemalung, die aus Strichen, Dreiecken, Rhomben und Kreisausschnitten besteht, ist keine willkürliche, sondern hat ihre bestimmte Bedeutung. Der in der Mitte des Schildes (Abb. 266) verlaufende gemalte schmale Längsstreifen dient nur zum Schmuck, richtet sich ganz nach dem Geschmack des Schildeigentümers und hat weiter keine Bedeutung. Dagegen hat die auf der vom Beschauer aus linken Schildseite angebrachte Bemalung ihre Bedeutung, und zwar eine sehr wichtige: sie stellt das Kriegerzeichen dar. Es wird in roter Farbe aufgetragen und

findet sich auch zuweilen auf beiden Seiten des Schildes; dann zeigt die andere Schildhälfte das Spiegelbild desselben. Meist jedoch, wie wir es hier auf unserer Abbildung sehen, trägt die andere Schildhälfte eine schwarze bogenförmige Bemalung, die das Geschlechtswappen zeigt.

Die beschnittenen Jünglinge legen wohl dieselbe Bewaffnung an wie die Masaikrieger, werden aber vorläufig noch nicht als vollwertige Streitgenossen betrachtet, sondern müssen sich diese Stellung erst durch einen erfolgreichen Kriegszug erkämpfen. Als äußeres Abzeichen dafür, daß sie noch nicht in den Kriegerstand Aufnahme gefunden haben, führen sie auf ihren Schilden auch nur ganz einfache Bemalung in den Farben

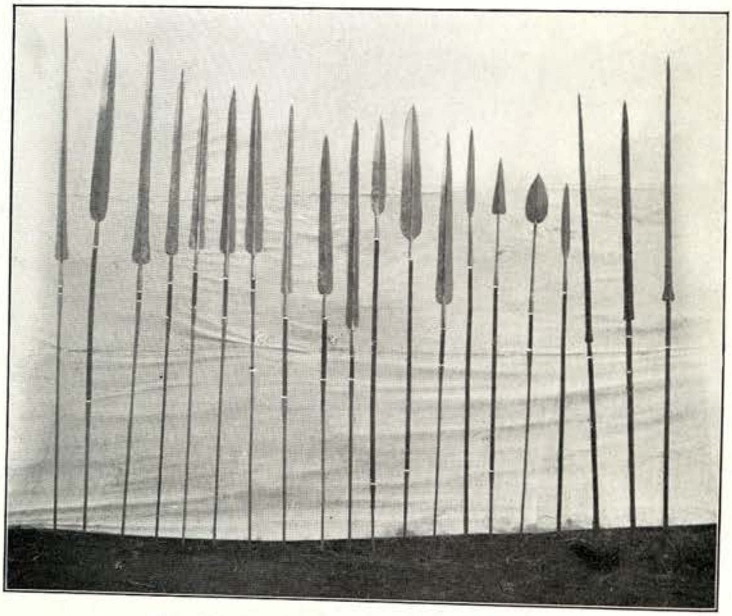


Abb. 277. Masai-Speere (ältere und neuere Formen).

schwarz und weiß und dürfen erst nach bestandener Probe das rote Kriegerzeichen hinzufügen.

Sehr erstaunt war ich, daß die Masai, die Kinder der so außerordentlich wildreichen Jagdgefilde, keine Jäger sind. Dies hat seinen Hauptgrund darin, daß sie ein reines Hirtenvolk sind und als solches Wildfleisch verschmähen. Die Folge hiervon wiederum ist, daß die Wildherden in Nähe ihrer Kraale absolut nicht scheu sind. So kann man wiederholt das ungemein reizvolle Bild beobachten, daß friedlich neben, ja zuweilen sogar zwischen den Rinderherden der Masai große Rudel von Zebras, Gnus, Grant- und Thomsongazellen äsen. Die verheirateten Masai haben nur Interesse dafür, ihre Viehherden zu pflegen, und das

Sehnen und Trachten der Masaikrieger geht lediglich darauf hinaus, diesen Besitzstand durch räuberische Ueberfälle der Nachbarn zu mehren. Ich werde an dieser Stelle eine ganz kurze Schilderung über den Verlauf eines Kriegszuges einflechten:

Nur wenige Monate vertragen die Krieger das Nichtstun in ihren Kraalen, trotzdem die Zeit ausgefüllt wird durch zahlreiche Gelage und Tanzfeste, und auch die jungen Mädchen nach besten Kräften bemüht sind, den Kriegern den Aufenthalt in ihrem Kraal so angenehm wie möglich zu gestalten. Ja auch Besuche in der Nachbarschaft und aus der Nachbarschaft, die häufig stattfinden, können die Krieger die Reize eines Feldzuges nicht vergessen machen. Die angesehensten unter ihnen setzen sich mit dem Sprecher des Kriegerkraals, der eine führende Rolle einnimmt und sich in erster Linie durch Intelligenz, dann aber auch durch Kriegstüchtigkeit auszeichnet, in Verbindung und fordern von ihm, beim Häuptling die Genehmigung zu einem Kriegszuge zu erwirken. Inzwischen nehmen sie Fühlung mit benachbarten Kriegerkraalen und versichern sich der Teilnahme dieser. In längeren Beratungen wird ein genauer Feldzugsplan entworfen.

Abb. 278. Masai-Weib (Schädelbildung).

Nicht immer ist hier eine schnelle Einigung zu erzielen, vor allem dann nicht, wenn es sich um Bekämpfung eines kriegstüchtigen Nachbarn handelt und der Ausgang des Zuges ein fraglicher ist. Sind sich jedoch die Führer einig, so werden die übrigen warnenden oder abratenden Stimmen bald zum Schweigen gebracht, im äußersten Falle dadurch, daß man sie „Feiglinge“ schimpft, ein Wort, das kein Masaikrieger ertragen kann. Erst nach völlig ausgearbeitetem Kriegsplan und wenn die Beteiligung aller Krieger sichergestellt ist, trägt der Führer dem Häuptling den Plan vor. Dieser erteilt nun seinen guten Rat und genaue Vorschriften über die Ausführung des Kriegszuges. Das kann er mit gutem

Recht tun, denn seine Aufgabe ist es, sich dauernd über die umwohnenden Völkerstämme auf dem Laufenden zu halten. Nach längerer gewandter Rede, die oft orakelhaft ist, besonders was den Ausgang des Kriegszuges anlangt, überreicht er den Führern noch einige Kriegsamulette und entläßt sie dann mit seinen Segenswünschen.

In den Kriegerkraalen wird ihre Ankunft schon mit großer Spannung erwartet. Kaum haben sie von ihren Führern die zustimmende Antwort des Häuptlings erhalten, so legt jeder von ihnen ein Kriegsamulett an, bestehend aus mehreren Lederstreifen, die aus dem Schurz ihres Lieblingsmädchens herausgeschnitten und von jener noch mit aufgenähten Perlen verziert werden. Jeder, der dieses Amulett trägt, ist zur Beteiligung am Kriegszuge verpflichtet. Sollte er trotzdem aus Furcht zurückbleiben, so wird er nicht allein mit Verachtung gestraft, sondern ist vogelfrei und jeder Krieger darf ihn niederschlagen.

Jedoch der Aufbruch findet nicht sofort statt, vielmehr halten sie erst tagelange, ja bei besonders starken Gegnern wochenlange Feste ab, die fern der Kriegerkraale im Busch gefeiert werden, und zwar nur von den Kriegern ohne Beteiligung der jungen Mädchen, die im Kraal zurückbleiben. Große Mengen Rindfleisch werden in dieser Zeit verzehrt, vermischt mit der Fleischbrühe genießen sie außerdem noch verschiedene nervenerregende Mittel, die zum Teil so stark sind, daß sie regelrechte Tobsuchtanfälle zur Folge haben. Derartige Mittel sind die Rinde von Albizzia anthelmintica, Myrica kilimandscharica und die Wurzel von Acacia abyssinica (nach Merker). Zweck dieser nervenpeitschenden Mittel soll fraglos sein, den Tatendurst der Krieger zu erhöhen. Auch wird diese Vorbereitungszeit dazu benutzt, Waffen, Kriegsschmuck und Kleidung in Ordnung zu setzen. Während der Zeit und auch während des Kriegszuges selbst beten die Mütter für ihre Söhne und die jungen Mädchen begleiten ihre Tänze mit Bittgesängen für ihre Krieger.

Nach Beendigung des Vorbereitungsfestes kehren die Krieger nur noch auf wenige Stunden in ihren Kraal zurück, um hier ihre Ausrüstung zu vervollständigen und sich noch Verpflegung für den Marsch mitzunehmen. Die Angehörigen haben sich dort zum Abschied versammelt. Die Väter tragen in der Rechten eine Kalebasse mit Honigbier, in der Linken eine mit Milch, die Frauen in der Rechten nur ein Milchgefäß. Mit lauter Stimme flehen sie Gott um seinen Segen, verschütten hierbei einen Teil aus den Kürbisflaschen und besprengen die Krieger.

Es erfolgt jetzt der Aufbruch und nach dem ersten, nur 2—3 stündigen Kriegsmarsch lagern sie bei Sonnenuntergang in freier Steppe. Einige der mitgeführten Rinder werden geschlachtet und deren Fleisch am Feuer geröstet. Auch bestreichen sie jetzt die blanken Speere mit Erde oder

umwickeln sie mit Gras, damit ihr Blinken sie nicht verrät. Schon während des Waldfestes haben sich die Krieger immer zu zweien zusammengetan mit dem gegenseitigen Gelübde, einander in Not und Gefahr beizustehen und, falls einer von ihnen im Kampfe fallen sollte, seine Waffen zu retten. Gleich am ersten Marschtage gliedert sich die ganze Kriegerschar in Gruppen zu 10—20, die man etwa mit unsern Korporalschaften vergleichen kann. Jede Gruppe lagert, kocht und ißt zusammen und errichtet sich auch zur Nacht ein durch Dornengestrüpp befestigtes

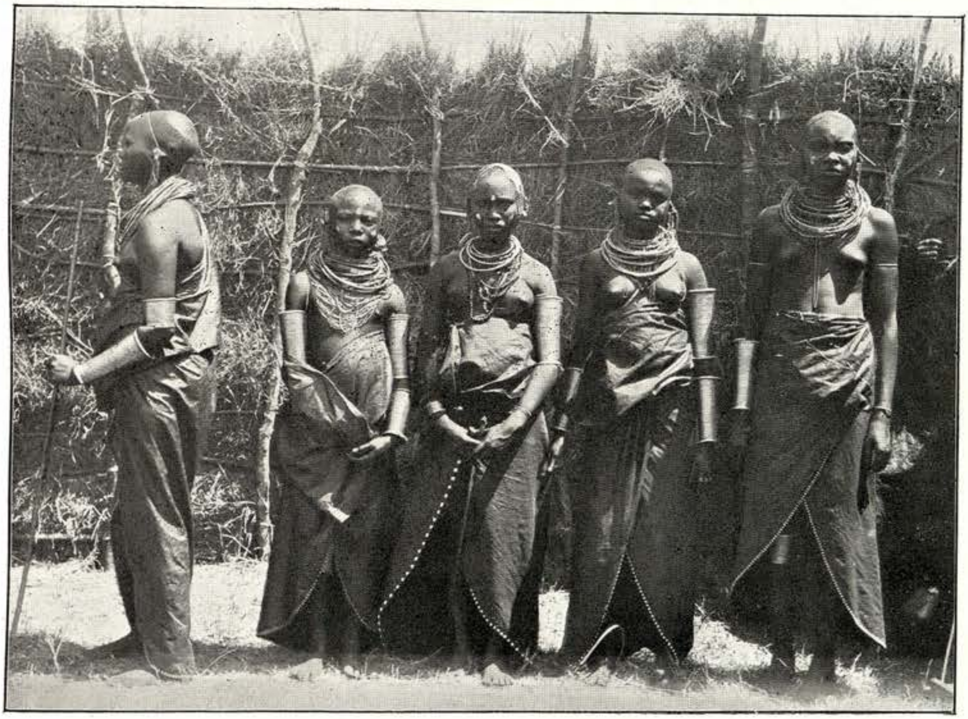


Abb. 279. Haartracht, Schmuck und Tracht der Masai-Mädchen.

kleines Lager. Am Abend vor dem Überfall fällt die Befestigung fort und sie lagern im Halbkreis derart, daß die Speere in die Erde gesteckt und gegen diese die Schilde gelehnt werden. Unter ihrem Schutze verbringen sie, angetan mit ihren Waffen, die Stunden bis zum Überfall. Unter der Kriegerschar befinden sich ein oder auch mehrere Aeltere, die in der Kunst der Wundheilung bewandert sind.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit werden Späher entsandt, um die Oertlichkeit, vor allem aber den Stand der Rinderherden genau zu erkunden. Kurz vor dem feindlichen Dorf verstecken sie ihre Waffen im Busch und ahmen Tracht und Kleidung der zu Ueberfallenden nach. Im

festen Glauben an die ihnen vom Häuptling mitgegebenen Amulette, die den Krieger angeblich unsichtbar machen, bewegen sie sich mit großer Kühnheit im feindlichen Dorfe. Haben sie alles genügend erforscht, so kehren sie schleunigst zu der Kriegerschar zurück, die nur ein bis zwei Stunden entfernt lagert, und bringen zum Beweise frischen Rindermist und auch den Rindern ausgerissene Schwanzhaare mit.

Der Angriff erfolgt in fünf verschiedenen Trupps. Bald nach Mitternacht brechen sie auf, jedem Trupp voraus gehen Patrouillen, die dicht am feindlichen Dorf in den hohen Bäumen versteckt Umschau halten. Drei kleine Abteilungen, bestehend aus den schneidigsten und tüchtigsten Kriegern, setzen sich nun in den verschiedenen Richtungen auf das feindliche Dorf zu in Bewegung. Ihnen folgt ausgeschwärmt das Gros der Krieger, an deren äußersten Flügeln sich wiederum besonders tüchtige und zuverlässige Leute befinden. Der Trupp, der zuerst auf die Viehherden stößt, ruft die anderen durch weithin hallende, gellende Rufe herbei. Während die vordersten Abteilungen mit dem Gegner noch im blutigen Handgemenge liegen, wird von den nachfolgenden Trupps das Vieh schnell fortgetrieben. Aufgabe einer vierten Abteilung ist es, den Weg hierfür freizuhalten.

Gefangene machen die Masai nicht. Alles was ihnen in den Weg kommt, wird niedergemetzelt, Weiber hingegen und Kinder werden geschont. Nur selten kommt es vor, daß sie auch Frauen mitführen, diese werden aber nicht zu Sklaven gemacht, sondern von dem Betreffenden, der sie erbeutet hat, geheiratet.

Mitten in freier Steppe wird jetzt ein mit Dornenumzäunung befestigtes Lager errichtet und in diesem das Vieh untergebracht. Einige Rinder werden sofort geschlachtet und verzehrt, denn noch ist die ganze Kriegsbeute Gemeingut. In Eilmärschen geht es nun noch vor Sonnenaufgang weiter.

Bewundernswert ist ihre Ausdauer im Marschieren und ihre Geschicklichkeit, mit den Rindern fertig zu werden. Nur wenige Masai setzen sich an die Spitze der Herden, pfeifen in langgezogenen Tönen durch die Zähne und die Tiere folgen ihnen wie die Hunde, auch dann, wenn es im beschleunigten Tempo durch das Land geht. Auf dem Marsch gegen den Feind sind Tagesleistungen von 70—80 km absolut nicht selten. Ebenso erstaunlich ist ihre Fähigkeit, lange Zeit ohne Wasser auszukommen. So führen sie nie, im Gegensatz zu allen anderen Negerstämmen, auf ihrem Marsche Wasserkalebassen mit. Man sieht es dieser schneidigen Schar an, daß sie nur für den Krieg trainiert ist und im Ertragen von Strapazen alle anderen weit übertrifft. Zustatten kommt diesen Naturkindern allerdings auch, daß sie verwachsen sind mit dem Steppenlande und hier

gegen. Zuweilen beteiligen sich nämlich auch noch die jüngsten und kräftigsten der Verheirateten an diesen Zügen. Es findet eine außerordentlich herzliche Begrüßung statt. Große Trauer herrscht bei den Eltern der im Felde Gefallenen, weniger groß ist diese aber bei den jungen

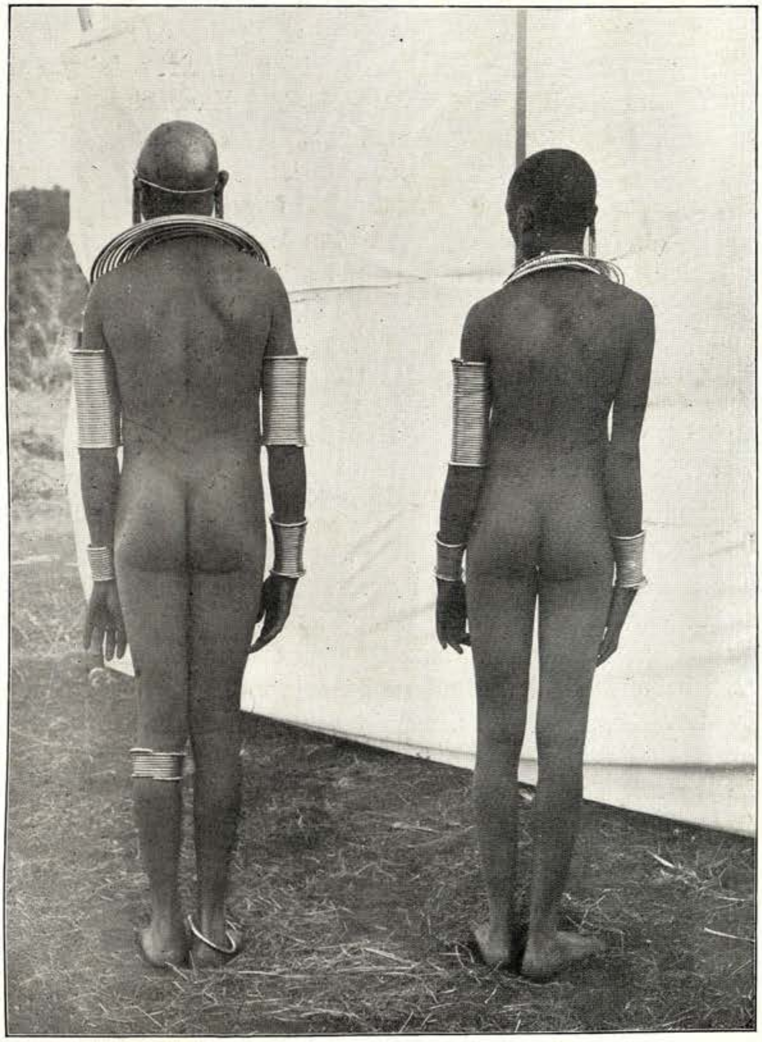


Abb. 282. Masai-Mädchen (Körperbau und Gestalt).

Mädchen, denn haben sie auch augenblicklich ihren Liebsten verloren, so trösten sie sich damit, daß sie bald einen neuen finden.

Die gesamte Beute wird großmütig von den Kriegern verteilt. Den Hauptanteil erhalten die Eltern, 1—2 Milchkühe schenkt jeder seinem

Lieblingsmädchen und den Rest den Verwandten, die ihm besonders nahe stehen. Ist die Beute nicht so groß, alle zu bedenken, so wird dies beim nächsten Kriegszuge nachgeholt, und die Angehörigen, die diesmal leer ausgehen, finden dann Berücksichtigung. Denn lange währt die Friedenspause ja nicht, bald treibt ihr kriegerischer Sinn sie wieder hinaus zu neuen Taten.

Selten nur werden die Masai angegriffen. Meist erfahren sie rechtzeitig von diesem Vorhaben, denn durch ihre Kundschafter bleiben sie ständig in Fühlung mit den umwohnenden Stämmen. Sie beobachten hierbei folgendes Verteidigungssystem: Kaum ist von den Kundschaftern die Meldung von einem bevorstehenden Angriff überbracht, so werden in der wahrscheinlichen Anmarschrichtung kleine Vorposten von sechs bis acht Mann ausgestellt, die von übersichtlichen erhöhten Punkten aus das Vorgelände beobachten. Außerdem wird, um ein Durchstoßen des Feindes zu verhindern, ein fleißiger Patrouillengang aufrechterhalten. Naturgemäß richtet sich der Ansturm des Gegners auf die Rinderherden und hier erfolgt auch die Verteidigung. Die Hauptmacht der Masaikrieger hält sich in der Nähe der Herden verborgen und wartet hier, bis der Angreifer sich des Viehs bemächtigen will. Dann stürzen sie vor, und aus dem sich nun entspinnenden erbitterten Handgemenge gehen sie fast immer als Sieger hervor.

Eine andere Taktik besteht darin, daß sich ein Teil der Krieger mitten in der Rinderherde versteckt und die übrigen dem Feinde einen Hinterhalt legen. Auch hier kommt es erst zum Kampf, wenn die Angreifer sich bereits bei den Rindern befinden. Einfacher wäre es wohl, wenn die Masai ihrem Gegner, sobald sein Anmarsch gemeldet ist, entgegenziehen und ihn in offener Feldschlacht zurückwerfen würden. Jedoch sie verfolgen mit ihrer Kampfesweise einen bestimmten Zweck: Der Gegner, der sich bereits im Besitze der Rinder glaubt, wird, angestachelt durch seine Beutegier, zu längerem Ausharren bewogen, und somit haben sie Gelegenheit, ihm erheblich größere Verluste beizubringen als im offenen Felde, und ihm das Wiederkommen für immer oder doch für lange Zeit zu verleiden.

Die Masai sind nicht nur schneidige Draufgänger, die im plötzlichen nächtlichen Ansturm den Feind überrennen, sondern auch ganz verschlagene Burschen, die mit Kriegslist den Gegner zu täuschen wissen und sich so den Angriff wesentlich erleichtern. Das beweisen die besonders in früheren Zeiten stattgehabten zahlreichen Überfälle von Karawanen. Auch hier arbeiten sie erst mit Kundschaftern, deren Rolle zuweilen die Wandorobbo übernehmen. Sie gesellen sich zu den Karawanenleuten und versuchen mit ihnen ein freundschaftliches Verhältnis anzuknüpfen. Im

Abb. 283. Haartracht, Sckmuck und Kleidung der Masai-Frauen.

Laufe der Unterhaltung erzählen sie ihnen so ganz nebenbei, daß weit und breit keine Masai zu sehen seien, einen Überfall habe man also garnicht zu befürchten. So marschieren sie oft tagelang mit der Karawane und lagern auch des Nachts bei den Trägern. Es dauert nicht lange, so sind die Fremdlinge in Sicherheit gewiegt und der geeignete Zeitpunkt zum Angriff ist gekommen. Einer der Kundschafter geht zurück und ruft die Krieger herbei, die dann im nächtlichen Überfall die ahnungslos schlafende Karawane überrumpeln.

Wie schon aus der ganzen Kampfesweise hervorgeht, kennen sie keine Kriegserklärung. Offizielle Friedensschlüsse sind selten, kommen aber doch zuweilen vor. Wir müssen hier Friedensschlüsse unterscheiden, die nur zum Schein mit dem Gegner vollzogen werden, um ihn in Sicherheit zu wiegen, und ernstgemeinte. Letztere gehen sie aber nur dann ein, wenn der Feind besonders mächtig ist, ihnen also unbequem werden kann, oder wenn er ganz in ihrer Nähe wohnt und sie auf freundnachbarlichen Verkehr mit ihm zwecks Austauschens von Vegetabilien angewiesen sind. Dementsprechend verschieden sind auch die Zeremonien beim Friedensschluß. Im ersten Falle wird folgendermaßen verfahren: Die Masai schicken einige Alte, die zum Zeichen der friedlichen Absicht in der rechten Hand Grasbüschel tragen und ein mit Perlenketten geschmücktes Schaf mit sich führen, zu dem feindlichen Häuptling. Dieser, hocherfreut, nunmehr mit den so gefürchteten Gegnern in Frieden leben zu können, gibt ihnen einige Dorfälteste mit. In Nähe des Masaikraals wird nun im Beisein sämtlicher Masaikrieger feierlich Blutsfreundschaft zwischen den Ältesten beider Parteien geschlossen. Sie sitzen hierbei einander gegenüber und machen sich gegenseitig einen Schnitt in den linken Unterarm. Das hervorquellende Blut wird mit einem Stück gerösteten Fleisches abgewischt und verzehrt.

Im zweiten Falle, also bei einem wirklich ernstgemeinten Friedensschluß, besteht die Zeremonie darin, daß nach vorheriger Vereinbarung durch abgesandte Älteste ein Platz zwischen den Wohnstätten der beiden Parteien bestimmt wird. Hier finden sich die Abgeordneten mit je einem Weib und deren Säugling ein. Zuerst schließen die beiden Frauen Blutsfreundschaft, jedoch wird der Schnitt nicht auf dem Unterarm, sondern auf dem Bauche ausgeführt. Ist dies geschehen, so tauschen beide Weiber die Säuglinge aus und legen sie für kurze Zeit an ihre Brust. Dann nimmt jedes Weib wieder ihr Kind zurück und die feierliche Handlung eines ernstgemeinten Friedensschlusses ist beendet.

Das was ich über Schädelbildung, Gestalt und Körperbau bei den Männern gesagt habe, gilt auch für die Weiber. Einen besonders typischen Masaischädel zeigt uns das Weib auf Abbildung 278.

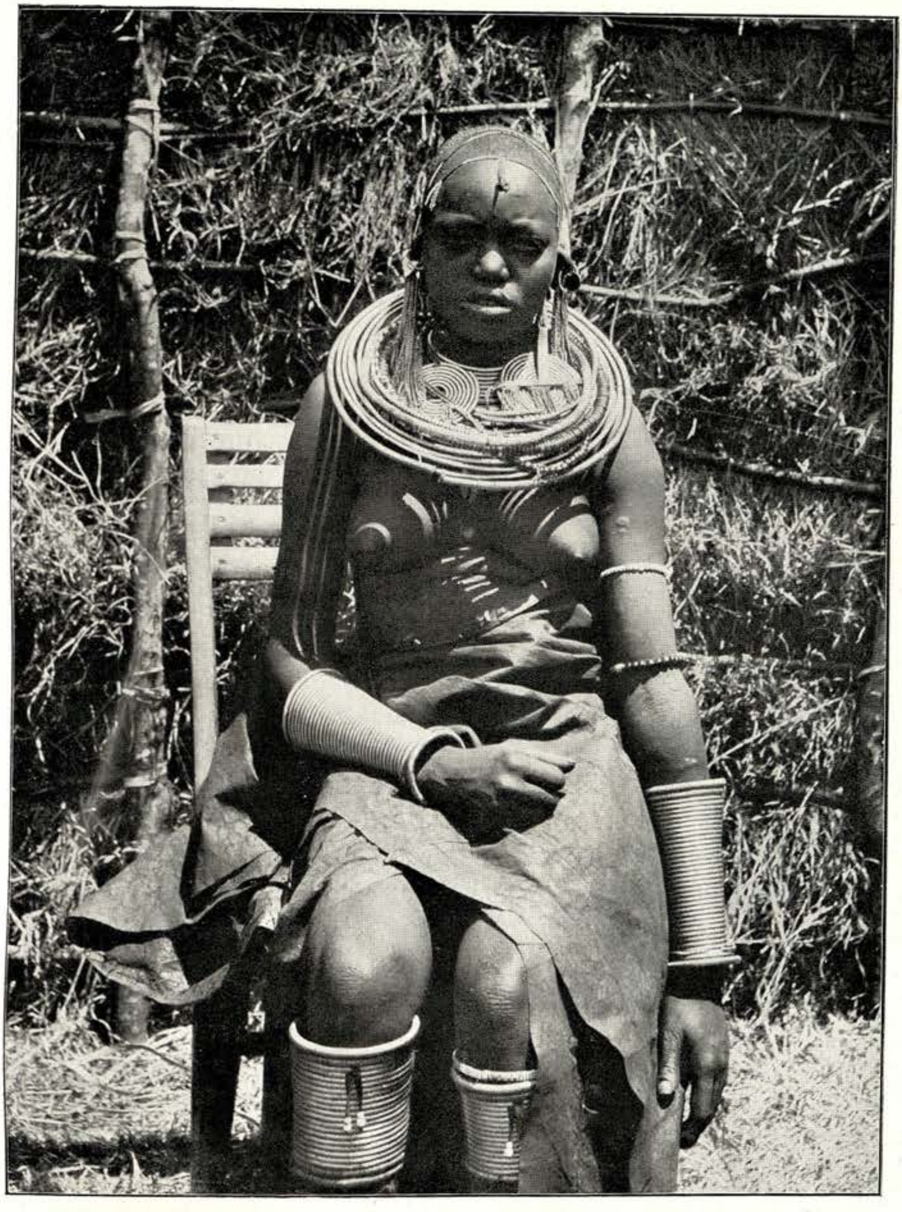


Abb. 284. Schmuck einer jungen Masai-Frau.

Nach Anschauung der Masai ist der Körper eines Weibes schön, wenn er wohlproportioniert und schlank ist, dabei aber gutgerundete Formen zeigt. Soll eine Masaifrau als schön gelten, so darf sie in erster Linie nicht fett sein. Die Gliedmaßen dürfen nicht mehr Rundung besitzen

als nötig ist, um den Körper nicht eckig erscheinen zu lassen. Außerdem verlangen sie von einer Masaischönen ein ovales Gesicht, blendend weiße Zähne, dunkles Zahnfleisch, eine möglichst helle Hautfarbe, starke Hüften, aber kein vorspringendes Gesäß, und eine tiefe Nabelgrube. Die Lippen sollen nicht zu stark sein; als besonders schön gelten dunkle und schmale. Sehr kräftig entwickelte Muskulatur an Armen und Waden halten sie für unschön; man sagt von ihren Besitzern, daß sie keine reinen Masai sondern Mischblüter oder Neger seien. Ein weiteres Schönheitsideal sind beim weiblichen Geschlecht zarte Knochen, kleine, schmale Hände und Füße und wohlgeformte, stehende, halbkugelige Brüste. Die jungen Mädchen bemalen häufig ihren Oberkörper mit einer roten Pomade, um die Formen noch wirkungsvoller hervortreten zu lassen.

Tätowierung ist bei den Frauen üblich, jedoch nicht allgemein vorgeschrieben, und es handelt sich hierbei auch nur um Ziernarben. Da sie nicht mit einer ätzenden Flüssigkeit eingerieben werden, so treten sie nur wenig aus der Haut heraus und fallen dem flüchtigen Beschauer nicht auf. Ein Tätowieren der Arme habe ich nie beobachtet, dagegen häufiger kreis-, ornament- und lyraförmige Tätowierung auf dem Bauch und eine kreisförmige Punkttätowierung um die Brüste.

Wie bei den Knaben so werden auch bei den Mädchen im frühesten Alter die beiden mittleren unteren Schneidezähne mit einem Messer gelockert und dann mit der Hand entfernt. Beim Zahnwechsel wird dieser Vorgang wiederholt. Die Verunstaltung der Ohren, oder, wie die Masai es nennen, deren Verschönerung, wird in genau derselben Weise erzielt wie bei den Männern.

Auch bei den Masaimädchen findet eine Beschneidung statt, jedoch macht man von ihr bei weitem nicht so viel Aufhebens wie von der Beschneidung der Knaben. Ein bestimmtes Alter für diesen Akt ist nicht vorgeschrieben, meist jedoch findet er zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre statt. Die jungen Mädchen, die, wie wir später noch hören werden, im Kriegerkraal ein freies und ungebundenes Leben führen, verlassen diesen und begeben sich zu ihrer Mutter, sobald sie merken, daß sie sich zum Weibe entwickeln. Mehrere Mütter verabreden nun, die Beschneidung ihrer Töchter gemeinschaftlich vornehmen zu lassen. Findet demnächst eine Knabenbeschneidung statt, so wartet man bis zu diesem Tage; jedoch wird die Handlung nicht auf demselben Platz gemeinschaftlich mit den Knaben vollzogen, sondern an einem entfernten Orte, häufig auch in der mütterlichen Hütte.

Die Operation wird von einer weisen Frau ausgeführt und besteht in einem einfachen Abtrennen der Klitoris mit einem kleinen, scharfen Messer; meist benutzt man hierzu das Rasiermesser. Am Tage vorher

wird dem jungen Mädchen noch das Kopfhaar abrasiert. An Stelle ihrer bisherigen Kleidung tritt ein langer, schmuckloser Lederschurz, auf dem

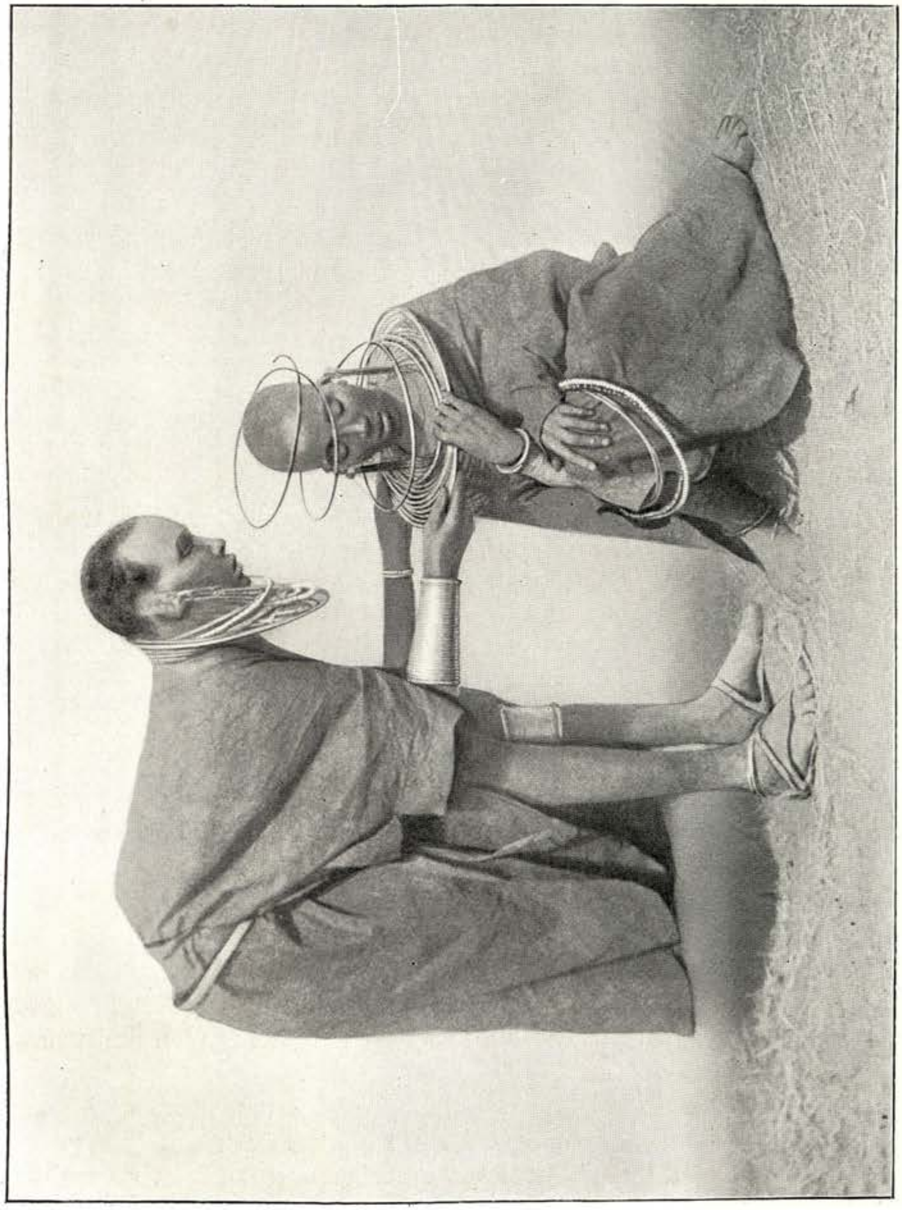


Abb. 285. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen.

die Betreffende bei der Beschneidung sitzt. Vorher hat die weise Frau noch mit kaltem Wasser den zu operierenden Teil unempfindlich gemacht. Blutstillende oder heilende Mittel finden keine Anwendung; die ja auch

nur unbedeutende Wunde wird mit Milch gewaschen. Während des Heilungsprozesses verweilt das junge Mädchen in der Hütte seiner Mutter. Wie bei den Knaben, findet auch hier ein Beschneidungsfest statt. Sämtliche Weiber des Kraals werden von den Vätern der Beschnittenen mit Fleisch und Honigbier bewirtet.

Die Haartracht der Masaiweiber ist die denkbar einfachste. Sie rasieren den Kopf sehr häufig, so daß ihr Haar selten länger wird wie einen Zentimeter. Zuweilen konnte ich bei jungen Mädchen auch eine Tonsur beobachten (siehe Abb. 279, links) und bei jungen Frauen, daß sie um das Haupt herum einen etwa drei Finger breiten Streifen abrasieren. Als Rasiermesser dient ein geschärftes Stückchen Eisenblech. Vor dem Rasieren fetten sie das Haar ein oder feuchten es auch nur mit Wasser an.

Außerordentlich reich ist der Schmuck der Masaiweiber, vor allem aber der jungen Frauen. Besonders auffallend sind große, schwere eiserne Drahtspiralen, die um den Hals, um Arme und Beine getragen werden (Abb. 283 und 284). Diese werden von besonderen Künstlerinnen um die betreffenden Stellen gelegt und nur während der Schwangerschaft abgenommen. Die Abbildungen 285, 286 und 287 zeigen uns, in welcher Weise sie die Drahtspiralen anlegen. Es gehört wirklich eine ganz eigenartige Geschmacksrichtung dazu, sich mit diesem schweren Schmuck Tag und Nacht bis an das Lebensende herumzuschleppen. Die Enden der Hals-, Arm- und Beinspiralen werden meist noch mit einer Umwickelung von dünnem Kupfer- oder Messingdraht geschmückt.

Doch hiermit nicht genug, tragen sie um den Hals noch, wie die Abbildung 288 zeigt, zahlreiche Ringe und Ketten. Neben Ringen, die aus der wohlriechenden Wurzelrinde einer Liane gedreht sind, tragen sie solche aus Eisendraht, an denen vorn zuweilen dünne Eisenkettchen hängen. Daneben Perlenketten aus erbsengroßen weißen oder blauen, ferner aus kleinen bunten — meist wechselt rot und weiß hierbei ab — oder aus länglichen bohnengroßen Perlen, die teils weiß, teils mehrfarbig gemustert sind. Weniger von den jungen Frauen und Mädchen, dagegen recht häufig von den alten Weibern werden, wie es uns die Abbildung 289 zeigt, zahlreiche lange Perlenketten aus ringförmigen blauen und grünen Perlen getragen.

Auch die bereits bei den Bakulia geschilderten, etwa drei Zentimeter breiten flachen Lederriemen, die mit bunten Perlen in geschmackvollen Mustern benäht sind, können wir als Halsschmuck beobachten. Meist haben diese Ringe in der Mitte noch einen etwa talergroßen Ansatz, der ganz dicht mit Perlen bestickt ist und auf die Brust herabhängt.

Sehr reich ist der Ohrschmuck. In dem durchlochten oberen Ohrmuschelrand tragen sie Bündel von 4—8 dünnen, 10—12 cm langen Eisen-

kettchen. Seiner Schwere wegen legen die Weiber auch diesen Schmuck häufig über den Kopf (Abb. 288, Mitte). In den durchlöcherten und er-

Abb. 286. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen.

weiterten Ohrläppchen haben sie an einem dünnen Lederriemen große Doppelspiralen aus Messingdraht (Abb. 283 und 284). Die Ohren wären

nicht in der Lage diese Last zu tragen, sondern würden, wie ich es in mehreren Fällen beobachten konnte, durchreißen, wenn nicht zur Unterstützung und zur Entlastung der Ohrlappen über den Scheitel ein Lederriemen oder eine Schnur, zuweilen auch ein dünnes Eisenkettchen (siehe Abb. 290) gelegt würde. Zuweilen ziehen sie noch quer über den Scheitel von Ohr zu Ohr Perlenketten aus roten und weißen kleinen Perlen (Abb. 291).

Hüftschmuck wird nicht angelegt. Um die Fußgelenke tragen sie Ringe, meist aus Eisen-, zuweilen auch aus Messing- oder Kupferdraht.

Eine besonders schöne und vornehme Masaifrau ist derartig mit Schmuck beladen, daß sie sich nur mit schwerfälligem Gang vorwärtsbewegen kann. An den Fingern sehen wir Ringe aus drei bis fünf Windungen von Eisen- und Kupferdraht (Abb. 288, rechts). Häufig endigen diese noch in Spiralen, die auf der Außenseite des Fingers liegen. Die Zahl der Ringe richtet sich naturgemäß, wie auch der ganze Schmuck, nach der Wohlhabenheit des Mannes. So sehen wir Frauen, die gar keine Ringe tragen, und wieder andere, die an allen Fingern, einschließlich der Daumen, mit Ringen geschmückt sind. Als besonderer Schmuck tritt noch bei Tanzfesten hinzu ein Bemalen der Gesichter mit roter oder weißer Erde (Abb. 293).

Die Kleidung der Weiber besteht durchweg aus Fellen. Stoffbekleidung, die wir wohl häufiger bei den Männern finden, hat bei den Frauen, wie wir es ja schon im Kapitel I bei den Wahima (Watussi) kennen gelernt haben, noch keinen Anklang gefunden. Sie legen zwei große Fellschürzen an, über deren Herstellung ich bereits gesprochen habe. Meist bestehen sie aus zusammengenähten Ziegenhäuten, zuweilen aber auch aus Rinderfellen. Die eine tragen sie um die Hüfte derart, daß sie von einem Lederriemen, der häufig noch mit kleinen bunten Perlen benäht ist, festgehalten wird, oder auch ohne Riemen, indem sie das Fell fest anziehen und die Enden nach innen hineinstecken.

Das zweite größere Fell wird auf der rechten Schulter zusammengeknotet, um die Hüften oft noch mit einem Lederriemen zusammengehalten und läßt die linke Brust, Schulter und Arm frei (Abb. 283, rechts, 294 und 295). Zuweilen sind die Felle, in erster Linie aber das Unterkleid, sehr geschmackvoll am äußeren Rande mit kleinen bunten Perlen — auch hier werden die roten und weißen bevorzugt — in zwei- bis vierfacher Reihe umnäht (siehe Abb. 279 und Tafel XVIII).

Die jungen Mädchen sind nur mit einem großen Fell bekleidet, das besonders sorgfältig hergestellt, meist rot gefärbt und stets am unteren Saume mit Perlenschnüren eingefaßt ist. Löcher im Fell werden durch eingesetzte kleine Fellstückchen geschlossen, die häufig noch mit einem

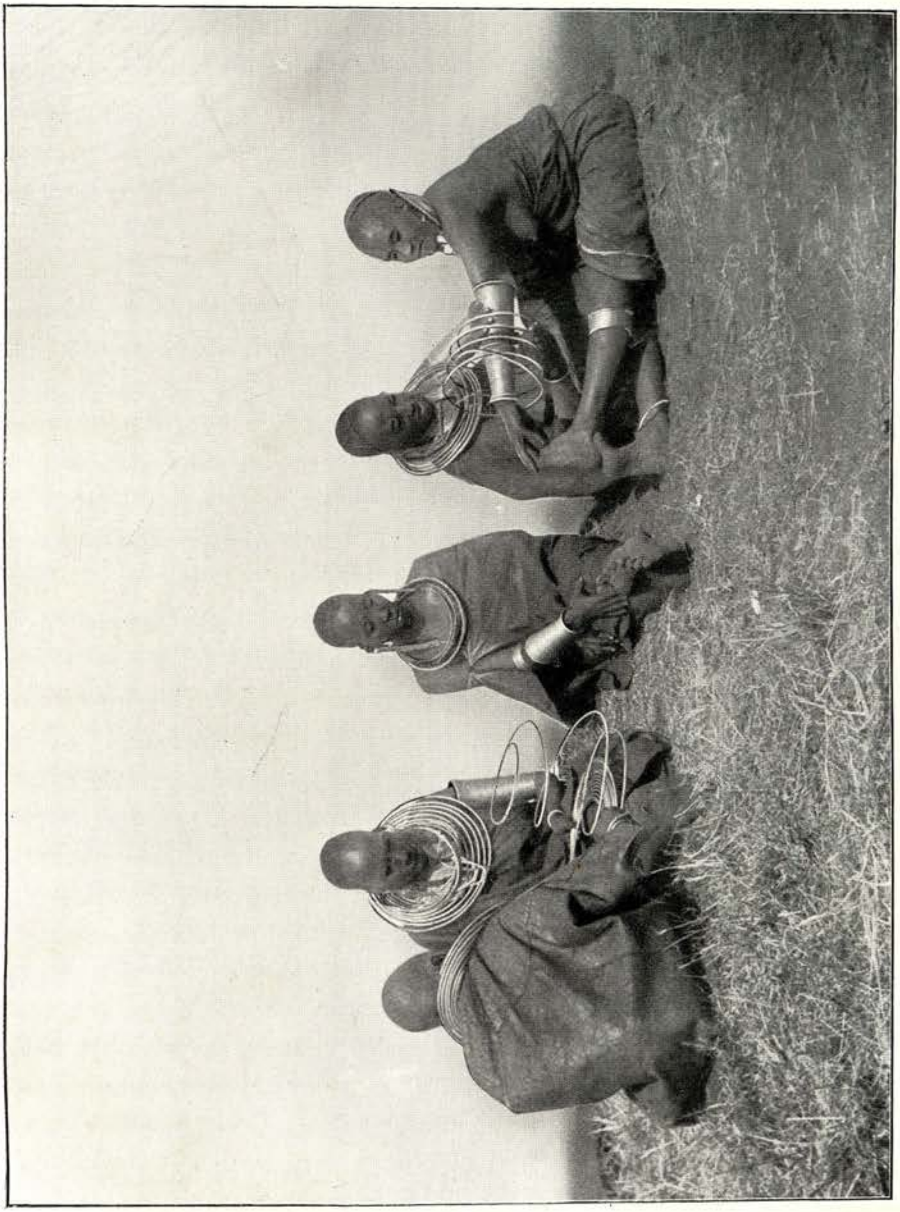


Abb. 287. Abnehmen der eisernen Drahtspiralen.

Perlkranz eingefaßt sind. Das Zubereiten und die Näharbeit ist Aufgabe der Weiber, die sorgfältigen Perlenstickereien werden aber in der Regel von den Mädchen ausgeführt.

Auch die Kinder, vor allem aber die kleinen Mädchen, tragen schon reichen Schmuck, wie es uns die Abbildung 296 veranschaulicht. Ihre Kleidung entspricht derjenigen der Erwachsenen, d. h. die Knaben gehen

mit einem umgehängten Stück Fell oder Zeug bekleidet, während die kleinen Mädchen bereits große, sauber hergestellte und mit Perlen umnähte Fellschürzen anlegen.

Die Masai sind nur Hirten; Ackerbau ist ihnen völlig fremd. Ihr ganzer Stolz sind die Rinderherden, sie zu mehren ist der Hauptzweck ihrer zahlreichen Kriegszüge. Wir sehen bei ihnen nur das Buckelrind,

Abb. 288. Schmuck der Masai-Frauen und -Mädchen.

von diesem auch keine reinen Vertreter, sondern infolge ihrer vielen Raubzüge eine starke Vermischung (Abb. 298). Die Euter sind ziemlich klein und der tägliche Milchertrag übersteigt kaum zwei Liter. Es wird zweimal gemolken, morgens und abends. Beim Melken ist, wie wir es ja schon früher kennen gelernt haben, stets das Kalb dabei; die Weiber stellen sich hierbei über dasselbe und halten den Kopf zwischen ihren Knien. Die Kuh leckt liebevoll das Kalb, glaubt, daß dieses sauge und steht infolgedessen ruhig. Man melkt nicht ganz aus, sondern läßt die Kälber

noch saugen. Wenn diese ganz jung sind, werden sogar nur zwei Strich ausgemolken.

Einem so ausgesprochenen Hirtenvolk wie die Masai, sind natürlich auch die Regeln der Zuchtwahl bekannt. Bullenkälber, die man nicht zur Zucht verwenden will, werden verschnitten und zwar geschieht dies schon im Alter von zwei Wochen. Ausgewachsene Bullen, die sich nicht so entwickelt haben, daß sie zur Zucht geeignet sind, werden noch nachträglich kastriert, indem man die Samenstränge mit einer Keule zerklopft.

Abb. 289. Schmuck und Tracht der älteren Masai-Weiber.

In gleicher Weise wird bei Eseln, Ziegen und Schafen verfahren. Bullen und Böcke mit unnatürlichem Geschlechtstrieb werden geschlachtet.

Weitere Haustiere sind Ziegen, Schafe und Esel. Hühner werden nicht gehalten. Von Ziegen gibt es zwei verschiedene Rassen: eine größere und eine kleinere. Die erstere soll erst durch ihre Raubzüge in Unjamwesi eingeführt sein. Sie sind kurz gehörnt, die Spitze der Hörner ist leicht nach hinten gebogen. Nur bei den Böcken sehen wir größere und stärkere Hörner. Die Schafe sind Fettschwanzschafe, von denen man gleichfalls nicht eine bestimmte Rasse vorfindet, sondern verschiedene Kreuzungen. Sie haben ein grobes, dichtes Haar und schlapp herabhängende Ohren.

Abb. 290. Schmuck u. Tracht einer Masai-Frau.

Die Esel haben ein hellgraues Fell, kurze schwarzhaarige Mähne und als charakteristisches Merkmal eine schwarze Binde, die über Schulter und Rücken läuft. Sie sind außerordentlich zähe und ausdauernd, werden von den Masai zwar nur als Lasttiere benutzt, sind aber, wie ich das an vielen Exemplaren dort draußen feststellen konnte, sehr gut als Reittiere zu verwenden. Mit ihrem kräftigen, gedrungenen Körperbau erinnern sie stark an das Zebra.

Ebenso wie wir es bei den Waffen kennen gelernt haben, erhalten auch die Rinder Eigentumsmarken; sie bestehen aus Schnitten oder aus einem Brand. Kuhglocken in der bereits bei den Wageia geschilderten Form finden wir häufig, doch werden sie meist nur den Ochsen umgehängt, seltener den Kühen. Die Rinder sowie das Kleinvieh werden von größeren Knaben unter Aufsicht älterer Männer geweidet. Erstaunlich ist es, wie diese Hirten mit dem Vieh umzugehen verstehen. Es gehorcht ihrem Pfiff und Zuruf, ja oft kann man beobachten, daß die Herden nur wenigen voraneilenden pfeifenden und rufenden Hirten folgen, selbst wenn es im schärfsten Tempo durch die Steppe geht.

An geeigneten saftigen Weideplätzen fehlt es in der Masaisteppe ja nicht, ebensowenig an natürlichen Salzlecken, die dadurch entstehen, daß in einer Bodensenke das Regenwasser den salzhaltigen Boden auslaugt und nach Verdunstung eine kleine Salzkruste zurückläßt.

Wie wir es ja auch schon bei den Wahima (Watussi) kennen gelernt haben, wandern die Masai mit ihrem Vieh, sobald der eine Weide-

platz abgegrast ist. Große Schwierigkeiten verursacht das nicht, das wenige Hausgerät und das geringe sonstige Gepäck ist bald auf die Esel verteilt; selten werden auch noch Ochsen und Kühe als Lasttiere verwandt. Einen großen Teil tragen übrigens die Weiber selbst. Den dürftig errichteten Kraal, dessen Herstellung wir weiter unten kennen lernen

Abb. 291. Schmuck der Masai-Frauen.

werden, lassen sie ohne Bedenken im Stich, denn in kurzer Zeit ist eine neue Wohnstätte errichtet.

Vor Tagesgrauen bereits wird die Wanderung angetreten. Noch in dunkler Nacht werden die Kühe gemolken, dann setzen sich die Rinderherden in Bewegung, ihnen folgen die Ziegen und Schafe, und erst nach ihnen kommen die Kälber. Die jungen Tiere, die den Strapazen des Mar-

sches noch nicht gewachsen sind, werden getragen. Ganz zum Schluß folgen die Weiber und Kinder mit den Packtieren. Auch die Jugend beteiligt sich am Tragen, fast jedes Kind schleppt noch irgendein Hausgerät mit. Die einzelnen Trupps werden geschützt durch seitlich marschierende Krieger. Die schon vorher ausgewählte neue Wohnstätte liegt in der Regel nicht weiter als einen Tagemarsch entfernt.

Gleich am Morgen nach dem Eintreffen wird der neue Kraal gebaut. Sie beginnen damit, einen Dornenverhau in Größe der anzulegenden Niederlassung herzustellen und in ihm das Vieh unterzubringen. Erst

Abb. 292. Schmuck und Tracht der Masai-Frauen.

dann wird allmählich zum Hüttenbau geschritten. Stets liegen die Masaikraale in Nähe der Wasserplätze. Sie sind im Kreise angeordnet, so daß sich Hütte an Hütte mit nur geringen Zwischenräumen reiht, die durch Dornenhecken geschlossen werden. Jeder Kraal enthält 20—50 Hütten; die Haupteingänge, die etwa vier Meter breit sind und einander gegenüber liegen, schließt man zur Nachtzeit mit einem starken Dornenverhau.

Die Hütten werden, wie es von einem Nomadenvolk auch nicht anders zu erwarten ist, in flüchtigem, schnellen Bau von den Weibern errichtet. Den ovalen Grundriß ziehen sie erst mit dem Fuß vor. Irgendwelche Hilfsmittel, um die Abmessungen der Hütte festzulegen, gebrauchen sie nicht, haben doch die Frauen schon von frühester Kindheit an der Mutter beim Hüttenbau oft geholfen. Alsdann stecken sie Stangen,

Aeste oder auch Schilf — je nach dem Baumaterial, das sie in Nähe des neuen Wohnplatzes finden — in kurzen Abständen in den Erdboden, verflechten sie durch Ruten, so daß ein gitterartiges Untergestell entsteht, und biegen sie in 1½ m Höhe zu einem flachen Dach zusammen.

Die Abmessungen einer derartigen Hütte betragen im Durchschnitt etwa vier Meter in der Länge, drei Meter in der Breite. Als Bedachung dienten früher, ehe die Rinderpest Tausende dahingerafft hat, nur deren

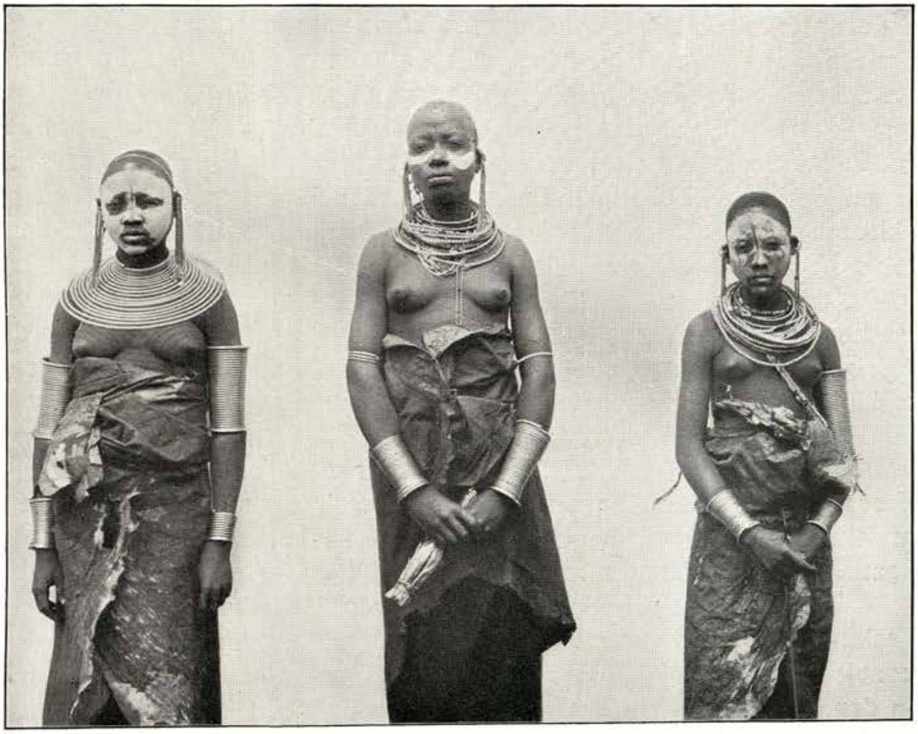


Abb. 293. Schmuck und Bemalung der Masai-Frauen und -Mädchen.

Felle. Jetzt wird die Hütte erst mit langhalmigem Gras leicht eingedeckt und alsdann etwa zolldick mit frischem Rindermist bestrichen. Nur schadhafte Stellen bedeckt man zum Schutze gegen das eindringende Regenwasser nachträglich mit Rinderhäuten.

Die Schlafstätte für Mann und Weib besteht aus einem Polster von trockenem Gras. Auf dieses werden zwei enthaarte Rinderhäute gebreitet. In einer Ecke der Hütte befindet sich ein Stall für junge Kälber, doch kommt es auch vor, daß sie noch besondere kleine Ställe anbauen. Die Feuerstelle befindet sich neben dem Eingang; dieser wird zur Nachtzeit mit einem Dornenverhau geschlossen.

Das Hausgerät ist, wie bei jedem Nomadenvolk, recht einfach und beschränkt sich auf das Notwendigste. In jeder Hütte befinden sich etwa zwei bis drei Kochtöpfe aus Ton und mehrere große und kleine Kürbiskalebassen, die zur Aufnahme der Milch, zum Buttern und für das Honigbier bestimmt sind. Wir sehen alle möglichen Größen und Formen, am häufigsten hohe und schlanke. Meist legt man um die Kalebassen auch einige schmale, mit Kaurimuscheln verzierte Lederstreifen, um ihre Haltbarkeit zu erhöhen. Die Milchgefäße werden täglich zur Reinigung mit Rinderurin ausgespült und des öfteren noch ausgeräuchert. Die Kürbispflanzen, aus denen die Kalebassen gewonnen werden, sind das einzige Gewächs, das die Masai bei ihren Kraalen anbauen.

Zum Aufbewahren des Honigs benutzen sie ein selbst angefertigtes Gefäß, das aus einem ausgehöhlten Holzstamme von etwa 20 cm Durchmesser besteht und oben und unten mit einem Deckel aus Rinderhaut geschlossen wird. Zum Transport von Lebensmitteln dienen große und kleine Lederbeutel. Die hölzernen Eßnäpfe verschiedener Form und Größe, die sie gebrauchen, sind nicht von ihnen gefertigt, sondern von den umwohnenden Ackerbauern eingetauscht. Dasselbe gilt auch von den niedrigen, vierbeinigen runden Holzschemeln. Einige Messer, mehrere Kochlöffel und Holzkellen zum Umrühren und eine kleine Axt vervollständigen die Ausrüstung der Hütte.

Das Hauptnahrungsmittel der Masai sind Milch, Fleisch und Blut, seltener Vegetabilien, die sie von den umwohnenden Ackerbauern einhandeln. Die Milch wird nicht gekocht, sie trinken sie in frischem oder in saurem Zustande, und zwar nicht allein Kuh-, sondern auch Schafmilch.

Blut genießen sie frisch oder geronnen; sehr beliebt ist auch eine Mischung von Milch und Blut. Letzteres wird den lebenden Rindern abgezapft und zwar in folgender Weise: Man bindet dem Tier einen Riemen um den Hals, so daß sich vor dem Riemen das zum Herzen zurückströmende Blut in der großen Vene staut. Der Riemen darf aber nicht zu fest angezogen werden, damit die Atmung nicht beeinträchtigt wird. Dann schießt ein Mann aus unmittelbarer Nähe einen Pfeil mit kolbenförmig dicker Spitze, in der ein kleines Stückchen scharfes Eisenblech steckt, in die geschwollene Vene. Das Blut spritzt in kräftigem Strahl heraus und wird in einer Kürbisflasche aufgefangen. Durch einfaches Lösen des Riemens bringt man die Blutung zum Stehen. Von einem starken Stier erhalten sie auf diese Weise jedesmal ungefähr 4—5 Liter Blut, bei einer Kuh die Hälfte; die Operation kann, ohne dem Tier zu schaden, alle Monate wiederholt werden.

Das Fleisch kochen sie und würzen es häufig mit den bereits bei den Vorbereitungsfesten zum Kriegszuge erwähnten Zusätzen, oder sie stecken das Fleisch auf einen Stock und rösten es am offenen Feuer.

Butter gewinnen sie in der bekannten Weise durch Schütteln der abgeschöpften Sahne in einer großen Kalebasse. Sie wird jedoch, ganz

Abb. 294 u. 295. Kleidung der Masai-Frauen.

wie bei den Wahima, nicht genossen, sondern dient als Tauschartikel, zum Herstellen der roten Tonpomade und zum Geschmeidigmachen der

Felle. Von dem geschlachteten Tier lassen sie das Fett aus und verwenden es zuweilen als Zutat für die anderen Speisen, noch häufiger aber genießen sie es im reinen Zustande.

Sehr ängstlich achten die Masai darauf, daß niemals Milch und Fleisch in enge Berührung kommen, weil nach ihrer Ansicht die Kuh dadurch erkranken und keine Milch mehr geben würde. So darf nie ein Topf, in dem Fleisch gekocht wird, für die Milch verwandt werden oder umgekehrt. Aus gleichem Grunde nehmen sie an dem Tage einer Fleischmahlzeit keine Milch zu sich. Auch am Tage nach dem Genuß von Fleisch trinken sie nicht unmittelbar die Milch, sondern erst vorher noch einen Schluck Blut. Sehr ungern verkaufen sie Milch, in der Besorgnis, daß gegen ihre Speisegesetze verstoßen werden könnte.

So leidenschaftliche Fleischesser die Masai auch sind — in erster Linie genießen sie Rindfleisch, daneben aber auch Ziegen- und Schaffleisch — so verschmähen sie gänzlich Wild, Vögel und Fische.

Die Honiggewinnung ist Aufgabe der älteren Masai, die mit ihren großen Ledertaschen in die Steppe ziehen und die Stöcke der wilden Bienen ausnehmen. Häufig wird der Honig auch von den Wandorobbo eingehandelt. Sie genießen ihn roh und unvermischt, außerdem bereiten sie aus ihm nach Zusatz von Wasser ein Bier, das einen 3—5 tägigen Gärungsprozeß durchmacht und stark berauschend ist, so daß die Masaitrinkgelage meist mit völliger Bezechtheit, sowohl der Männer wie der Weiber, enden. Daneben trinken sie auch aus Bananen oder Hülsenfrüchten hergestellte Biere, die sie jedoch nicht selbst zubereiten, sondern von den umwohnenden Ackerbauern kaufen.

An Vegetabilien genießen sie gekochte Süßkartoffeln (Bataten), unreife gekochte Bananen, Mais, Bohnen, Eleusine und Sorghum, die sämtlich eingehandelt werden. Wöchentlich etwa einmal treffen in den Masaikraalen mit Vegetabilien beladene ältere Frauen und Männer ein, die oft tageweit hierher marschieren müssen. Es beginnt nun ein stundenlanges, mit viel Geschrei verbundenes Feilschen, bis jede Hausfrau das von ihr Begehrte gegen Butter, Fleisch oder Felle eingetauscht hat. Während die Verheirateten sehr oft vegetabilische Kost zu sich nehmen, wird sie von den Kriegern völlig verschmäht. Diese genießen nur Milch als Hauptnahrung, daneben Fleisch.

Ein weiteres Genußmittel, das aber gleichfalls nur von den Verheirateten genommen wird, ist der von den Ackerbauern eingehandelte Tabak. Die Männer rauchen, schnupfen und kauen ihn, die Frauen rauchen zwar nicht, doch kauen und schnupfen sie. Die Tabakspfeife besteht aus dem tönernen Kopf und dem Holzrohr. Letzteres stellen sie sich selbst her, die Köpfe kaufen sie von den Ackerbauern. Der Kautabak ist der gleiche wie der Rauchtabak. Der Schnupftabak wird aus

dem Rauchtabak gewonnen, indem man ihn erst fein schneidet und dann mit einem Stein zerreibt. Häufig setzt man auch noch etwas gepulverte Rinde und Salz hinzu. Den fertigen Tabak füllen sie in Büchsen, die meist aus Holz-, Schilf- oder Bambusstücken bestehen und mit eingebrannten Mustern verziert sind. Die Enden werden mit je einem Lederdeckel, der oft noch durch bunte Perlenstickerei verziert ist, geschlossen. Man trägt diese Tabaksdosen an einem eisernen Kettchen, einem Draht

Abb. 296. Schmuck und Tracht der kleinen Masai-Mädchen.

oder Lederband um den Hals. Auch aus Rinder- und Schafhorn, seltener aus Nashorn verfertigen sie derartige Tabaksdosen.

Als Wertmesser gilt bei den Masai naturgemäß in erster Linie das Vieh. In neuerer Zeit sind durch die Händlerkarawanen bereits Tauschartikel, wie Messing- und Kupferdraht, Glasperlen, sowie Baumwollstoffe und bunte Tücher, eingeführt; unter sich handeln die Masai aber auch heute noch nur mit Vieh. So zahlt man für einen fetten Schlachtochsen eine weibliche Ferse, für einen Esel fünf Ziegen, und für eine große Ziege

oder ein Schaf erhält man ein etwa zwei Monate altes Kalb. Ein eiserner Speer kostet zwei Ziegen oder einen Ochsen, eine große Viehglocke oder eine kleine Axt kauft man für eine Ziege.

Ich will hier noch einiges über die Eisengewinnung und seine Verarbeitung anfügen, soweit sie sich von der Art, die ich im Handwerkerkapitel schildere, unterscheidet. Bemerkenswert ist die abweichende Form des Blasebalges, der aus zwei länglichen, vorn spitz zulaufenden Säcken aus Ziegen- oder Schaffell besteht. Der vordere Teil dieser enthält eine etwa 20 cm lange Holz- oder Eisenröhre, zuweilen auch eine ausgehöhlte Astgabel, und an diese endlich schließt sich die tönerne Düse. Der hintere Teil jedes Sackes zeigt einen Schlitz, der durch zwei kleine Holzleisten eingefaßt wird. Die Bedienung der Blasebälge erfolgt mit der Hand durch einen älteren Mann oder ein Weib derart, daß sie abwechselnd die beiden Schlitze öffnen und schließen.

Noch eine zweite Art Blasebalg ist bei den Masaischmieden gebräuchlich, sie besteht aus einer hölzernen Schüssel, die unten ein Luftrohr hat, das gleichfalls in eine tönerne Düse mündet. Über diese Schüssel ist luftdicht ein Fell gebunden, das zur Erzeugung des Luftzuges auf- und niederbewegt wird.

Die Eisengewinnung erfolgt hier nicht in einem Hochofen, sondern im offenen Feuer.

Wie bereits bei Schilderung der Krieger erwähnt, verheiraten die Masai sich erst, wenn sie aus dem Kriegerstande austreten, also etwa mit 28—30 Jahren. Sie verloben sich jedoch bereits im Alter von etwa 20 Jahren mit einem 10—12 jährigen Mädchen. Hat der Bräutigam das Jawort der Braut, so begibt sein Vater sich zu deren Mutter und wirbt im Namen seines Sohnes. Ist diese und auch der Vater einverstanden, so wird dem Mädchen, zum Zeichen daß sie verlobt ist, der Kopf mit Fett eingerieben.

Der gute Ton bei den Masai verlangt es, daß das Brautpaar während der ganzen Verlobungszeit nicht in Berührung kommt. Der Bräutigam lebt als Krieger in einem Kriegerkraal, die Braut mit ihren Gespielinnen in einem anderen. Wird sie, was naturgemäß sehr häufig vorkommt, während der Verlobungszeit schwanger, so gilt das als ein Verstoß gegen die guten Sitten und führt meist zur Aufhebung der Verlobung. Vor der Heirat ist der Rest des Heiratsgutes, von dem bereits ein Teil bei der Verlobung ausgezahlt ist, zu entrichten. Es besteht in der Regel aus drei Kühen, einem Ochsen, einigen Ziegen und Schafen und fünf Töpfen Honig. Der Ochse, die Ziegen und die Schafe dienen zum Hochzeitsschmaus, ebenso der gelieferte Honig, aus dem Bier gebraut wird.

Früher betrug das Heiratsgut erheblich mehr — etwa 10 Kühe — und ist erst, nachdem die Rinderpest die Herden der Masai stark vermindert hat, so gering geworden. Es kommt jetzt auch vor, daß arme Masai nur eine Kuh zahlen. Besondere Schönheiten sowie Töchter von einflußreichen Leuten stehen etwas höher im Preise. Für kinderlose Witwen und ebenso für kinderlose geschiedene Frauen zahlt man denselben Preis wie für junge Mädchen. Für die nächsten Frauen ist das Heiratsgut in gleicher Höhe zu entrichten wie für die zuerst geheiratete Hauptfrau.

Abb. 297. Masai-Kinder.

Verläßt eine Frau ihren Mann und kehrt zu ihren Eltern zurück, so haben diese, falls sie ihre Tochter wieder aufnehmen, das Heiratsgut zurückzuzahlen. Nicht gestattet ist eine Ehe zwischen Blutsverwandten, ebensowenig darf der Mann die Schwestern seines Weibes heiraten. Die Zahl der Frauen richtet sich lediglich nach dem Vermögen des Mannes, in der Regel hat der Masai vier bis sechs. Die Hochzeitsfeier besteht, wie allgemein üblich, in einem Schmaus, verbunden mit Trinkgelage und Tanz. Häufig währt sie mehrere Tage, am ersten wird ein Rind geschlachtet, am nächsten Ziegen oder Schafe. Bei dem Festessen selbst sitzen alle Anwesenden in einem großen Kreis beisammen; auf der einen Seite der Bräutigam mit den Männern, auf der anderen die Braut mit den Weibern und Kindern der Anverwandten.

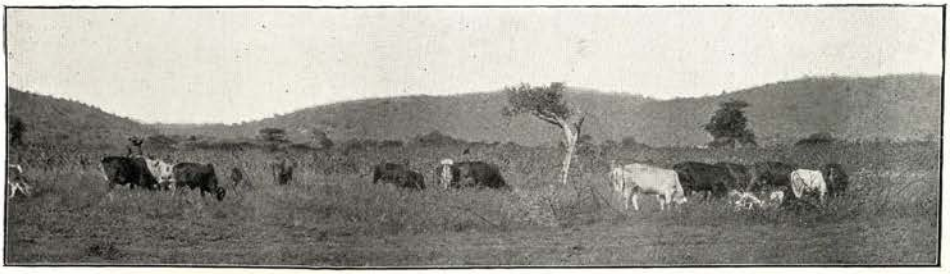


Abb. 298. Masai-Rinder.

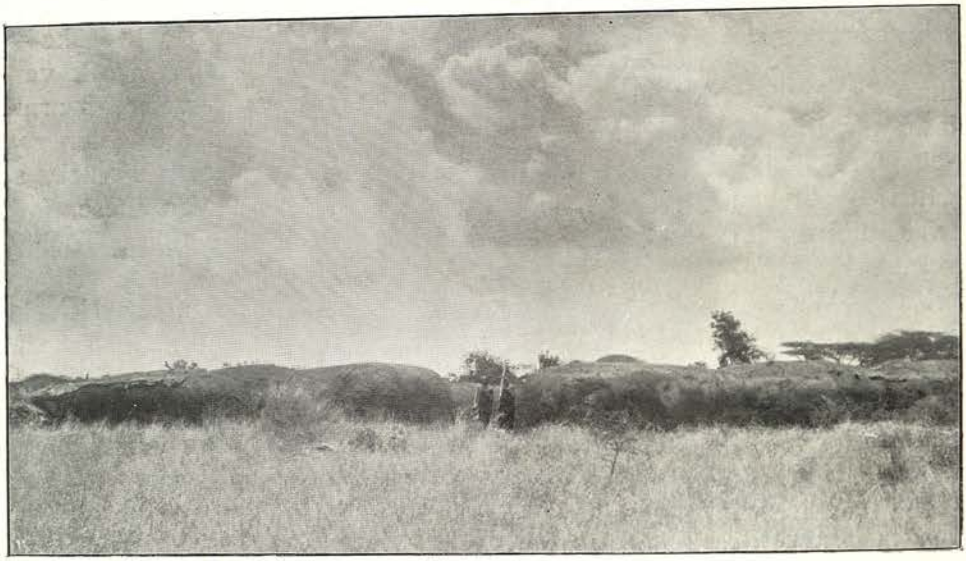


Abb. 299. Masai-Kraal in der Steppe.

Nach dem Fest zieht sich das junge Ehepaar in die neuerbaute Hütte zurück. Es ist üblich, daß der Mann einem oder auch zweien seiner alten Kampfgenossen das jus primae noctis gewährt. Er darf dieses nicht, wenn es gefordert wird, verweigern und kann sich dem höchstens dadurch entziehen, daß er seine Hochzeit ganz im Stillen begeht. Kaum hat das junge Paar sein Heim betreten, so wird von der Mutter des Mannes ein kleines Kind dorthin gebracht und in den Schoß des Weibes gesetzt, die ihm etwas Milch zu trinken gibt. Durch diese Handlung glaubt man einen günstigen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Frau auszuüben.

Fühlt das Weib sich schwanger, so trennen sich die Ehegatten. Während der ganzen Schwangerschaft und auch später bis nach beendeter Säugezeit, also bis das Kind etwa ein Jahr alt ist, darf die Frau weder mit dem Ehemann noch mit irgendeinem anderen Manne geschlechtlichen Verkehr üben. Auch muß sie in dieser Zeit ihren Schmuck ablegen, um nicht andere Männer in Versuchung zu führen. Kurz vor der Geburt darf der Ehemann nicht mehr auf Reisen gehen oder in den Krieg ziehen, sondern hat sich in Nähe des Kraals oder in diesem aufzuhalten; das Betreten der Hütte seines Weibes ist ihm jedoch verboten. Die Geburt findet im Beisein von Weibern der Verwandtschaft mit Unterstützung einer weisen Frau statt. Man sieht die Geburt von Knaben lieber als die von Mädchen. Besonders große Freude herrscht, wenn die Frau Zwillinge zur Welt bringt. Die Weiber des Kraals feiern die Geburt durch Gesang und Tanz, der glückliche Vater hat zu diesem Fest einen Ochsen und Honigbier zu liefern. Häufig währen diese Feste mehrere Tage.

Mißgestaltete und besonders schwächliche Kinder werden gleich nach der Geburt getötet. Sobald es der Zustand der Mutter wieder erlaubt, kann sie die Hütte verlassen, die der Vater erst nach 10 Tagen betreten darf. Hat er mit einer anderen Frau geschlechtlich verkehrt, so ist es ihm untersagt, am nächsten Tage den Säugling anzurühren, denn dieser würde krank werden. Während es nicht selten vorkommt, daß der Ehemann seine Frau prügelt, wird das Kind mit großer Liebe und Sorgfalt aufgezogen. Schläge sind außerordentlich selten, werden, wenn sie erforderlich sind, auch nicht von dem Vater, sondern nur von der Mutter verabfolgt, und zwar in der Regel mit der flachen Hand oder mit dem Ledergürtel auf den entsprechenden Körperteil.

Die ehelichen Verhältnisse der Masai sind recht locker. Außer seinen Ehefrauen hält er sich meist noch einige Nebenfrauen. Diese rekrutieren sich aus Witwen, die sich nicht wieder verheiraten dürfen oder können und den Beruf einer Nebenfrau als gute Versorgung betrachten. Es ist nämlich den Witwen, welche Söhne haben, nicht gestattet wieder zu heiraten. Jede Frau hat ihre eigene Hütte und bewohnt diese mit ihren Kindern. Die zuerst geheiratete ist die Hauptfrau; ihre Aufgabe ist es, die anderen zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzuhalten. Ebensowenig wie der Mann die eheliche Treue hält, erwartet er es von seinem Weibe. Nicht selten ist es, daß die Masai ihre Weiber austauschen.

Einen Beweis dafür, wie wenig dem Masai der Begriff „eheliche Treue" bekannt ist, hatte ich in Leitokitok. Hier trafen täglich in unserm Lager zahlreiche Masaifrauen ein, angeblich um an unsere Soldaten und Träger Milch zu verkaufen. Doch war das Mitbringen einer Kalebasse Milch nur ein Scheinmanöver und hätte ihnen auch nur wenige Heller oder Perlen eingebracht. Der Umstand, daß sie nach mehrstündigem Aufenthalt mit reichen Perlengeschenken, oft auch noch mit Stoffen beladen das Lager verließen, war ein Beweis dafür, daß sie aus einem an-

Abb. 300. Im Masai-Kraal.

deren Grunde das Lager aufgesucht hatten; sicherlich mit Wissen ihrer Ehegatten, wenn nicht gar auf deren Geheiß. Charakteristisch für die sittliche Anschauung der Masai ist noch, daß widernatürliche Unzucht und Abtreibung allgemein üblich sind und daß auch die Notzucht nicht bestraft wird. Sodomie mit Eseln wird besonders von den älteren Knaben getrieben, die mit den jungen Mädchen noch nicht in geschlechtlichen Verkehr treten dürfen. Das Tier wird hierbei von vier Knaben gehalten.

Abb. 301. Masai-Ehepaar auf der Wanderung.

Eine eigenartige Auffassung hat der Masai von der Gastfreundschaft, die wohl bei keinem anderen Volke in so ausgedehntem Maße gehandhabt wird wie hier. Die Masai gehen, um sich die Zeit bis zum nächsten Kriegszuge zu vertreiben, sehr häufig auf Reisen. Kommen sie in einen befreundten Kraal, so sehen sie sich erst prüfend um, gehen dann auf eine Hütte zu und stecken vor dem Eingang ihren Speer in den Boden. Hiermit gehört sie ihnen mit lebendem und totem Inventar, der Wirt schläft in dieser Nacht in einer anderen Hütte. Genau umgekehrt ist es, wenn ein Weib zu Besuch kommt.

Im Kraal der Verheirateten herrscht meist großer Stumpfsinn. Das bißchen Arbeit verrichten die Weiber, der Mann geht höchstens zuweilen

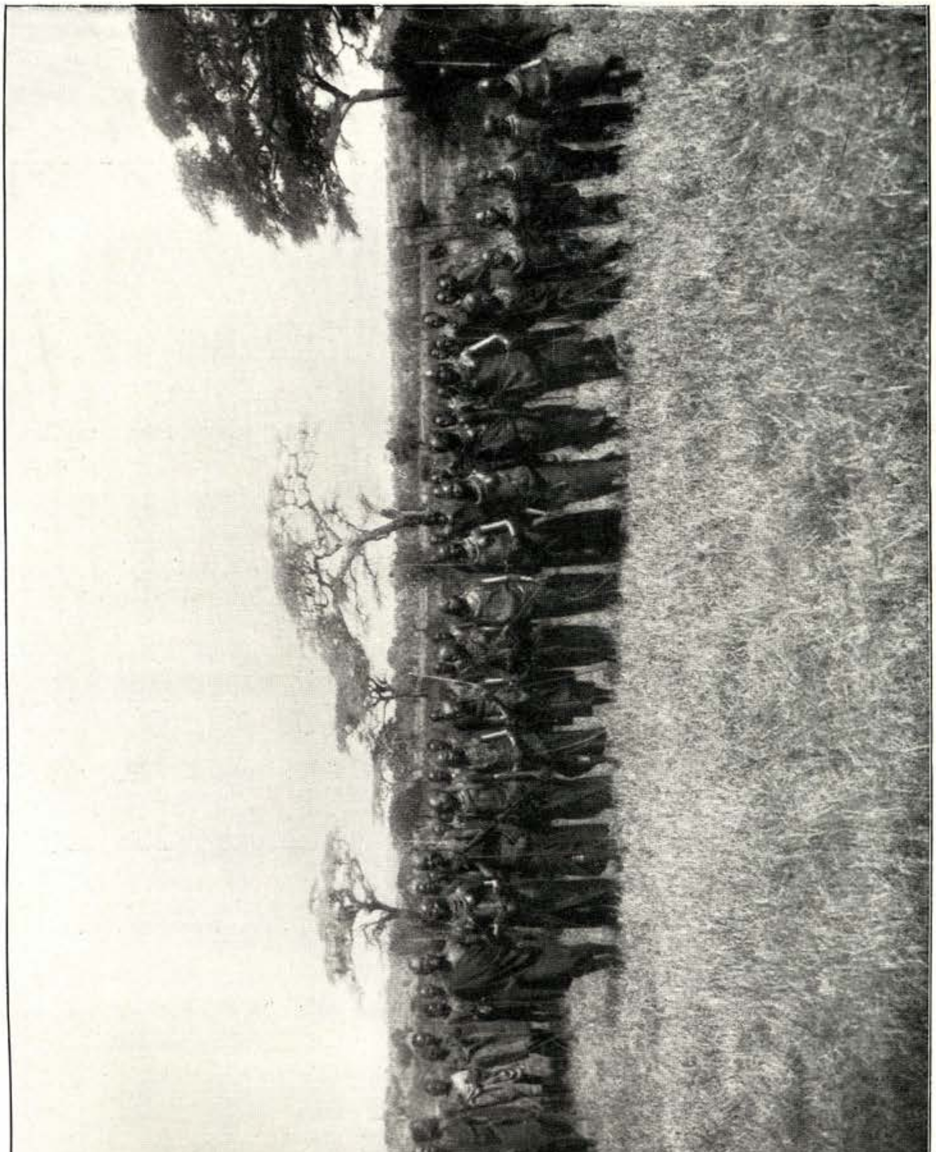


Abb. 302. Tanz der Masai-Mädchen.

hinaus, sich um die Rinder zu kümmern. Gegen 1 Uhr mittags nehmen sie die Hauptmahlzeit; Männer und Weiber essen getrennt. Nach dem Essen schlafen sie etwa eine Stunde und dann versammeln sie sich in

der Regel zu einem Brettspiel. Nur bei Festen oder auch in hellen Mondscheinnächten wird gesungen und getanzt. Männer und Weiber tanzen in getrennten Gruppen. Sehr gern gesehen ist der Besuch von Kriegern, die stets etwas Abwechslung in das einförmige Familienleben bringen.

Verlassen wir jetzt den langweiligen Kraal der Verheirateten und begeben uns in den interessanteren Kriegerkraal. In jedem Distrikt finden wir meist nur einen, der sämtliche Krieger beherbergt. Er unterscheidet sich äußerlich durch nichts von den übrigen. Bewohnt wird er meist von

Abb. 303. Masai-Mischblut am Meru-Berg.

50—100 Kriegern, der fast doppelten Zahl junger Mädchen und einigen Müttern. Aufgabe der letzteren ist es, die häuslichen Arbeiten zu verrichten und die Kühe zu melken. Durch die Mädchen finden sie hierbei nur wenig Unterstützung, denn diese sind in erster Linie zur Unterhaltung der Krieger da. Auch die Anlage des Kriegerkraals ist Aufgabe der Mütter.

Jeder Krieger hat sein Lieblingsmädchen. Solange er zu Hause ist, wohnt sie bei ihm, kümmert sich um sein Vieh und fertigt ihm Schmucksachen an. Auch soll sie ihm während dieser Zeit die Treue halten. Verläßt er aber auch nur auf einen Tag den Kraal, so fällt letztere Verpflichtung fort. Den Häuptling von Leitokitok, mit dem ich mich über diese eigenartigen Zustände unterhielt, fragte ich: „Warum heiraten denn

die Krieger nicht die Mädchen, das wäre doch viel vernünftiger, als hier in freier Liebe mit ihnen zusammenzuleben?" Auf meine Frage gab mir der Mann eine sehr verständige Antwort: „Die Krieger ziehen für uns ins Feld, lassen sich für uns erschlagen und versorgen uns mit Vieh; von ihrer Tüchtigkeit hängt der Wohlstand des ganzen Stammes ab. Wir wollen aber, daß sie leichten Herzens in den Kampf ziehen und nicht durch Sorge um Weib und Kind an der Ausübung ihres Berufes gehindert werden."

Abb. 304. Masai-Mischblut am Meru-Berg.

Zur Friedenszeit verlebt der Krieger nur Feiertage. Irgendwelche Arbeit oder eine Beschäftigung, die außerhalb des Kriegshandwerkes steht, ist unter seiner Würde. Das Leben im Kraal spielt sich etwa in folgender Weise ab: Kurz vor Sonnenaufgang beginnen die Mütter mit dem Melken des Viehs, wobei sie zuweilen von den jungen Mädchen unterstützt werden. Alsdann treiben die Knaben das Vieh auf die Weide. Erst zwischen 7 und 8 Uhr erheben sich die Krieger von ihrem Lager und nehmen die erste Mahlzeit, bestehend aus frischer Milch, zu sich. Die Weiber fegen den Kraal und verrichten sonstige Hausarbeiten. Etwa um 1 Uhr mittags findet die Hauptmahlzeit statt, die meist aus Fleisch besteht. Am Nachmittage ziehen die Krieger mit ihren Mädchen unter einen großen, schattigen Baum und unterhalten sich hier mit Tanz und Gesang.

Der gebräuchlichste Tanz ist folgender: Die Mädchen gehen mit kurzen, stampfenden Schritten in einer Reihe nebeneinander auf die gleichfalls in einer Reihe stehenden Krieger zu. Sie knicken hierbei taktmäßig in den Knien ein und bewegen Oberkörper und Arme ruckartig nach dem Takt der Musik. In der Regel endet der Tanz damit, daß die jungen Mädchen, deren Liebhaber augenblicklich abwesend sind, sich in kurzen

Abb. 305. Masai-Mischblut am Meru-Berg.

Hochsprüngen auf einen Krieger zubewegen. Dieses Hochhüpfen soll eine Aufforderung sein zu einem Zusammentreffen noch am selben Abend. Springt er gleichfalls in die Höhe, so heißt das soviel als: „Ich werde kommen."

Kurz vor Sonnenuntergang kehren alle in den Kraal zurück. Bald ist auch das Vieh zur Stelle und wird zum zweiten Male gemolken. Dann nehmen sie die Abendmahlzeit ein, die wiederum nur aus frischer Milch

besteht. Nach dem Essen wird bis gegen 10 Uhr abends getanzt, es sei denn, daß besondere Feste oder auch schöne mondhelle Nächte die Jugend noch länger zusammenhalten. Nach dem Tanz ziehen sich die Krieger mit ihren Mädchen in die Hütten zurück. Aufgabe der älteren Knaben ist es, bei dem Vieh zu wachen.

Tiefe Stille liegt über dem Kraal, nur zeitweise unterbrochen durch das klagende Geheul einer Hyäne, das Bellen eines Schakals oder durch Löwengebrüll. Nicht selten ereignet es sich, daß ein Löwe mit mächtigem Satze über die Dorneneinzäunung springt, um sich ein Rind zu holen. Dann stürzen auf das Geschrei der Wache die Krieger mit ihren Speeren heraus und stechen den Räuber nieder. Oft muß einer oder der andere Krieger dieses mutige Vorgehen mit dem Tode büßen, jedoch fast immer wird dem Löwen das Rind wieder abgejagt.

Zuweilen befolgt der hungrige Löwe eine andere Taktik: Ohne zu brüllen schleicht er auf leisen Sohlen um den Kraal. Das Vieh wittert ihn, jagt hin und her, ja bricht auch zuweilen in seiner Todesangst durch die Dornenumzäunung hindurch und eilt in die Steppe. Das hat der Löwe nur bezweckt, denn hier ist es ihm ein Leichtes, sich seine Beute zu holen. In den meisten Fällen jedoch wird die Wache durch das unruhige Hin- und Herrennen der Rinder beizeiten aufmerksam gemacht, schlägt Lärm, und die mit Speeren bewaffneten Männer eilen hinaus und verjagen den Räuber.

Von verschiedenen Seiten ist es angezweifelt worden, daß die Masai persönlichen Mut besitzen, weil sie ihre Kriegszüge stets in nächtlichem Überfall ausführen. Nach meiner Überzeugung ist dies nur ein Zeichen von Klugheit, denn warum sollten sie so töricht sein, einem vorher gewarnten und vorbereiteten Gegner am hellen Tage in offener Feldschlacht gegenüberzutreten? Die Art und Weise, wie sie selbst zur Nachtzeit, nur mit ihren Speeren bewaffnet, dem von allen Negern so gefürchteten König der Tiere zu Leibe gehen, dürfte ein Beweis dafür sein, daß sie hohen persönlichen Mut besitzen.

Wie ich bereits kurz erwähnte, hat die Rinderpest große Verheerungen unter dem Masaivieh verursacht. Hierdurch sind viele Familien gänzlich verarmt und mußten eines elenden Hungertodes sterben, andere retteten sich zu den umwohnenden Ackerbauern, ergriffen gleichfalls diesen Beruf und vermischten sich mit ihnen. Die Abbildungen 303, 304 und 305 zeigen uns derartige Mischlinge, die am Fuße des Meruberges wohnen. Wieder andere verarmte Masai haben sich den Wandorobbo angeschlossen und sind, wie diese, Jäger geworden.

Die Wandorobbo, über die ich jetzt noch einiges sagen werde, gehören zu derselben Rasse wie die Masai, zum Teil sind es ja auch, wie wir soeben gehört haben, verarmte Angehörige dieses Hirtenvolkes.

Nur der Not gehorchend haben sie zu Pfeil und Bogen gegriffen und sind zu gewandten und listigen Jägern geworden. Daß sie viel lieber, wie ihre höherstehenden Vettern, Hirten wären, geht daraus hervor, daß

Abb. 306. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt).

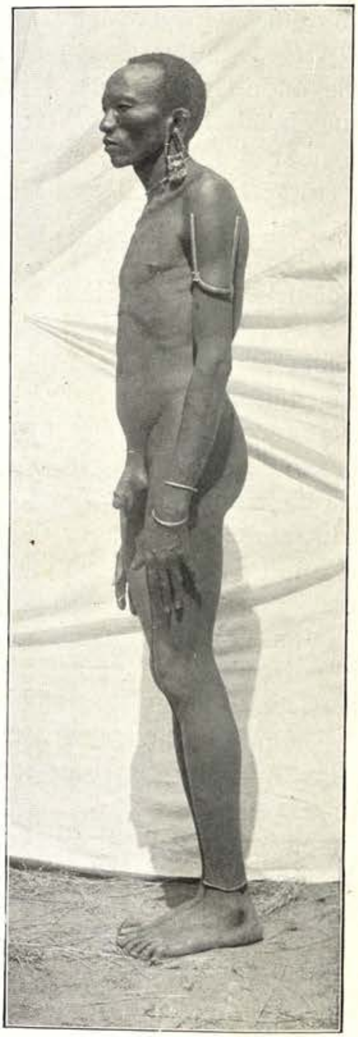


Abb. 307. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt).

sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich Vieh zu erwerben. Man kann einem Ndorobbo kein wertvolleres Geschenk geben, als eine Kuh. Stellt man ihm diese in Aussicht, so ist er, wie mein tüchtiger Fährtensucher, Tag und Nacht zu den anstrengendsten Dienstleistungen bereit.

Das scheue, verborgen in der weiten Steppe, nur von und mit dem Wilde lebende Volk hat sich fast völlig von fremdem Einfluß und fremder Kultur frei gehalten. Über Kopfbildung, Gestalt, Tätowierung und Haar-

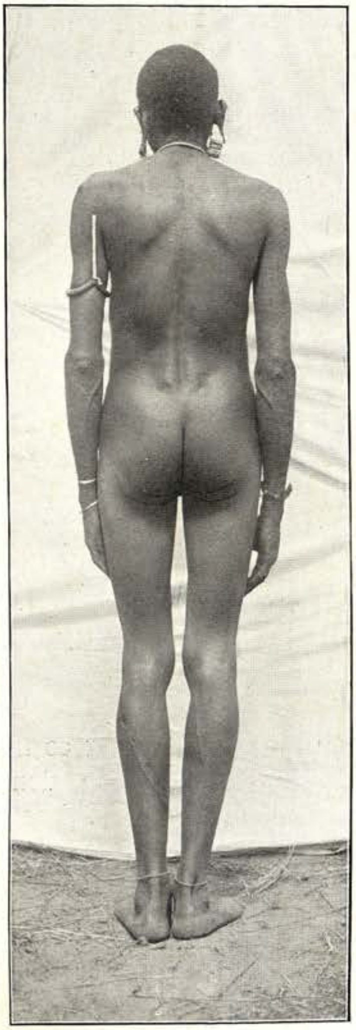


Abb. 308. Ndorobbo-Mann (Körperbau und Gestalt).

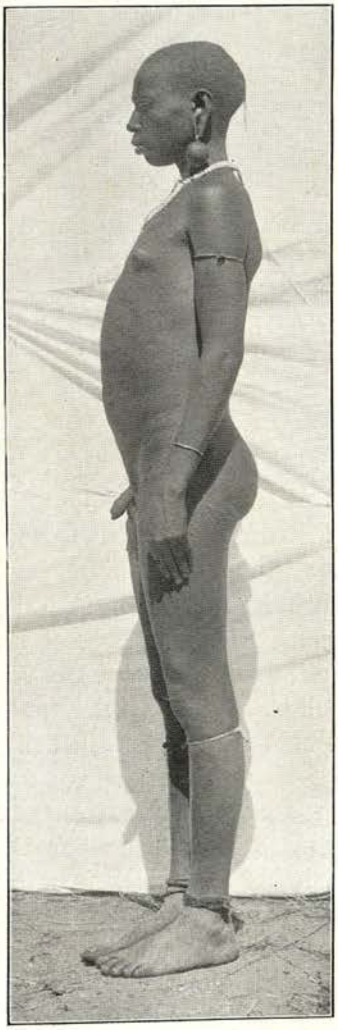


Abb. 309. Ndorobbo-Jüngling (Körperbau, Gestalt und Ohrschmuck).

tracht brauche ich nichts Besonderes anzuführen; ich verweise auf das über die Masai Gesagte. Die sehnige, schlanke Gestalt eines Ndorobbo, der sich als besonders tüchtiger Pfadfinder sowie als gewandter und unerschrockener Jäger erwies, zeigen uns die Abbildungen 306, 307 und

308. Ihm verdanke ich es, daß ich nach langen, vergeblichen Bemühungen endlich auf Löwen zu Schuß kam.

Auch die Beschneidung findet in derselben Weise und im gleichen Lebensalter statt wie bei den Masai. Die Abbildungen 309 und 310 zeigen uns einen Ndorobbojüngling, der kurz vor der Beschneidung steht. Er trägt einen eigenartigen Ohrschmuck, der aus der Frucht eines Steppenstrauches hergestellt ist.

Über den Schmuck der Männer ist ebenfalls nichts Neues zu sagen, er ist nur bei weitem nicht so reich wie bei den Masai. Dies liegt einmal an ihrer Armut und ferner daran, daß auffallender, blitzender Zierrat sie bei Ausübung ihres Jägerhandwerks stören würde. Aus dem gleichen Grunde tragen sie keine Ringe an den Fingern.

Die Kleidung besteht durchweg aus Fellen. Selten handeln sie von den Masai Umhänge aus Kalbfell ein, meist stellen sie sich solche aus Antilopenhäuten selbst her. Besonders bevorzugt wird wegen seines glatten Haares und seiner schönen Farbe das Fell der Schwarzfersenantilope. Während ältere Männer meist noch ein langes Unterkleid tragen, sind die jüngeren stets nur mit dem kurzen Fellumhang bekleidet, den wir auf Abbildung 311 sehen. Sie verschmähen jedes weitere Gewand, weil sie dadurch bei Ausübung der Jagd gehindert würden. Als Fußbekleidung finden wir gleichfalls die Sandale (Abb. 312, rechts).

Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeil, die sie meisterhaft zu handhaben verstehen. Erstere sind etwa 1½ m lang, an den Enden leicht geschweift und haben eine Sehne aus Tiersehnen. Sie besitzen eine außerordentlich starke Federkraft und tragen infolgedessen weit, für den Nichtgeübten sind sie aber recht schwer zu spannen. So gelang es mir nicht bei wiederholten Versuchen, zur Freude der Wandorobbo, den Bogen voll zu spannen, d. h. bei ausgestrecktem linken Arm die Sehne mit der rechten Hand bis fast an das Ohr zurückzuführen. Die Pfeile sind dreiflügelig, haben einen Einschnitt zum Aufsetzen auf die Bogensehne und tragen vorn eine stark vergiftete eiserne Spitze, die meist lanzettförmig ist. Nur in Ausnahmefällen verfertigen sich die Wandorobbo diese Pfeilspitzen selbst, meist werden sie von den Masaischmieden oder auch bei umwohnenden Stämmen eingehandelt. Zuweilen verwenden sie als Pfeilspitzen einen gehärteten Holzdorn, der natürlich gleichfalls vergiftet ist.

Ferner sah ich bei ihnen hölzerne Wurfspeere, die allerdings nicht allgemein üblich sind. Sie tragen vorn eine lose eingesetzte vergiftete Eisenspitze. Die Handhabung dieses Wurfspeeres ist derart, daß die Leute sich an die schlafenden Tiere bis auf kurze Entfernung heranpirschen und dann die Waffe auf das Tier schleudern. Hierbei fällt der Schaft zu Boden und nur die vergiftete Spitze bleibt im Körper stecken.

Es dürfte von Interesse sein, hier etwas über Pfeilgifte zu hören. Nachstehende Ausführung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. M. Krause, der sich bereits seit acht Jahren mit Untersuchung der

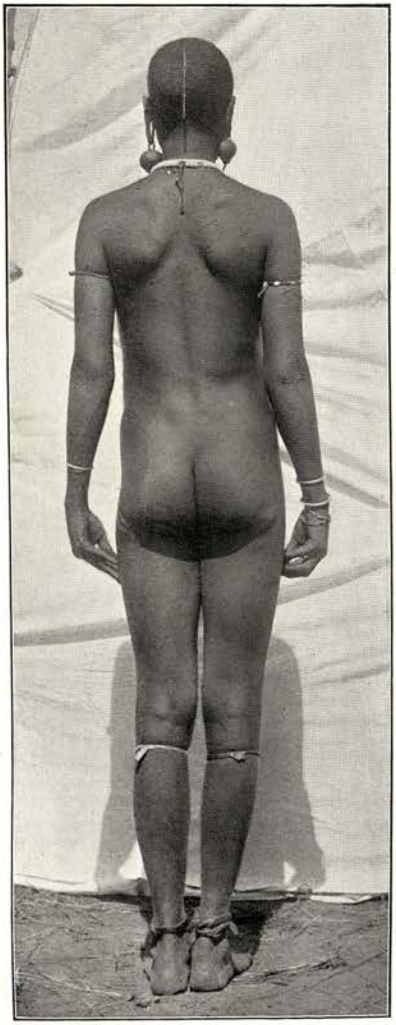


Abb 310. Ndorobbo-Jüngling (Körperbau und Gestalt).

Abb. 311. Ndorobbo-Mann (Tracht).

Pfeilgifte beschäftigt und wohl mit Recht als Autorität auf diesem Gebiete gilt:

„Die Völker des östlichen Afrikas benutzen hauptsächlich die Gifte von Acocanthera, eine Apocynacee, die von der Somaliküste bis zur Nord-

grenze Natals verbreitet ist und die nach den neuesten Zusammenstellungen, wie aus der Flora of tropical Africa zu ersehen ist, hauptsächlich in 3 Arten vorkommt: abyssinica, venenata und spectabilis. Die tödliche Dosis des isolierten Giftes ist außerordentlich gering und schwankt bei den einzelnen Giften der Völker Afrikas zwischen $^{5}/_{100}$ und $^{7}/_{100}$ Milligramm pro Kilo Meerschwein. Dr. Krause, der Wandorobbopfeile von der Expedition des Regierungsrats Busse untersuchte, konnte feststellen, daß diese Pfeile auch hauptsächlich die Glycoside von Acocanthera venenata enthielten.

Die Pfeilgifte der Völker Ostafrikas sind hauptsächlich Herzgifte und nur aus Pflanzen hergestellt. Während z. B. in Togo auch Schlangengifte Verwendung finden, werden in Südwestafrika, außer verschiedenen Pflanzengiften, solche aus Käferlarven (Diamphidia locusta) benutzt. Seine Untersuchungen ergaben, daß 20 Jahre alte Gifte noch dieselbe tödliche Dosis enthielten wie frisch aus Afrika angekommene, im Gegensatz zu der oft aufgestellten Behauptung, daß sie mit der Zeit an Wirksamkeit verlieren. Eine Zerstörung des Giftes könnte nur durch Schimmelpilze stattfinden, wenn der Belag sehr feucht geworden ist. Er kann aber auch von Anfang an nur eine geringe Wirkung gehabt haben, wenn nämlich die Eingeborenen beim Abkochen der Pflanzen diese zu hoch erhitzen, da einmal das Erwärmen in saurer Lösung oder Erhitzen auf 104° C. resp. Fermentation zerstörend wirkt."

Die Zubereitung des Giftes ist Aufgabe der Männer. Sie entfernen sich mehrere tausend Meter von ihrem Lager und sammeln hier Äste und Wurzeln der Acocanthera abyssinica, spalten diese in daumendicke Stücke und schütten sie in einen halb mit Wasser gefüllten Topf. Hier werden sie mehrere Stunden lang gekocht. Glaubt man das Holz genügend ausgelaugt zu haben, so nimmt man es heraus und verdickt durch weiteres Einkochen die Flüssigkeit zu einem zähen Brei, der schwarz ist und wie Pech aussieht. Bei der Tätigkeit des Giftkochens darf kein weibliches Wesen zugegen sein, ja nicht einmal in die Nähe kommen, denn sofort würde nach Auffassung der Wandorobbo das Gift seine tödliche Wirkung verlieren. Dies tritt sogar dann schon ein, wenn die Frau während der Giftbereitung mit einem anderen Manne geschlechtlich verkehrt.

Ist das Gift gekocht, so tut man es in einen hölzernen Topf oder in einen Lederbeutel und hängt es zusammen mit dem Köcher, in dem sich die bereits vergifteten Pfeile befinden, auf einen Baum in der Nähe des Lagers. Bei Regenwetter jedoch bringen sie es in die Hütte eines alten Weibes, das aber so alt sein muß, daß sie für geschlechtlichen Verkehr nicht mehr in Frage kommt. Der zum Giftkochen benutzte Topf wird kräftig ausgescheuert und kann dann wieder als Kochtopf für die

Bereitung der Speisen benutzt werden. Die Pfeilspitzen sowohl als auch ihr eiserner Schaft werden mittels eines kleinen Holzspatels mit dem Gift bestrichen. Die ziemlich dick aufgetragene Schicht wird durch Umwicklung mit einem dünnen Fellstreifen geschützt.

Wie bereits von Herrn Dr. Krause kurz erwähnt, ist die Wirkung dieses Giftes eine außerordentlich starke und erheblich schnellere wie beim Schlangengift; sie besteht in einer Aufhebung der Herztätigkeit. Bei

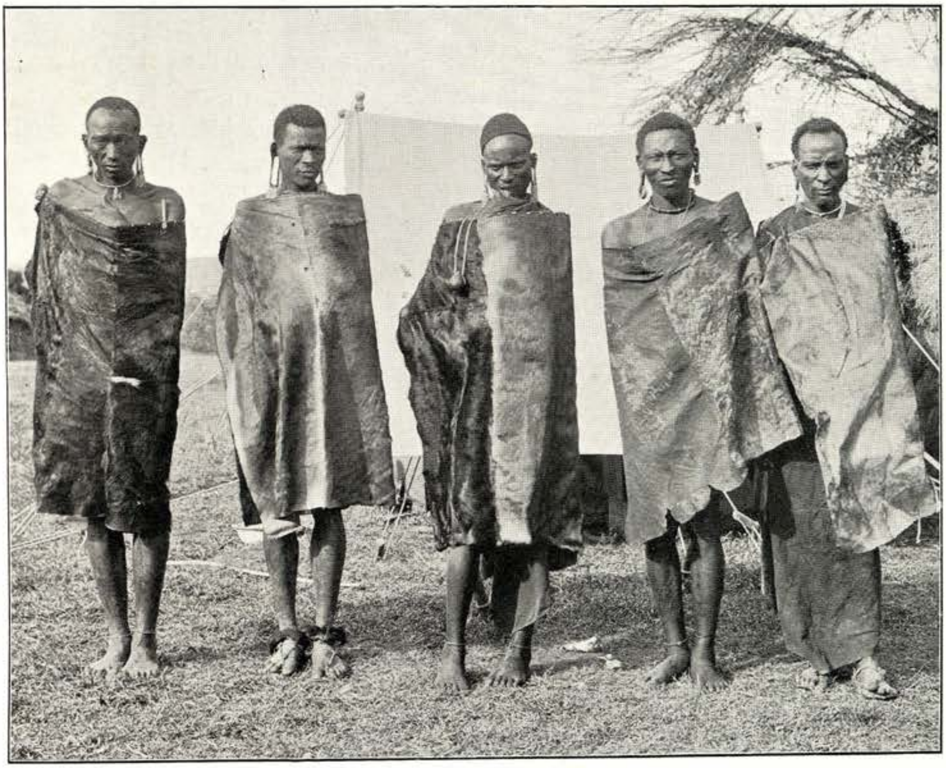


Abb. 312. Schmuck und Tracht der Wandorobbo-Männer.

mittelgroßen Antilopen tritt der Tod bereits nach mehreren Minuten ein, bei Elefanten kommt es allerdings vor, daß die Jäger tageweit folgen müssen, bis das riesige Tier dem Gift erlegen ist.

Wie außerordentlich stark die Wirkung ist, davon noch folgendes Beispiel: Ich traf am Mara einen Trupp Wandorobbo, die ersten die ich sah. Sie waren soeben im Begriff auf Jagd zu gehen. Ich winkte sie heran und betrachtete ihre Waffen. Als ich den Köcher öffnete und einen Pfeil herausnehmen wollte, hielt mir einer der Jäger den Arm fest und sagte mir, ich dürfte die Pfeile nicht vorn an der Spitze berühren, weil die geringste Hautwunde genügen würde, um eine Vergiftung herbeizuführen.

Noch eine weitere Waffe findet zuweilen bei ihnen Anwendung; es ist ein Stoß- oder Wurfspeer, den sie sich in einfacher Weise derart herstellen, daß sie ihr scharfes Schwert an einen langen Stock binden. Sie stoßen es dem schlafenden Wild in die Seite, lassen es dann stecken, und das flüchtig werdende Tier stößt mit dem Schaft gegen Bäume und Sträucher und reißt sich die Wunde immer größer.

Die Spitzen der Pfeile sowohl wie der Speere tragen eingefeilte Eigentumsmarken, so daß man beim Auffinden eines geschossenen Wildes ohne weiteres den Jäger feststellen kann.

Auf die Jagd gehen sowohl die älteren wie die jüngeren Wandorobbo, jedoch erfolgt hier eine praktische Teilung. Das anstrengende Pirschen in der weiten, freien Steppe ist Aufgabe der jüngeren, während die älteren sich an den Wasserstellen auf Anstand setzen. Da zur Abgabe eines guten Schusses mit dem Bogen der Jäger sich auf dreißig bis vierzig Schritt dem Wilde nähern muß, so gehört zur Pirsche in offener Steppe sehr viel Ausdauer und Gewandtheit. Besonders sorgfältig muß der Ndorobbo auf den Wind achten, da von seinem Körper, der niemals mit Wasser in Berührung kommt, ein sehr kräftiger Duft ausgeht. Des weiteren muß er mit großer Vorsicht pirschen, damit die scharf äugenden Antilopen ihn nicht erblicken. Hebt sich doch seine schwarzbraune Haut sehr scharf von der strohgelben Steppe ab und fehlt ihm doch gänzlich die Möglichkeit, sich dem Gelände anzupassen, wie sie dem Europäer der Khakianzug gibt.

Zuweilen jagen die Wandorobbo mit Unterstützung von Hunden, die den Fährten folgen, bis der Jäger das Wild erblickt. Dann legt er seinen Fellumhang ab, um sich besser heranschleichen zu können, und der Hund bleibt bei dem Kleidungsstück zurück. Ist das Wild getroffen, so treten die Hunde zum zweitenmal in Tätigkeit. Ihre Aufgabe ist es, die Schweißfährte aufzunehmen. Außerdem warnen sie den Jäger vor den im Grase versteckt liegenden Raubtieren.

Die älteren Wandorobbo, die sich nicht mehr kräftig genug fühlen, im freien Pirschgang das Wild zu erlegen, bauen sich an den Tränken aus Ästen und Gras eine Deckung und setzen sich hier an. Kaum haben die durstigen Tiere mit gierigen Zügen begonnen das erquickende Naß zu schlürfen, so schnellt auch schon der Giftpfeil von der Sehne. Das getroffene Wild eilt davon, meist mit ihm das ganze Rudel, doch kommt es auch vor, daß die anderen Tiere, die noch nichts von der Anwesenheit des Schützen bemerkt haben und das Flüchten des angeschossenen nicht weiter beachten, ruhig an der Tränke verharren und so dem verborgenen Jäger Gelegenheit geben, noch ein oder zwei weitere Stücke anzuschießen. Die Verfolgung der Schweißfährten nimmt er nicht selbst auf, sondern überläßt sie jüngeren Kräften, häufig sogar den Knaben.

Jedoch die Hunde sind nicht unbedingt nötig, um selbst im schwierigen Gelände die Fährten zu verfolgen, denn der Ndorobbo, der von frühester Jugend an weiter nichts getan hat, als zu jagen, besitzt selbst einen ganz hervorragenden Spürsinn und ein selten scharfes Auge. Hierfür hatte ich einen deutlichen Beweis:

Abb. 313. Wandorobbo-Männer
Schmuck, Haartracht und Kleidung (rechts ein Häuptling mit umgehängter Schnupftabaksdose).

Es war bei Mundorossi. Noch vor Sonnenaufgang ging ich mit meinem Ndorobboführer in Richtung auf ein Löwengebrüll im beschleunigten Tempo zu. Bald waren wir an der Stelle, wo nach Ansicht meines Führers der Löwe vor etwa einer halben Stunde gebrüllt hatte. Es war am Rande des Bolloledi. Jedoch weit und breit war nichts zu sehen, auch konnte ich nicht die geringste Spur auf dem harten Erdboden, der nur mit einer kurzen Grasnarbe bedeckt war, bemerken. Mein Führer lief in gebückter Haltung wie ein Spürhund hin und her; es dauerte nicht lange,

so stutzte er und kniete auf dem Boden. Auf meine Frage, was er denn entdeckt habe, antwortete er lakonisch: „Löwe.“ Ich legte mich nun gleichfalls auf den Erdboden, doch war es mir, trotzdem ich doch schon verschiedene Löwenfährten gesehen hatte, absolut nicht möglich, auch nur das geringste zu entdecken, bis mir mein Führer aus wenigen kleinen umgebogenen Grashalmen den Abdruck einer starken Löwentatze herauskonstruierte. Jetzt war es auch mir deutlich ersichtlich. Wir nahmen die Fährte auf, verloren sie noch einige Male, fanden sie aber, dank des Scharfsinns meines Führers, immer wieder, und eine Stunde später lag der Löwe.

Die dritte Art der Jagdausübung (wir haben sie schon bei einigen bereits geschilderten Völkern kennen gelernt) ist die Treibjagd; Knaben und junge Männer ziehen in die Steppe hinaus und jagen den in dünner Schützenlinie gedeckt liegenden Männern das Wild zu. Anerkennen muß man bei ihnen, im Gegensatz zu anderen, nicht berufsmäßigen Jägern, daß sie den Tieren keine Schlingen legen und auch keine Gruben und Fallen verwenden. Dies ist aber nicht auf eine edlere Regung zur Schonung des Wildes zurückzuführen, sondern beruht lediglich auf der praktischen Erwägung, daß die in Fallen, Schlingen und Gruben gefangenen Tiere, noch ehe der Jäger an Ort und Stelle ist, dem Raubzeug zum Opfer fallen. Sehr bedauerlicherweise sind die Wandorobbo keine weidgerechten Jäger. Ohne Bedenken bringen sie, nur geleitet von dem Gedanken, möglichst schnell und möglichst viel Fleisch zu gewinnen, Muttertiere und Kälber zur Strecke.

Mit der Vertilgung von Raubzeug befassen sie sich nicht. Sein Fleisch genießen sie ja doch nicht, warum sollen sie also hiermit unnütz Zeit verlieren? Die so außerordentlich zahlreichen Wildherden der Masaisteppe ernähren sowohl den zweibeinigen wie den vierbeinigen Jäger. Nicht nur List und Gewandtheit sowie zähe Ausdauer bei weiten Pirschgängen zeichnen diese Berufsjäger aus, sondern auch ein persönlicher Schneid, der uns wieder ihre nahe Verwandtschaft mit den Masai deutlich zeigt. So gehen sie, ohne zu zaudern, selbst zur Nachtzeit dem Löwen, der das Fleisch gewittert hat und beutegierig ihr Lager umkreist, nur mit dem Speer in der Faust zu Leibe. An das Flußpferd, ja sogar an das Nashorn schleichen sie sich heran und stoßen ihm den Speer in die Flanke.

Die Wildarten, auf die die Wandorobbo jagen, sind: Elefanten, Nashorn, Flußpferd, Zebra, Schweine, sämtliche Antilopen — von der riesigen Giraffe bis zur zierlichen Zwergantilope —, Hasen, Klippschliefer und Strauße; letztere weniger ihres Fleisches als der Federn wegen, die sie an die Masai verkaufen.

Über Gestalt, Haartracht, Schmuck und Kleidung der Wandorobboweiber ist gleichfalls nichts Neues zu berichten; ich verweise wieder auf die Schilderung der Masaifrauen. Zu bemerken wäre nur, was ja auch

Tafel XIX.

In einem Wandorobbo-Kraal.

die Abbildungen 315 und 316 veranschaulichen, daß der Schmuck ärmer ist. Nie werden wir bei den Wandorobbo so aufgeputzte und begehrte Dorfschönheiten finden wie in den Masaikraalen. Auch bei den Wandorobbomädchen findet in gleicher Weise und im gleichen Alter wie bei den Masai eine Beschneidung statt.

Haben wir schon bei dem Hirtenvolk der Masai mit Rücksicht auf ihr Nomadenleben eine recht flüchtige Dorfanlage und einen dürftigen

Abb. 314. Wandorobbo-Männer mit ihren Kindern.

Hüttenbau kennen gelernt, so finden wir eine noch einfachere Bauart in den Kraalen der Wandorobbo, denn noch häufiger wie die Masai wechseln sie ihre Wohnplätze. Ständig ziehen sie mit den Wildherden, die ihnen sowohl Nahrung wie Kleidung liefern, in der Steppe umher. Durch diese Lebensart bedingt ist auch die Notwendigkeit, in kleineren Gemeinden zusammenzuleben.

Eine eigentliche Kraalanlage kennen sie nicht, sie bauen ihre kümmerlichen Hütten meist in dichtes Gebüsch hinein. Die zu ihrem Lager

führenden Pfade und Wildwechsel werden durch Dornengestrüpp geschlossen. Man kann in unmittelbarer Nähe eines Wandorobbokraals vorbeimarschieren, ohne etwas von dessen Anwesenheit zu bemerken, es sei denn, wie ich es erlebte, daß das Blöken der Schafe einem die Stelle verrät. Selten wohnen mehr als drei Familien in einem derartigen Lager zusammen. Die Form der aus Zweigen und Gras hergestellten Hütten ist die gleiche wie bei den Masai (siehe Tafel XIX und Abb. 318). Die Zwischenräume werden, falls sie nicht durch Anlehnung an natürlichen Busch bereits geschlossen sind, durch Dornenverhaue ausgefüllt; zum Schutze gegen Regen bedeckt man das Dach mit Wildhäuten.

Können wir bei den Masai schon eine recht einfache Ausstattung der Hütte feststellen, so sehen wir bei den Wandorobbo eine noch größere Beschränkung auf das notwendigste Hausgerät. Enthaarte Wildfelle, die, auf den Boden gelegt, die Lagerstätte bilden und auch zum Zudecken benutzt werden, einige größere und kleinere Kochtöpfe aus Ton, mehrere Holznäpfe, ein Honigtopf, zwei bis drei Kürbisflaschen für Trinkwasser und Honigbier, ein kleinerer lederner Beutel zum Einsammeln des Honigs, einige größere Ledertaschen zum Fleischtransport, zum gleichen Zwecke mehrere starke und breite Lederriemen, gleichfalls aus Wildfellen geschnitten, ein aus den Rindenfasern des Affenbrotbaumes hergestellter Strick zum Heraufziehen und Herablassen der auf die Bäume gehängten Bienenkörbe, eine kleine Axt und einige Messer ist alles, was wir im Innern einer Wandorobbohütte vorfinden.

Das Anfertigen der Kochtöpfe ist Arbeit der Weiber. Die rohe einfache Form stellen sie mit der Hand ohne Drehscheibe her. Außerdem ist es ihre Aufgabe den Kraal zu bauen und die Felle herzurichten. Nachdem Fleisch- und Fetteilchen entfernt sind, werden sie mit zahlreichen Holzpflöcken auf den Boden gespannt und so getrocknet. Die Felle, die zur Bekleidung der Weiber verwandt werden, enthaaren und walken sie in der bereits bei den Masai geschilderten Weise. Die Näharbeit wird gleichfalls wie bei den Masai mit Ahle und Tiersehne ausgeführt.

Eine Wandorobbofamilie, mit Ausnahme der beschnittenen jungen Mädchen, die in besonderen Hütten zusammenwohnen, hat nur eine Hütte. Auch hier hat jeder Ndorobbojüngling sein Lieblingsmädchen. Während die Masai keine Frühaufsteher sind, sondern warten, bis die Sonne den Tau getrocknet hat, verlassen die Wandorobbo bereits vor Sonnenaufgang ihren Kraal, um beim ersten fahlen Dämmerschein sich am Wild zu befinden, da jetzt die Tiere noch eifrig äsen und ein Heranpirschen leichter machen als einige Stunden später, wo sie nicht so sorglos sind. Ihre einzige Wegzehrung besteht aus einem Stückchen gekochten oder gerösteten Fleisch. Gehen die Männer nicht auf Jagd, so hocken sie im

Lager, rauchen und schwatzen oder sind mit Schnitzarbeit beschäftigt. Denn ihre Aufgabe ist es, die Bienenkörbe, Bogen und Pfeile herzustellen.

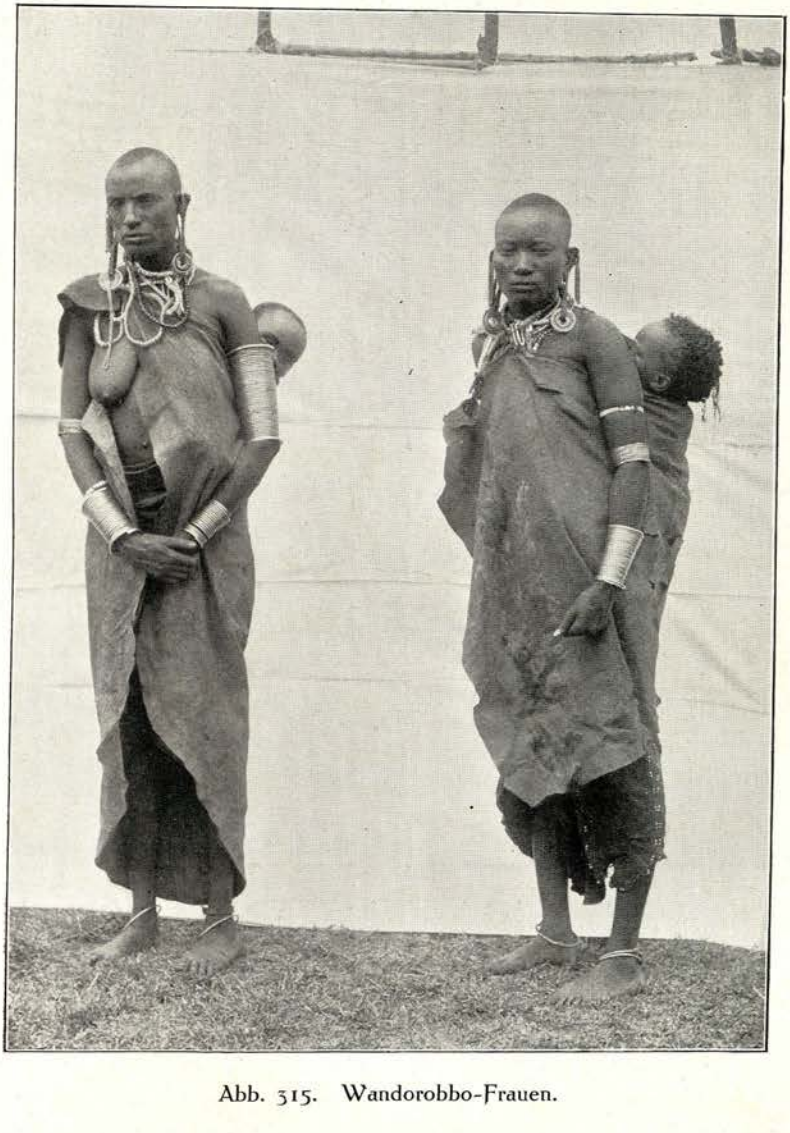


Abb. 315. Wandorobbo-Frauen.

Bald nach Tagesanbruch beginnt auch die Tätigkeit der Frauen und Kinder. Sie verlassen den Kraal und holen Brennholz und Wasser herbei, um das Essen zu bereiten; es besteht aus gekochtem Fleisch. Man bewahrt es nicht in den Hütten auf, sondern, damit es sich besser hält, hängt man es, in lange Streifen geschnitten, an einen hohen Baum in

Nähe des Kraals. Dies ist die Morgenmahlzeit; an sie reihen sich im Laufe des Tages noch verschiedene andere, vorausgesetzt daß genug Vorrat vorhanden ist, denn die Wandorobbo nehmen nicht, wie die anderen Stämme, ihre Nahrung zu bestimmten Tagesstunden zu sich, sondern essen solange der Vorrat reicht. Es ist ganz erstaunlich, wie riesige Mengen Fleisches die Leute vertilgen können. Ist doch auch schon von frühester Jugend an ihr Magen an Fleischgenuß gewöhnt und bleibt dieses während ihres ganzen Lebens ihr Hauptnahrungsmittel. Meist wird das Fleisch gekocht gegessen, häufig auch geröstet, seltener roh. Auch die

Abb. 316. Wandorobbo-Frauen.

bei den Masai geschilderten nervenerregenden Zutaten zu dem Fleisch finden bei den Wandorobbo Anwendung, allerdings nicht in so ausgedehntem Maße wie dort. Wiederholt sah ich, wenn meine Leute das von mir erlegte Wild teilten, daß die Wandorobbo sich hierbei gleich einige Fleischstücke abschnitten und sofort verzehrten. Ja ich konnte sogar beobachten, daß die Wandorobbo sich das Fleisch vom Löwen geschlagener und von ihm schon halb verzehrter Antilopen abschnitten.

Daneben genießen sie, allerdings nicht als Hauptnahrung, sondern nur um etwas Abwechselung in den Küchenzettel zu bringen, auch Vegetabilien, die sie gegen Fleisch und Tierfelle von den umwohnenden Ackerbauern eingetauscht haben. Männer, Frauen und Kinder essen gemeinsam,

auch wird für die ganze Familie in einem Topfe gekocht. Ebenso nimmt der Jüngling mit seinem Lieblingsmädchen zusammen die Mahlzeit ein, die ihm letztere zubereitet hat. Jedoch genießt man das Essen nicht gleich aus dem Topf, in dem es gekocht ist, sondern schüttet es in kleine Holzschalen, von denen jeder eine besitzt.

Weitere Genußmittel sind Honig und Honigbier, das sie genau in derselben Weise zubereiten wie die Masai. Den jungen unverheirateten Wandorobbomännern ist es verboten, Honigbier zu trinken. Den Honig gewinnt man aus den auf Bäumen gehängten Bienenkörben. Sie zu beaufsichtigen und ihren Inhalt rechtzeitig zu entleeren, ist Aufgabe der

Abb. 317. Wandorobbo-Frauen und -Kinder.

älteren Männer. In großer Zahl und in weitem Umkreise kann man solche Körbe sehen.

Ihre Herstellung ist bei dem außerordentlich dürftigen Handwerkszeug der Wandorobbo recht mühselig. Etwa meterlange und 30 cm dicke Holzstämme werden roh behauen, so daß sie sich nach dem Ende zu etwas konisch verjüngen. Hierauf beginnt die Arbeit des Aushöhlens mittels Axt und Messers. Ist dies geschehen, so schneidet man zwei starke Holzscheiben zum Schließen der beiden Oeffnungen; jede erhält zwei Fluglöcher. Um die Mitte dieser Holzröhre legt man eine Schlinge, an der mit dem schon vorher erwähnten Bastseile der Bienenkorb an einem Hakenast aufgehängt wird. Wie die Pfeil- und Speerspitzen, so erhalten auch die Bienenkörbe Eigentumsmarken.

Will man den Korb entleeren, so ist es erforderlich, die Bienen erst daraus zu vertreiben. Dies geschieht durch ein stark qualmendes Feuer, das unten angelegt wird. Hierauf werden von einem Mann, der auf den Baum gestiegen ist, an dem Seile die Bienenkörbe vorsichtig zur Erde herabgelassen. Beim Ausnehmen des Honigs bleibt etwa ein Viertel zurück, damit die Bienen wiederkommen. Leider verliert der Honig durch den Räucherprozeß sehr an Geschmack und hat meist eine dunkelbraune Farbe, auch findet man in ihm noch oft tote Bienen und Larven. Trotzdem war ich stets hocherfreut, von den Wandorobbo Honig einhandeln zu können; durch einmaliges Kochen und Filtrieren wurde er sehr wohl genießbar. Zur Gewinnung des Honigs suchen sie ferner in der Steppe Bienenstöcke auf, die sich in hohlen Bäumen befinden, und vertreiben die Bienen gleichfalls durch Ausräuchern.

Auch Tabak, den sie nicht selbst bauen sondern einhandeln, dient als Genußmittel, aber nur bei den Verheirateten. Die Männer rauchen ihn aus rohgeformten Tonpfeifen, kauen ihn wohl auch und verwenden ihn ferner, zu Pulver zerrieben und mit etwas Steppensalz und Fett vermischt, als Schnupftabak. Die Frauen rauchen selten, kauen und schnupfen jedoch den Tabak gern.

Haben die Jäger einmal, was allerdings sehr selten vorkommt, kein Glück auf der Jagd gehabt, so begnügen sie sich, ihr Leben mit Honig, wilden Früchten und Wurzeln zu fristen. Nach besonders reicher Jagdbeute gehen alte Wandorobbomänner und -Weiber zu den umwohnenden Ackerbauern, um Vegetabilien einzuhandeln. Wildhäute sowohl wie Fleisch und Steppensalz werden in große Ledertaschen verpackt oder mit Hilfe der schon geschilderten starken Riemen zu Bündeln zusammengeschnürt, und oft wandern sie tageweit bis zur nächsten Ansiedelung.

Hier gehen sie von Hütte zu Hütte und bieten ihre Waren an. Es beginnt, wie es der Neger gern tut, ein langes Feilschen, doch stets finden sie Abnehmer, denn Fleisch ist für die Ackerbauer eine seltene Delikatesse, und auch die Felle, ganz besonders aber das Salz schätzen sie sehr. Lange handeln sie um das Wildbret, und es geht hierbei nie ohne Kostproben ab, denn der mißtrauische Neger prüft erst sehr sorgfältig, ob die Wandorobbo nicht den Versuch machen, ihm Fleisch von Raubtieren, das er nicht genießt, zu verkaufen.

Als Wertmesser treten außer den soeben erwähnten noch hinzu, die Zähne der erlegten Elefanten und Flußpferde sowie die Hörner des Nashorns. Erst in neuester Zeit ist den Wandorobbo deren hoher Wert durch Händler — in erster Linie Inder und Araber — bekannt geworden. Früher gaben sie das kostbare Elfenbein für einen Spottpreis an die Masai ab, wurden häufig sogar gezwungen, es ihnen als Tribut zu entrichten.

Ueber die ehelichen Verhältnisse der Wandorobbo läßt sich dasselbe sagen wie bei den Masai, mit dem geringen Unterschied, daß die armen Wandorobbo nur eine Frau besitzen, seltener zwei und in ganz wenigen Ausnahmefällen deren drei. Auch hier ist der Grund, wie gesagt, nur Armut, nicht etwa eine andere Moral. Gleich nach der Beschneidung verlobt sich der Jüngling mit einem acht- bis zehnjährigen Mädchen, lebt aber von diesem getrennt und mit einem anderen Mädchen zusammen. In den Ehestand treten die Wandorobbo dann erst, wenn sie ihre Blütezeit hinter sich haben und sich gewissermaßen zur Ruhe setzen wollen.

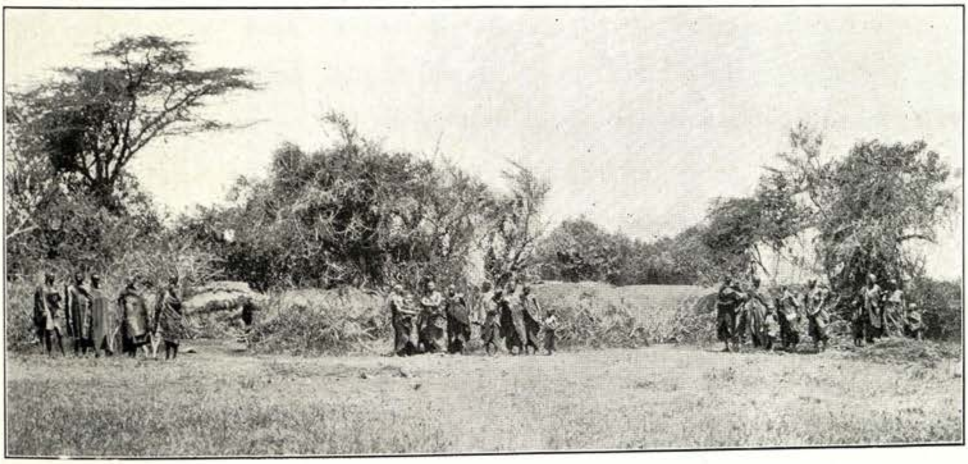


Abb. 318. Vor einem Wandorobbo-Kraal.

Das Heiratsgut, von dem ein geringer Teil bereits bei der Verlobung gezahlt wird, muß kurz vor der Hochzeit ganz entrichtet werden. Es besteht in der Regel aus fünf Töpfen Honig, fünf Bienenkörben, einem halben Elefanten mit dazugehörigem Stoßzahn und der Hälfte einer größeren Antilope. Kinderlose Witwen kosten dasselbe, dagegen ist ein von ihrem Manne verjagtes Weib umsonst zu haben. Ist der Bräutigam zu arm, um das Heiratsgut aufbringen zu können, so hat er, wie wir es ja in ähnlicher Weise schon bei den Ackerbauern kennen gelernt haben, seinem Schwiegervater eine Reihe von Monaten als Jäger Dienste zu leisten. Wenn dieser zu hartnäckig ist, so daß es zu einer Einigung betreffs des Heiratsgutes nicht kommt, dann holt sich der Bräutigam einfach seine Braut heimlich, natürlich im Einverständnis mit dieser.

Wie die Masai tauschen die verheirateten Wandorobbo ihre Weiber aus, in der Regel nur für sechs bis zehn Monate. Das Hochzeitsfest findet in der üblichen Weise statt wie bei den Masai geschildert. Auch hier

muß der junge Ehemann einem oder zweien seiner Jagdgenossen das jus primae noctis gewähren. Während der Schwangerschaft hat der Ehemann seine Frau gut zu behandeln und darf sie nicht schlagen. In dieser Zeit ist ihr der Genuß des Fleisches von gefallenem oder von einem Raubtier geschlagenem Wild verboten. Will sie Angehörige in einem benachbarten Kraal besuchen, so bestreicht sie vorher ihre Stirn mit weißem Ton, um dadurch ihren Zustand kenntlich zu machen. Während der letzten zwei Monate vor ihrer Entbindung darf sie nur noch in mäßigen

Abb. 319. Wandorobbo-Kinder.

Portionen Fleisch genießen. Die Geburt erfolgt in der bereits bei den Masai geschilderten Weise. Auch hier werden mißgestaltete Kinder gleich nach der Geburt getötet.

Die jungen Wandorobbo führen bei weitem nicht ein so beschauliches Dasein wie die Masaikrieger. Selten nur hört man in ihren Kraalen fröhlichen Gesang, denn die von der anstrengenden Tätigkeit des Pirschganges müden Leute begeben sich frühzeitig zur Ruhe. Nur an mondhellen Abenden versammelt sich die Jugend innerhalb des Kraals zu einem Tanz, während die Alten, vor den Hütten sitzend, bei einer Flasche Honigbier ein Plauderstündchen verbringen.

Der Tanz wird ganz ähnlich wie bei den Masai von Gesang begleitet, der durch schrille Triller unterbrochen ist, doch besteht er nur

in einem Anheben der Fersen, die Tanzenden bleiben auf der Stelle und bewegen sich nicht aufeinander zu. Der Grund liegt wohl einfach darin, daß im engen Wandorobbokraal nicht Raum genug für andere Tänze vorhanden ist. Selten dehnen sich diese Feste länger als bis zehn Uhr aus, dann begeben sich die jungen Männer mit ihren Mädchen in ihren benachbarten kleinen Kraal.

Die Krankheiten, an denen die Wandorobbo leiden, sind neben Brust- und Leibschmerzen, die recht häufig sind, Durchfall, Verstopfung, Gonorrhoe, Lues, Windpocken, Elephantiasis und Fieber.

Abb. 320. Wandorobbo-Kinder.

Selten kommt es vor, daß sie ihre Toten im Kraal nahe der Hütte bestatten. Sie tun dies dann aus Pietät, damit der Tote noch die Gespräche seiner Angehörigen hören und den Duft ihrer Mahlzeiten genießen kann. In der Regel jedoch werfen sie einfach die Leichen nur einige hundert Meter von dem Kraal entfernt in den Busch und überlassen sie dort den Hyänen.

Nur ganz kurz habe ich das so eigenartige und interessante Volk der Wandorobbo hier skizzieren können, doch dürfte diese Schilderung wohl zur Genüge bewiesen haben, daß sie enge Verwandte der Masai sind, sich andererseits aber infolge ihres so grundverschiedenen Berufes,

ihrer Abgeschlossenheit in weiter, freier Wildsteppe und ihrer Scheu, mit anderen Stämmen in Berührung zu kommen, ihre Eigenart bewahrt haben. Wie die unzähligen vielartigen Wildherden, die sich hier tummeln, wie der Löwe, den ich nie so zahlreich wieder wie in diesen Gefilden angetroffen habe, so gehören auch die Wandorobbo, die Kinder der Steppe, dazu, das Gesamtbild der so außerordentlich reizvollen Masaisteppe zu vervollständigen. Keiner, der je dies Gebiet durchquert und das so eigenartige Naturvolk kennen gelernt hat, wird es je vergessen.

VII. Das Handwerk.

Die große Geschlossenheit des afrikanischen Kontinents hat es mit sich gebracht, daß weite Gebiete seines Innern bis auf die neueste Zeit unberührt von dem Einflusse fremder, besonders europäischer Kultur geblieben sind; lange war dieser — vom Norden natürlich abgesehen — auf einige Küstenstriche beschränkt. Der Mangel an natürlichen Zufahrtsstraßen, die Unnahbarkeit des schwarzen Erdteils, setzten seinem Vordringen bald ein Ziel. Vor dem Beginn der großen Kolonialbewegung gelang es im tropischen Afrika nur den Arabern, bis in das Herz des Kontinents ihre Raub- und Handelszüge auszudehnen; aber die arabische Kultur konnte niemals den zersetzenden Einfluß üben, wie es die billigen europäischen Massenartikel tun. Heute sehen wir selbst im Innersten Afrikas das Leben der Völker durch die Einwirkungen fremder Kultur beeinflußt, wodurch bedauerlicherweise dem Forscher das Feststellen des Urzustandes und der Eingeborenenkultur äußerst erschwert, ja in vielen Fällen sogar unmöglich gemacht wird.

Mit welcher Schnelligkeit und wie eingreifend fremde Kultur vordringt, sehen wir unter anderm daran, daß jetzt schon in ganz Afrika aus Amerika eingeführte Kulturpflanzen, wie Mais, Maniok und Tabak, vorkommen. Letzteren finden wir sogar im tiefsten Kongourwald hinter den Hütten der Eingeborenen.

Viel Ursprüngliches hat die fremde Kultur wohl verwischt, in auffälliger Weise unberührt geblieben aber von ihrem Einfluß ist das afrikanische Handwerk dort, wo ich es kennen lernte, so daß ich zu meiner Genugtuung in der Lage bin, in nachstehenden Zeilen und Bildern unverfälschte Eingeborenenarbeit vorführen zu können.

In anderen Gebieten dagegen haben arabische und europäische Einfuhr eine starke Umwälzung in der Ausübung des Handwerks hervor-

Abb. 321. Schmiede bei der Arbeit (Ankole).

gerufen, häufig sogar dieses völlig lahmgelegt. Dies gilt in erster Linie von den Küstenländern, in denen billiger Import die langwierige und mühselige Herstellung mit primitivem Handwerkszeug nicht mehr lohnend macht.

Die Überschrift „Das Handwerk“ deckt sich nicht ganz mit dem deutschen Sprachgebrauch, noch weniger mit der schärferen Terminologie volkswirtschaftlicher Betrachtungsweise, wie sie in der Abhandlung „Das afrikanische Gewerbe“ von Heinrich Schurtz im Anschluß an Karl Bücher durchgeführt ist. Nach dieser wären die Töpferei und Flechtarbeit der Frauen zum weitaus größten Teil als „Hauswerk“ zu bezeichnen, während die Tätigkeit der Schmiede auf Abbildung 321 unter den Begriff des „Lohnwerkes“ fallen würde. Mit Rücksicht darauf aber, daß das Hauswerk der Frauen und Mädchen häufig intensiver betrieben, als es zur Befriedigung des eigenen Bedarfes nötig ist, und der Überschuß auf den Markt gebracht wird, und in Anbetracht dessen, daß wir bei den Schmieden fast immer die Tätigkeiten des Lohnwerkes, Hauswerkes und Handwerkes in denselben Personen vereint finden, wähle ich die Bezeichnung „Handwerk“, zumal hier keine nationalökonomische Ausein-

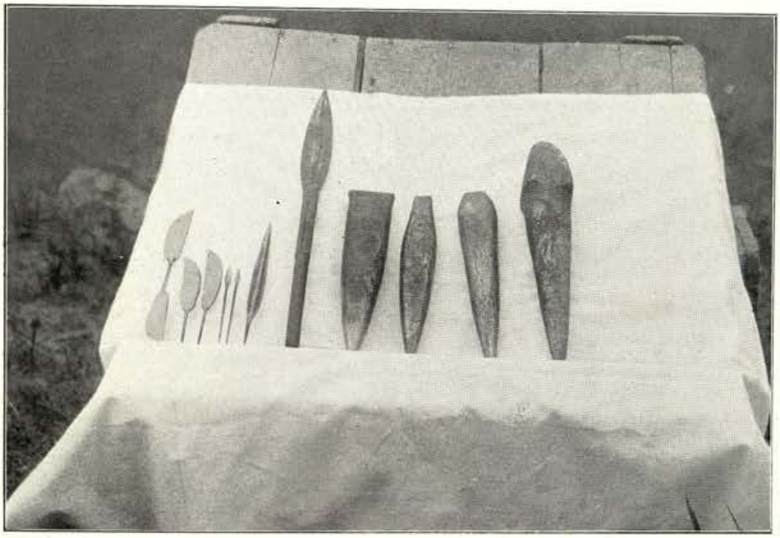


Abb. 322. Messer, Pfeilspitze, Lanzenspitze und Hämmer der Schmiede.

andersetzung, sondern die einfache Schilderung selbst beobachteter Arbeitsmethoden gegeben werden soll.

Dort wo ich Gelegenheit hatte meine Beobachtungen anzustellen, also an der Nord- und Nordwestgrenze Deutschostafrikas, ist das Handwerk erblich. Auch finden wir nicht, abgesehen von den gebräuchlichsten Gegenständen, wie Kochtöpfen, Schlafmatten und Körben, in jedem Dorfe Handwerker, sondern die Eingeborenen müssen oft tageweit marschieren, um ihren Bedarf einzuhandeln, oder aber die Handwerker suchen

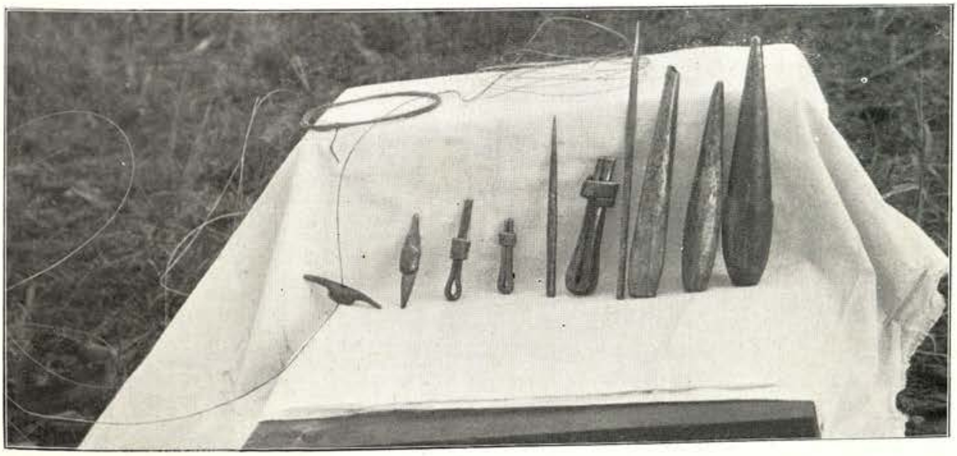


Abb. 323. Eisendraht, Locheisen, Klammern, Stabeisen und Hämmer der Schmiede.

Abb. 324. Auf Lohnwerk gehende Schmiede.

die Dörfer auf, bieten dort ihre Waren an und führen an Ort und Stelle Aufträge aus.

Am interessantesten ist fraglos die Eisentechnik. Wir müssen hier zwei Tätigkeiten scharf unterscheiden, einmal die Gewinnung des Rohmetalls aus seinen Erzen, die Verhüttung, und die weitere Verarbeitung, das Schmiedehandwerk.

Die Eisenerze, die als Braun- oder Roteisenstein auftreten, sind außerordentlich weit verbreitet und ihr Vorkommen ist den Eingeborenen sehr wohl bekannt. In Mpororo werden von den Wanjambomännern die Erze in etwa faustgroße Stücke geschlagen und im Hochofenbetrieb ausgeschmolzen.

Das Verfahren, das fast in genau der gleichen Weise auch von den Wageia und Bakulia angewandt wird, ist folgendes: Aus Lehm und Ton baut man einen runden, etwa 1,20 m hohen Ofen, der abwechselnd mit einer Schicht Holzkohle und Eisenerz von etwa faustgroßen Stücken gefüllt wird. Unten um den Ofen herum befinden sich 12—18 Löcher, die zur Aufnahme der Blasebälge dienen. Diese bestehen aus Ton- oder

Lehmröhren mit einer schüsselförmigen Erweiterung, um welche der Luftzugerzeuger, ein weiches Ziegenfell, gebunden ist. An diesem ist in der Mitte ein Stock befestigt. Abbildung 326 zeigt uns von links nach

Abb. 325. Schmiede in einem Bananenhain Ankoles.

rechts die einzelnen Bestandteile eines Blasebalges, nämlich die Düse, Ziegenfelle und Tonröhren; daneben noch einiges Handwerkszeug. Je zwei dieser Blasebälge werden von einer Person in der Weise bedient,

daß die Stöcke in schneller, taktmäßiger Bewegung auf und nieder gestoßen werden. Es ist eine zweitägige angestrengte Tätigkeit erforderlich, bis sie das Eisen ausgeschmolzen haben. Natürlich arbeiten die Leute mit Ablösung; an dem einen Ofen, den ich in der Nähe des Sultans Kissilerobo beobachtete (Tafel XX), war das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder — aber nur Wanjambo — tätig.

Ist das Eisen gewonnen, so wird der Ofen auseinandergerissen und das am Boden liegende Metall — in der Regel nicht mehr wie zwei bis drei faustgroße Stücke — herausgenommen. Häufig sind die Eisenschmelzer und Schmiede dieselben Leute, doch kommt es in besonders erzreichen Gegenden, z. B. in den westlichen Randbergen Mpororos, auch vor, daß die Verhüttung des Eisens von einigen Personen als besonderes Gewerbe betrieben wird. Diese verkaufen dann die etwa faustgroßen Roheisenklumpen an die Schmiede für 30 dünne Drahtringe oder 400 Ssimbi = 45 Pfennige, und auch, was allerdings seltener vorkommt, gegen Lebensmittel.

Aus diesem Eisen werden trotz des sehr primitiven Werkzeuges in recht geschmackvoller Arbeit Hacken, Lanzenspitzen, Lanzenschuhe, Pfeilspitzen, Schwerter, Messer und allerhand Werkzeuge für die Holzhandwerker hergestellt. Meist tun sich zwei Schmiede zusammen; einer bedient den Blasebalg zum Anfachen der Holzkohlen, der andere bearbeitet das Eisen, das er in Ermangelung von Zangen in ein Stück Holz geklemmt hat. Als Ambos dient ein großer, flacher Stein, zum Kühlen eine Kalebasse mit Wasser (Abb. 321 und 324).

Abb. 326. Blasebalg in seine Bestandteile zerlegt; rechts Handwerkszeug der Schmiede.

Tafel XX.

Hochofen in Mpororo.

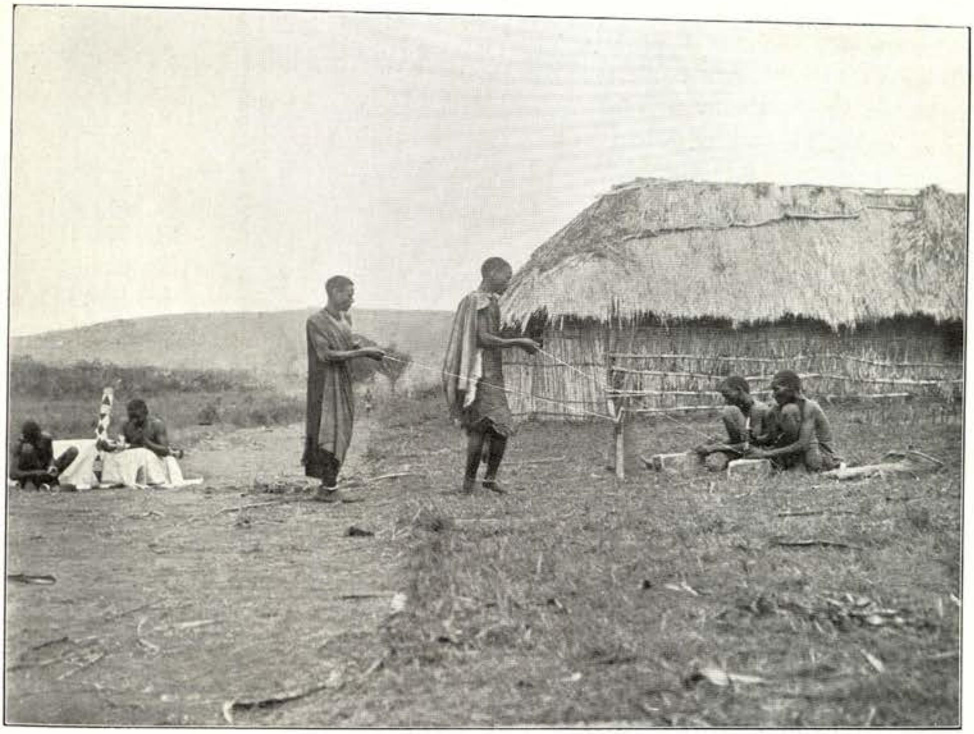


Abb. 327. Drahtzieher bei der Arbeit (Karagwe).

Die stiellosen eisernen Hämmer haben verschiedene Formen, je nachdem der Mann Hacken, Lanzenspitzen, Messer oder Pfeilspitzen herstellt (siehe Abb. 322 und 323). Zuweilen finden wir an Stelle der Eisenhämmer auch steinerne.

Der breite Hammer (Abb. 322 und 323, rechts) dient zum Bearbeiten der herzförmigen Hacken und zum Flachschlagen der Speerspitzen. Die kleineren hingegen zum Formen der Hackenränder, der Blutrinnen in den Speeren und zum Herstellen feinerer Gegenstände wie Pfeilspitzen und Messer.

Wir sehen übrigens links auf der Abbildung 322 Rasiermesser und zwei kleine Messer, die zu chirurgischen Zwecken und zum Tätowieren dienen, neben letzteren eine Pfeilspitze.

Müssen schon diese mit großer Sorgfalt und Gleichmäßigkeit hergestellten Eisenarbeiten unsere volle Anerkennung erwecken, so wird diese noch erhöht bei Betrachtung der Drahttechnik. Mit dem auf Abbildung 323 sichtbaren höchst dürftigen Handwerkszeug verstehen es die Leute, in allerdings zeitraubender, mühseliger Arbeit, Eisendraht von nur 1 mm Dicke auf folgende Weise herzustellen:

Der Eisenklumpen wird solange geglüht und gehämmert, bis aus ihm vier etwa 20—25 cm lange halbfingerdicke Stäbe geschmiedet sind (Abb. 323). Aus einem jeden wird eine Rolle Draht gezogen (Abb. 323, oben links). Das hierzu erforderliche Handwerkszeug besteht außer den schon erwähnten Hämmern aus Locheisen und Klammern verschiedener Größe.

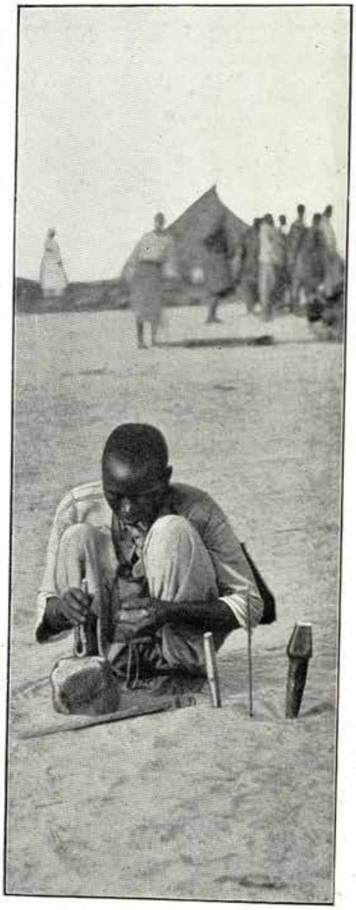


Abb. 328. Drahtzieher bei der Arbeit (Kisiba).

Der Eisenstab wird an einem Ende geglüht, durch Hämmern zugespitzt, gefettet und in ein Locheisen (Abb. 323, links) geführt. Dieses erhält die erforderliche Öffnung, nachdem es leicht geglüht ist, durch Einführen einer Ahle. Zu Beginn der Arbeit ist es nötig das Loch stark zu erweitern, da es von dem letzten Drahtziehen her noch einen kleinen Durchmesser hat. Zuweilen benutzen sie auch Locheisen, die verschieden große Öffnungen besitzen. Im weiteren Fortgang der Arbeit aber wird das Loch nach jedesmaligem Durchziehen verkleinert. Hierzu ist wieder leichtes Anglühen des Locheisens nötig, dann wird die Ahle eingesetzt und durch Hämmern die Öffnung verengt. Oder auch das Loch wird völlig zugehämmert und dann durch Einführen der Ahle von neuem hergestellt. Die Hauptkunst beim Drahtziehen besteht gerade darin, jedesmal die richtige Größe des Loches zu wählen. Hierfür hat der Schmied kein Maß, sondern es ist lediglich Übungssache.

Das Ende des Drahtes, das etwa 10 cm aus dem Locheisen herausragt, wird in einer der auf Abbildung 323 sichtbaren Klammern gesteckt in der Weise, daß mit der Ahle die Klammer etwas auseinandergebogen und dann zum Festhalten des Drahtes ein spiralförmig gewundenes Stück Bandeisen fest darüber geschlagen wird. Zu Anfang der Arbeit wird die in der Mitte der Abbildung 323 sichtbare große Klammer gewählt, im weiteren Verlauf die kleineren. Zur Erhöhung des Widerstandes streut der Schmied noch Sand dazwischen. Jetzt wird das Locheisen hinter eine kräftige Holzgabel, die in den Boden gegraben ist, geklemmt, und die Tätigkeit des Drahtziehens beginnt (Abb. 327).

Abb. 329. Holzarbeiter bei Herstellung eines Milchgefäßes (Ankole).

Die eiserne Klammer wird, um besser zufassen zu können, mit Bast oder Stroh umwickelt. Ruckweise anziehend schreitet der Drahtzieher langsam rückwärts. Einer der Schmiede hat sorgfältig darauf zu achten, daß der Draht glatt durch das Locheisen läuft und daß kein Schmutz mitgenommen wird, weil er sonst leicht reißt (Abb. 327). Trotz großer Vorsicht kommt bei dem ruckweisen Anziehen ein Zerreißen häufig vor, dann muß die Arbeit von neuem begonnen werden.

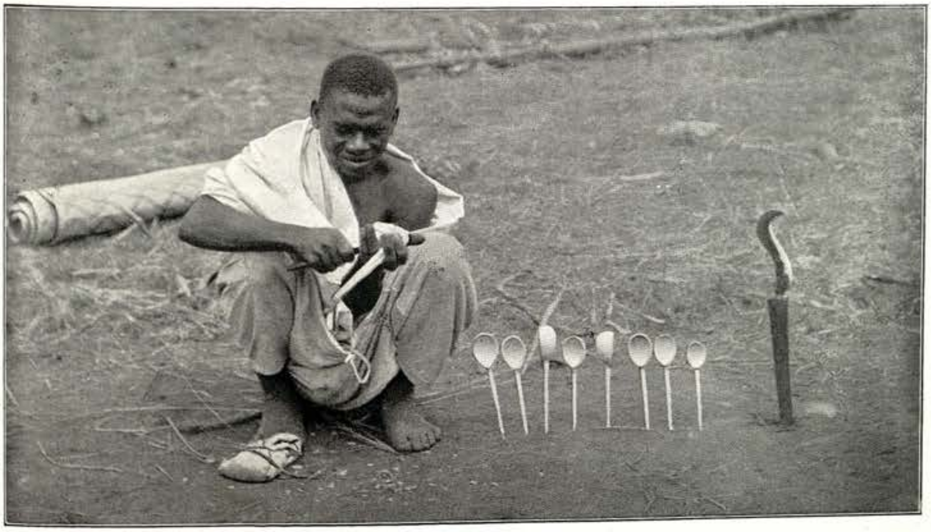


Abb. 330. Löffelschnitzer bei der Arbeit (Ankole).

Nach jedesmaligem Durchziehen wird das Loch, wie vorstehend beschrieben, verengt, der Draht durch Hämmern zugespitzt und wiederum durch das Locheisen geführt. Nach jedem vierten Durchziehen etwa wird der Draht geglüht.

Wie außerordentlich mühsam und zeitraubend die Arbeit des Drahtziehens ist — man bedenke das wiederholte Reißen —, kann man daraus ermessen, daß ein mehr als 200 maliges Ziehen erforderlich ist, um einen Draht von 5 mm Durchmesser auf 1 mm zu bringen. Letzterer ist aber noch zu stark für die fein gesponnenen, aus Kuhschwanz- oder Ziegen-

Abb. 331. Köcherschnitzer aus Karagwe.

haaren hergestellten Arm- und Beinringe, er muß zu diesem Zweck noch feiner gezogen werden. Hierzu ist nicht mehr das vorstehend geschilderte Verfahren erforderlich, sondern ein einfacheres. Die Holzgabel fällt fort, der Schmied hält das eine Drahtende mit der Klammer fest (siehe Abb. 328) und zieht mit der anderen Hand das Locheisen über den Draht hinweg; also umgekehrt wie bisher. Häufig teilen sich in diese Tätigkeit zwei Schmiede.

Ich wende mich jetzt zur Holzindustrie. Beginnen wir mit der Herstellung des bei den Wahima infolge ihres Viehreichtums unentbehrlichen Milchgefäßes (Abb. 329). Auf dem sehr vielseitigen Gebiet der Holzbearbeitung finden wir nur Spezialisten. So ist der Handwerker auf der Abbildung 329 nur in der Lage Milchgefäße anzufertigen. Für die anderen

Holzarbeiten, wie Köcher, Pfeile, Bogen und Löffel, finden wir besondere Künstler.

Die Milchgefäße werden in der Regel aus dem weichen Holz des Ficusbaumes gemacht. Wir finden verschiedene Formen, teils mit rundem, teils mit flachem Boden, teils mit engem, teils mit weitem Hals. Die in Mpororo gebräuchlichste ist die auf Abbildung 329 sichtbare, während in Ruanda die längliche vorherrscht.

Der Handwerker schlägt zuerst mit einem Handbeil aus dem Ficusstamm einen Klotz in der rohen Form und Größe des herzustellenden Milchgefäßes heraus. Diesen stellt er vor sich in eine flache Grube, umfaßt ihn mit der linken Hand und schlägt mit einem Hohlklingenbeil in

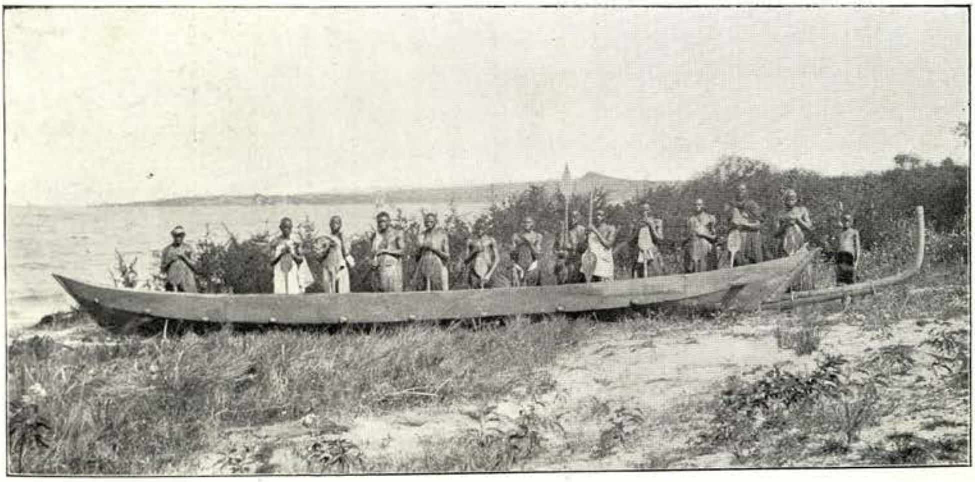


Abb. 332. Waheia-(Waganda-)Boot am Viktoria-See.

die Mitte der Oberfläche, nach jedem Hiebe den Klotz etwas drehend. Die Klinge, die bei den kräftigen Schlägen tief in das Holz eindringt, muß durch Rütteln erst wieder entfernt werden.

Ist der Mann auf diese Weise bis annähernd zur Mitte vorgedrungen, so höhlt er durch schräges Einschlagen der Klinge den Bauch schon etwas aus. Das weitere Aushöhlen geschieht mit einem raspelartigen Instrument. Zu diesem Zwecke stellt er das Gefäß näher an sich heran und schabt mit kurzen ruckartigen Bewegungen zuerst den Hals aus. Hat dieser die gewünschte Stärke, so klemmt er es zwischen die Oberschenkel, ergreift die Raspel mit beiden Händen und höhlt in derselben Weise den Bauch aus. Hierbei klopft er wiederholt an die Gefäßwand, um die Dicke derselben festzustellen. Dieses Ausraspeln ist eine anstrengende und langwierige Arbeit.

Hat er sie beendet, so schneidet er am Halsansatz einen etwa 1 cm breiten Ring ein. Mit Holzkohle und Speichel wird der eingekerbte Ring gefärbt. Schließlich hobelt er das ganze Gefäß mit einem kräftigen Messer sorgfältig aus. Zu diesem Zweck stemmt er dasselbe gegen einen Baum, erfaßt das Messer mit beiden Händen und schabt in dünnen, feinen Spänen

Abb. 333. Handwerkszeug und Art der Ausführung zur Herstellung eines Einbaumes.

auf sich zu. Häufig wird das ganze Milchgefäß äußerlich noch mit Ockererde rot gefärbt. Die Frauen flechten hübsche Deckel und Netze zum Aufhängen, so daß ein derartiges Gefäß jeder Hütte zur Zierde gereicht.

Als nächsten Holzkünstler sehen wir den Löffelschnitzer mit seinem Handwerkszeug und dem Ergebnis eines einzigen Tagewerkes (Abb. 330). Ihm geht die Arbeit erheblich schneller von der Hand wie dem Schnitzer der Milchgefäße. Zuerst wird aus weichem Ficusholz mit dem eigen-

artigen Handbeil, das die Gestalt eines Fragezeichens hat, die runde Form herausgehauen. Dann wird mit einem Messer Stiel und Form besser herausgearbeitet und schließlich mit einer kleinen Raspel der Löffel völlig ausgehöhlt und sauber geglättet. Hierauf wird er am Stiel unten und oben mit sorgfältig eingebrannten Kreisen verziert.

Eine größere Auswahl an Handwerkszeug und höhere Anforderungen an die Geschicklichkeit wie bei dem Löffelschnitzer bedingt die Herstellung der recht geschmackvollen Köcher, die in erster Linie in Karagwe, dann aber auch noch in Ankole, Mpororo und Ruanda angefertigt werden (Abb. 331). Die erforderlichen Werkzeuge bestehen aus einer

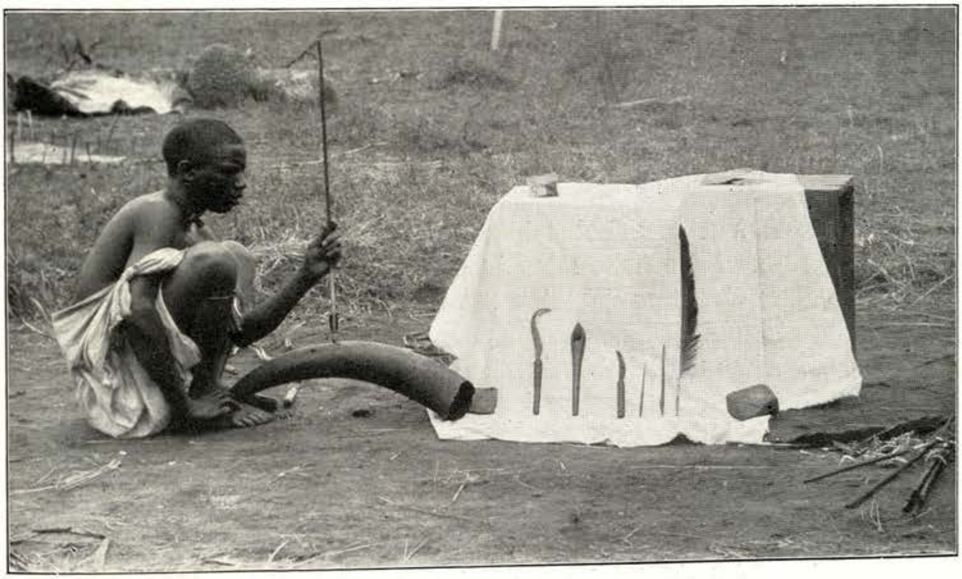


Abb. 334. Herstellung eines Pfeiles, rechts das hierzu erforderliche Handwerkszeug.

gewöhnlichen Axt, einem Hohleisen, das die Funktionen des Bohrers hat, einem Handbeil mit zum Stiel quergestellter Schneide für das Beschlagen, einer Raspel zum Vervollständigen des Aushöhlens, einem geraden Messer zum Hobeln, wie wir es bei der Anfertigung des Milchgefäßes schon kennen gelernt haben, und einem kleinen Messer für die Schnitzarbeit.

Die Herstellung geht in folgender Weise vor sich: Das roh beschlagene Rundholz, das bereits die Länge des Köchers erhalten hat, wird fest in eine Baumgabel geklemmt, so daß ein Ende dem Handwerker, der vor der Gabel sitzt, zugekehrt ist. Jetzt ergreift der Mann die Hohlklinge, die sich an einem hölzernen Stiel befindet, mit beiden Händen möglichst tief — etwa da, wo das Eisen am Schaft sitzt —, und stößt es mit kräftigem Schwunge in das Holz. Durch Rütteln und Drehen lockert er die

Abb. 335.
Pfeilschnitzer bei der Arbeit.

Abb. 336. Korbflechterin (links)
und Töpferin (rechts) bei der Arbeit (Buddu).

Klinge, die sich fest eingebohrt hat, zieht sie heraus und beseitigt die Splitter. So setzt er die Arbeit des Aushöhlens fort bis ungefähr zur Mitte des Holzes, dann dreht er dasselbe um und verfährt in derselben Weise, bis es völlig ausgehöhlt ist.

Da es nicht möglich ist, durch die Stöße des Hohlklingenbeils die Innenwände gleichmäßig abzurunden, so hilft er jetzt noch mit der Raspel, wie bereits beim Milchgefäß beschrieben, nach. Ist dies geschehen, so wird das nur roh behauene Holz außen mit dem Handbeil bearbeitet, bis es gleichmäßig rund ist und die erforderliche Dicke hat. Hierbei schlägt der Mann mit leichten Hieben in der Längsrichtung vom Holze lange, dünne Splitter. Die Arbeit wird nach ein- bis zweitägiger Pause, die zum Austrocknen des Holzes dient, fortgesetzt.

Das mit dem Handbeil beschlagene Holz besitzt wohl die gewünschte Dicke, aber noch nicht die genügende Glätte. Diese wird erzeugt durch Behobeln mit dem Messer, das der Arbeiter mit beiden Händen ergreift und unten ansetzend auf sich zu bewegt. Das Holz liegt hierbei auf seinem linken Oberschenkel.

Die nächste Tätigkeit besteht darin, die beiden Enden für die Deckel zu beschneiden. Das Holz wird zur Aufnahme der Deckel um etwa ½ cm verjüngt. Alsdann wird der ganze Köcher feucht abgerieben und mit zerstampfter Holzkohle geschwärzt, die mit Hilfe von Speichel aufgetragen wird. Darauf beginnt die Verzierung des Köchers durch recht geschmackvolle Schnitzarbeit. Die gebräuchlichsten Ornamente sind Rhomben und Dreiecke, die an beiden Enden unterbrochen werden durch je fünf schmale Ringe, die wiederum kleine Dreiecksornamente

zeigen. Ist die Farbe gut eingetrocknet, so werden zuerst die Muster mit einem scharfen Messer in feinen Linien vorgezeichnet und sodann, wie bei unserer Kerbschnitzerei, ausgeschnitten, so daß die schwarzen Teile stehen bleiben. Besondere Sorgfalt erfordert auch die zwischen den schwarzen Rhomben sichtbare feine Strichschnitzerei (siehe Abb. 331).

Mit zur Holztechnik zählen darf man wohl den Bootsbau, über den ich nachstehend einige Worte sagen will. Wir haben zwei verschiedene typische Bootsformen zu unterscheiden: Einmal das kunstvolle, schnellrudernde, leichte Waganda- und Waheiaboot (Abb. 332) und dann den mehr für Stangen- als für Ruderbetrieb bestimmten Einbaum, an dessen Stelle auch häufig bei dürftigem Baumbestand zwei durch Querhölzer eng verbundene Bäume treten.

Die Ruderboote des Viktoria-Sees, die wir auf Abbildung 332 sehen, werden in folgender Weise hergestellt:

Ein junger Baumstamm wird halb ausgehöhlt, teilweise mit der Axt, teilweise ausgebrannt, so daß also noch ein genügend starkes, massives Rundholz übrig bleibt. Dieses ragt vorn etwa 1 m heraus und bildet gewissermaßen den Kiel des Fahrzeuges. Das kräftige Rundholz ist einmal erforderlich, um dem Boot eine genügende Stabilität zu geben, zweitens aber auch, um das etwaige Anlandziehen auf die Dauer auszuhalten. Auf diesen Kiel werden zwei Bretter aufgesetzt. Die Planken

Abb. 337. Töpferinnen bei der Arbeit (Kisiba).

werden aus starken Bäumen, die in Uganda sehr zahlreich sind, in Kisiba leider nicht, ausgehauen, denn sägen können die Leute nicht. Bei dieser Art der Herstellung geht natürlich sehr viel Holz verloren.

Sind die Bretter in recht mühseliger Arbeit mit einer verhältnismäßig sehr kleinen Axt glattgeschlagen, so werden sie in die Sonne gesetzt und derart in Pflöcke geklemmt, daß das Holz beim Austrocknen gleich die für die Bootsform erforderliche Biegung erhält. Hierauf werden die Bretter in höchst eigenartiger Weise auf dem Kiel befestigt: man näht sie auf, denn anders ist es kaum zu nennen. Mit einem glühenden Eisen werden Löcher eingebrannt und dann mit der Wurzelfaser einer Strauchart, die die Wasuaheli „Mtunguu“, die Waheia „Mtunguru“ nennen, an den Kiel geheftet. Bei der ganzen Herstellung des Bootes verwenden sie keine Eisenteile.

Abb. 338. Töpferin bei der Arbeit (Uganda).

Hierauf werden in die Bretter, dort wo man die Sitzbänke (bestehend aus armdicken Rundhölzern) einfügen will, halbkreisförmige Einschnitte gemacht und in diese mit einer Einfräsung die Rundhölzer eingepaßt, so daß die runden Köpfe dieser Hölzer etwas über die äußere Bordwand hinausragen und dem ganzen Boote Festigkeit geben.

Jede Sitzbank, soweit sie Ruderbank ist, dient für zwei Mann. Die hintere Bank für den Steuermann ist schmal und gewährt nur Raum für diesen. An der Spitze befindet sich gleichfalls noch eine Sitzbank, die wegen der Verjüngung des Bootes auch nur einen Mann aufnehmen kann. Sie ragt durch beide Seitenwände des Bootes etwa je ½ m

Abb. 339. Korbflechterin (links) und Töpferin (rechts) bei der Arbeit (Uganda).

hindurch und dient mit diesen Verlängerungen als Handgriff beim Heraufziehen des Bootes an Land. Auf die beiden unteren Bretter werden zwei weitere Planken, die nun an ihrer unteren Kante entsprechende Ausschnitte für die Ruderbänke haben müssen, aufgenäht. Dort wo die Bretter hinten und vorn zusammenstoßen, wird ein keilförmiges Holzstück eingesetzt und in gleicher Weise befestigt.

Auf die einen Meter vorragende Spitze des unteren Holzstabes wird zur Verzierung ein etwa zwei Meter langer Schnabel aufgesetzt und mittels Ruten befestigt, der vorn im rechten Winkel umgebogen und, besonders bei Sultansbooten, hübsch geschmückt ist mit einem Antilopengehörn oder auch mit Bastbüscheln und häufig noch mit einer Schnur, die von der Spitze des Schnabels bis zur Bootswand führt und an der sich Bastgeflecht oder Kaurimuscheln befinden.

Abb. 340. Bakulia-Töpferinnen bei der Arbeit.

Dort wo die Boote genäht sind, wird noch zur Abdichtung ein schmaler Holzstreifen aufgesetzt. Trotzdem sind sie absolut nicht dicht, um so weniger, als sie beim Nichtgebrauch ans Land gezogen werden und den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind; daher muß bei der Fahrt andauernd ein Mann mit einem eigens dazu hergerichteten hölzernen Schöpfgerät das Wasser entfernen.

Nachstehend gebe ich noch die Maße eines solchen Bootes (Abb. 332). Die Länge des eigentlichen Kanoes ohne den vorn angesetzten Schnabel beträgt 11 m, die Länge des Ansatzes 2 m, die Gesamthöhe 80 cm, die größte Breite in der Mitte gemessen 1,20 m. Die Ruder, die, aus einem Stück gearbeitet, einen runden kräftigen Stiel mit herzförmigem Blatt zeigen, sind 1,30 m lang.

Erheblich einfacher ist die Herstellung der Einbäume.

An Handwerkszeug hierzu erforderlich sind gewöhnliche Äxte, das schon bei Herstellung der Köcher erwähnte Breitbeil und ein kräftiges Hohlklingenbeil (Abb. 333, rechts stehend). Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerke ich noch, daß das zur Bearbeitung auf Abbildung 333 ausgelegte Holzstück etwa nicht der Stärke eines Einbaumes entspricht — es gab in dieser Gegend an der Kagera keine stärkeren Bäume —, sondern nur die Art der Bearbeitung veranschaulichen soll.

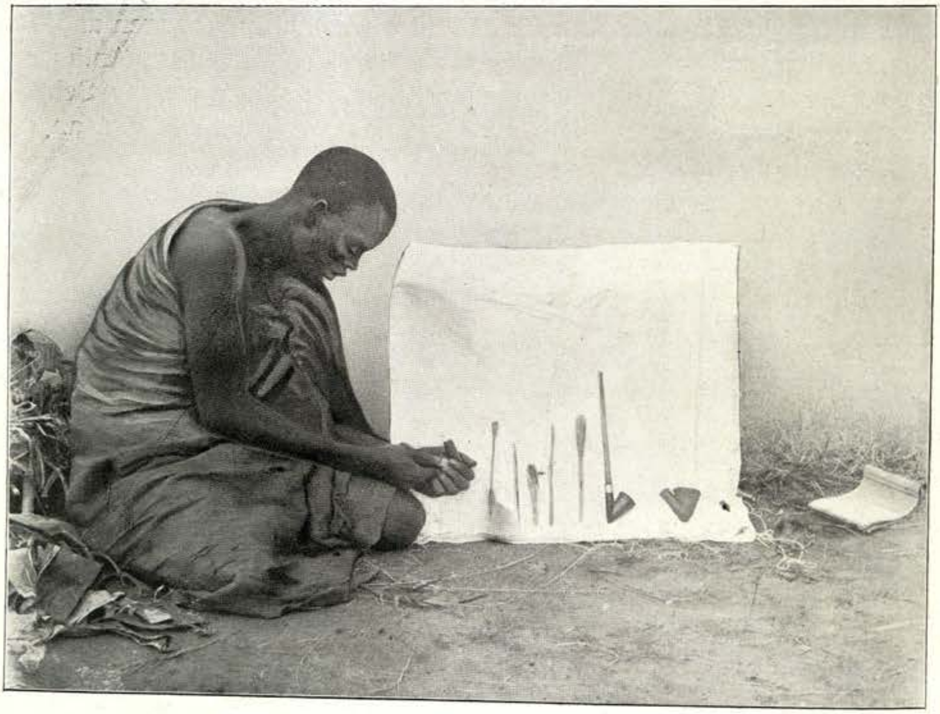


Abb. 341. Herstellung von Tabakspfeifen, rechts neben dem Manne das Handwerkszeug (Ankole).

Die Bootsbauer suchen sich oft stundenweit vom Wasser entfernt einen geeigneten Baum aus, fällen ihn und behauen ihn gleich an Ort und Stelle. Das Herrichten der äußeren Form geschieht mit gewöhnlichen Beilen, das Aushöhlen mit dem Hohlklingenbeil, das Glätten der Innen- und Außenwände meist noch mit dem bekannten Breitbeil.

Ist der Einbaum nahezu fertig, so wird er zur Wasserstelle gebracht; bei größeren benutzt man oft zu diesem Zweck untergelegte Rundhölzer. Hier stellt es sich dann häufig heraus, daß er ungleich behauen ist und schief im Wasser liegt, so daß durch weiteres Beschlagen die Gleichgewichtslage hergestellt werden muß.

Die Größe der Einbäume richtet sich ganz nach dem Baumbestand. Während wir in Kifumbiro an der Kagera wegen der Nähe des Budduwaldes sehr stattliche Einbäume finden, in denen man sogar Maultiere und Esel übersetzen kann, werden sie Kagera aufwärts infolge des dürftigen Akazienbestandes klein, und müssen, um überhaupt noch als Fahrzeuge Verwendung finden zu können, zu zweit miteinander verbunden werden. Auch dann tragen sie nicht mehr wie vier Mann. In Ruanda, besonders auf dem Kiwusee, finden wir wieder stärkere Einbäume. Auf der Kagera werden sie fast nur durch Stangen vorwärts bewegt, auf dem Kiwusee hingegen wegen der großen Wassertiefe gerudert.

Da die Fahrzeuge, wenn sie nicht im Gebrauch sind, meist an das Land gezogen werden und hier ungeschützt den heißen Sonnenstrahlen

Abb. 342. Bakulia-Männer bei Herstellung von Tabakspfeifen.

ausgesetzt sind, so entstehen bald Risse, die mit Lehm verschmiert und mit Rindenstoff oder Bast verstopft werden. Ganz dichten lassen sich diese Risse nie, so daß ein ständiges Ausschöpfen erforderlich ist. Hierzu dienen entweder besondere Holzgefäße oder Rinderhörner. Zur vollständigen Ausrüstung eines Bootes gehören infolgedessen nicht nur die Stangen und Ruder, sondern auch das Material zum Abdichten und Ausschöpfen.

Die Abbildungen 334 und 335 veranschaulichen uns die Anfertigung von Pfeilen, soweit es sich um Fertigstellung des hölzernen Pfeilschaftes und das Aufsetzen der eisernen Spitze handelt. Letztere wird, wie bereits beschrieben, von den Schmieden gearbeitet. Die Pfeilmacher verfahren wie folgt:

Es werden von einem Strauche gut gewachsene, gerade Zweige geschnitten. Nachdem die Rinde entfernt ist, werden sie mit einem sichel-

Abb. 343. Mattenflechter aus Karagwe; dahinter fertige Matten.

förmigen Messer (Abb. 334) ganz glatt geschabt. Der Arbeiter hockt auf dem Boden, die beim Neger beliebteste Körperhaltung, in der er eigentlich so ziemlich alles verrichtet, mit der linken Hand hält er den Schaft, den er, das Spitzenende nach unten, vor sich gestellt hat, und während die

Rechte das Messer führt, dreht die Linke langsam das Holz. Jedoch das Abschaben mit dem Messer genügt ihm noch nicht, sondern er schleift jetzt noch mit den getrockneten, rauhen Blättern eines Ficusbaumes den Schaft ab. Hierdurch wird er glatt und weiß.

Dann schneidet er mit einem gewöhnlichen kleinen Messer die Kerbe für die Sehne (siehe Abb. 335). Als Unterlage dient, wie bei dem Zurichten der Fiederung, ein Rinderhorn, dessen Rundung an der Stelle, auf der er arbeitet, glatt geschabt ist und das er bei der Arbeit mit der Spitze zwischen seine Füße klemmt (Abb. 334).

Abb. 344. Mattenflechter aus Karagwe bei der Arbeit.

Zur Befiederung dienen in erster Linie die Federn eines Aasgeiers, doch genügen auch in Ermangelung dieser die von anderen großen Vögeln. Aus einer Feder werden im Durchschnitt vier Stücke gearbeitet. Von dem Schafte trennt er mit den Fingern, von oben nach unten reißend, eine Hälfte ab und schneidet aus ihr zwei Stücke von der zur Herstellung der Befiederung erforderlichen Größe. Diese werden auf dem Horn, nachdem er das Mark mit einer Nadel entfernt hat, wie folgt bearbeitet: Das Federstück wird so aufgelegt, daß die Fahne nach oben zeigt, mit dem Daumen der linken Hand gehalten und in der Längsrichtung beschnitten, dann flach hingelegt, um die Fiederung auf etwa zwei Zentimeter Breite mit einem kleinen scharfen Messer zu verkürzen.

Alsdann beginnt das Befestigen der drei Federn am Schafte, und zwar werden sie aufgebunden mit dünnen Fäden, die durch Breitklopfen einer Tiersehne hergestellt sind und erst tüchtig gekaut werden, um sie geschmeidiger zu machen.

Das Anlegen der Befiederung erfordert viel Gewandtheit und Übung. Die Hände genügen hierzu nicht, der Arbeiter muß beim Binden auch die Zähne zu Hilfe nehmen, mit denen er den Faden hält und anzieht. Etwa 10 cm vom Sehneneinschnitt entfernt schlingt er einige Windungen dicht nebeneinander fest um den Schaft, legt dann die erste Feder auf, die er umwickelt, dreht das Holz, fügt die zweite hinzu, umwickelt sie gleichfalls, und dann die dritte. Bei der Bindearbeit dreht er mit der linken Hand den Schaft, die rechte teilt mit dem Stachel eines Stachelschweines oder mit einem zugespitzten Holzstäbchen die Fiederung jedesmal sorgsam auseinander, mit den Zähnen zieht er den Faden an. Das

Abb. 345. Waheia-Mädchen bei der Flechtarbeit.

Ende des Fadens steckt er zwischen Pfeilschaft und Federschaft. Hierauf werden die zwischen der Fiederung gelegenen Stellen mit einem gummiartigen Harz, der vorher durchgekaut wird, verstrichen. Dadurch entsteht eine lackartige Schicht, welche die Fäden verdeckt und gleichzeitig noch zur besseren Haltbarkeit beiträgt.

Das vordere Schaftende wird jetzt etwas angespitzt, das Loch zur Aufnahme der Pfeilspitze hineingebohrt und diese selbst im Holz befestigt, das gegen Platzen noch durch Umwickeln mittels eines Sehnenfadens geschützt wird. Besonders sorgfältig geschieht dies dicht oberhalb der Sehnenkerbe, auch wird die Stelle mit der Gummimasse verstrichen, da hier ja beim scharfen Anziehen der Sehne die Gefahr des Platzens noch größer ist.

Jetzt prüft der Handwerker den Schaft, ob er auch völlig gerade ist, und beseitigt etwaige geringe Krümmungen durch Biegen mit der Hand,

Abb. 346. Mganda-Weib beim Korbflechten.

nachdem er das Holz erwärmt hat. Jetzt endlich ist der Pfeil fertig und der Mann erhält für seine Mühewaltung den Durchschnittspreis von 50 Ssimbi = 8—9 Pfennige.

Wenden wir uns jetzt zur Töpferei. Hier ist insofern eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern eingetreten, als die Anfertigung der Tabakspfeifen nur von Männern ausgeübt wird, während die Herstellung aller übrigen Gebrauchsgegenstände aus Ton, wie Töpfe, Krüge, Räuchergefäße und Schalen, Sache der Frauen ist, wie ursprünglich überhaupt dieses ganze Gewerbe.

Abb. 347.
Bakulia-Weib beim Korbflechten.

Die Töpferei ist das Handwerk, das mit den geringsten Hilfsmitteln, die man gar nicht mehr mit Handwerkszeug bezeichnen kann, auskommt. Es wird fast alles mit der Hand gemacht. Nur zum Glätten gebraucht man ein Stück Kürbisschale und zum Einkratzen der Verzierungen ein kleines Holzinstrument. Eine eigentliche Drehscheibe gibt es nicht, sondern der Boden eines zerbrochenen großen Topfes dient bei der

Arbeit als Untersatz und hat nur den Zweck, den Ton vor Schmutz zu schützen. Fraglos ist aber dieser einfache Untersatz das Anfangsstadium der Drehscheibe. Die Herstellung eines Topfes geht in folgender Weise vor sich:

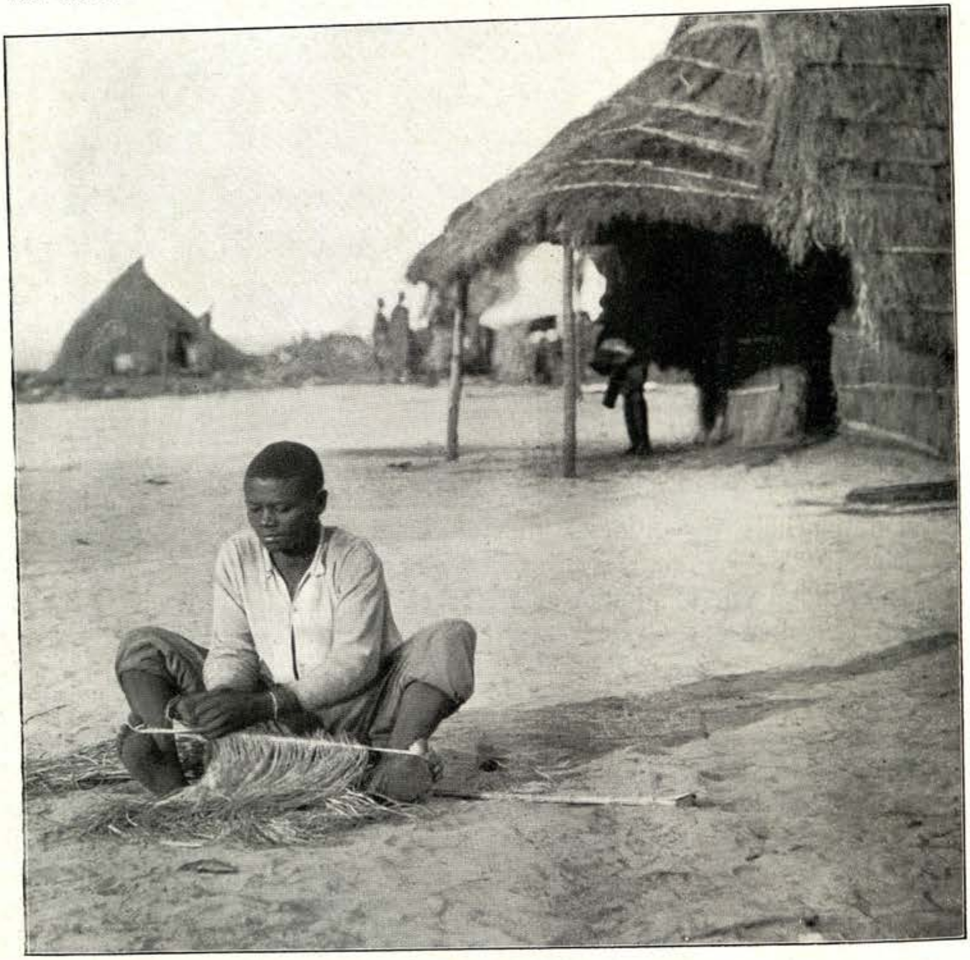


Abb. 348. Herstellung eines Mheia-Grasschurzes (erstes Stadium).

Ein Klumpen grauer Ton, dessen Vorkommen den Leuten genau bekannt ist und den sie oft stundenweit herholen, wird ins Wasser gelegt, durchgeknetet und hierauf zwischen beiden Handflächen wie ein Quirl gedreht, bis eine lange, zwei Finger dicke Wurst entsteht (Abb. 336, rechts). Diese wird in Windungen, bienenkorbartig, auf dem Untersatz zusammengelegt, und nun beginnt das Formen des Topfes durch Plattdrücken der Wurst. Hierbei liegt der Daumen außen, die anderen Finger

innen (Abb. 337 und 338). Ist die eine Wurst verarbeitet, so wird die nächste aufgesetzt und in derselben Weise verfahren, bis der Topf die

Abb. 349. Herstellung eines Mheia-Grasschurzes (zweites Stadium).

gewünschte Größe hat. Verbunden mit dieser Tätigkeit ist das Glätten mit der Kürbisschale. Während der Arbeit wird das Gefäß gleichmäßig gedreht (Abb. 340).

Abb. 350.
Bakulia-Mann beim Anfertigen eines Schildes.

Ist der Topf fertig geformt, so trocknet er zwei Tage im Schatten. Hierauf erfolgt erst seine Ausschmückung durch Eindrücken von Kreisen

und Dreiecksornamenten; dann wird er gebrannt. Zu diesem Zweck wird er in ein Loch gestellt, mit Gras bedeckt und ein kräftiges Feuer aus kleinem trockenen Holz ringsherum angezündet. Oder auch man brennt ihn auf dem Rost in der Hütte. Schließlich erfolgt noch das Abreiben des ganzen Gefäßes mit Gras.

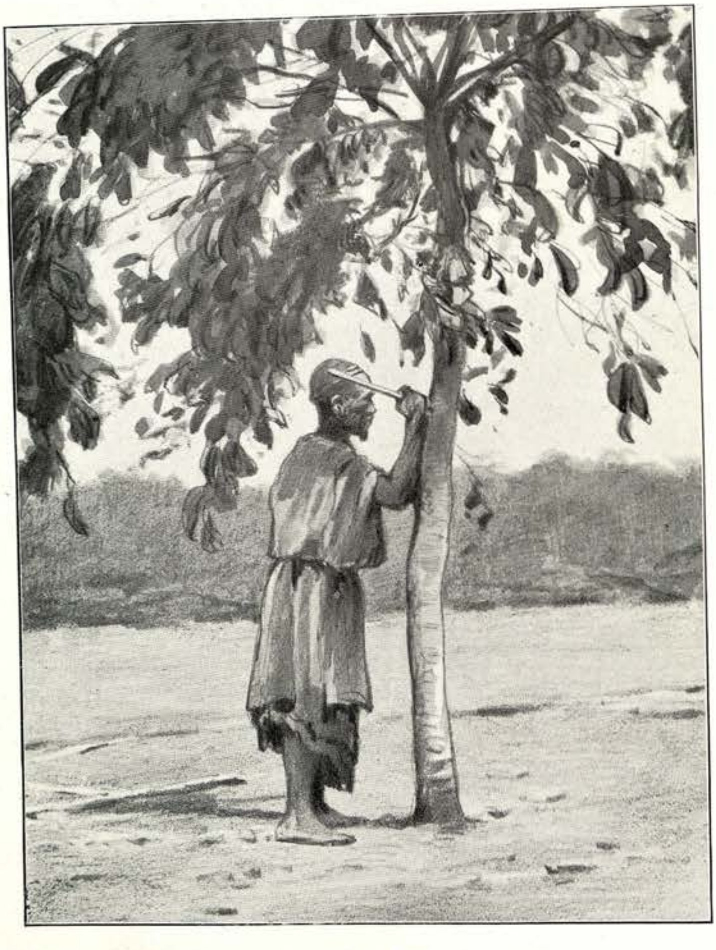


Abb. 351. Abschälen der Rinde des Ficus-Baumes (erstes Stadium).

Zur Herstellung der Tabakspfeifen gehören ferner einige kleine flache Eiseninstrumente, mit denen die Köpfe geformt und ausgehöhlt werden. Der Mann knetet den Ton in der vorher beschriebenen Weise, quirlt ein konisches, etwa 15 cm langes Stück daraus, schlägt das eine Ende im Handballen flach, drückt an dieser Stelle mit dem Daumen eine Vertiefung hinein, schneidet in der Mitte auf der Oberseite ein kleines Loch aus und knickt an dieser Stelle die Masse um. An der Knickstelle

verstreicht er mit einem kleinen Eisenspatel sorgfältig den Lehm. So entsteht die rohe Pfeifenform (Abb. 341, rechts).

Dieser noch völlig unfertige Pfeifenkopf wird äußerlich geglättet und verstrichen; dann trocknet er 24 Stunden im Schatten. Hierauf beschneidet der Mann mit dem kleinen Eisen den Rand und verschmiert

Abb. 352. Abschälen der Rinde des Ficus-Baumes (zweites Stadium).

nochmals den Pfeifenwinkel. Jetzt erfolgt erst mit einem kleinen messerartigen Instrument das Aushöhlen, zuerst des Pfeifenkopfes, dann des Röhrenansatzes. Das Innere wird mit dem Eisen- oder Holzspatel geglättet. Die Pfeife ist jetzt soweit fertig, daß sie gebrannt werden kann. Dieses muß sehr sorgfältig geschehen. Sie wird zu dem Zwecke anfangs nur in die Nähe des Feuers gebracht, dann füllt man sie mit glühenden Kohlenstückchen, und erst nach diesen Vorbereitungen erfolgt das

starke Brennen, das etwa eine halbe Stunde dauert. Ist es beendet, so wird die Pfeife mit Gras abgerieben und kann jetzt in den Handel gelangen.

Die Flechtarbeiten, zu deren Schilderung ich jetzt komme, werden, soweit es sich um die erforderlichen Hausgeräte handelt, in jeder Familie von den Frauen und Mädchen ausgeführt. Kunstvollere Flechtarbeiten hingegen, wie gemusterte Matten, die aus feinen Gräsern geflochtenen Deckel und wasserdichten Körbe, werden nur von den Frauen der Vornehmen, den Töchtern und Sklavinnen angefertigt. Die Herstellung besonders kunstvoller Matten wird auch von Männern gewerbsmäßig besorgt, z. B. in Karagwe, Ankole und Uganda (Abb. 343 und 344). Im allgemeinen ist aber die Flechtarbeit zum Hauswerk und nicht zum Handwerk zu zählen.

Am meisten verbreitet ist das Flechten von Körben in allen Größen und Formen, die in keinem Haushalt fehlen. Die Art ihrer Herstellung ist eine sehr einfache, so daß sich sogar die kleinen Mädchen damit beschäftigen (Abb. 345). Man windet die Flechten spiralförmig um dünne Einlagen aus Gras und Schilf. Hierbei wird jede Flechte vom unteren Rande einer der bienenkorbartigen Windungen zum unteren Rande der nächst höheren geführt und mit Hilfe einer gewöhnlichen Nadel durch das entsprechende Loch gesteckt (Abb. 347). Diese Nadel dient übrigens noch zu einer zweiten Funktion, nämlich zum Entfernen der hier recht häufig auftretenden Sandflöhe.

Das Mattenflechten geschieht in folgender Weise: Besonders sorgfältig ausgesuchtes breithalmiges Gras oder Schilf wird gesäubert und gebleicht. Aus diesem werden in naturfarbenem Zustande oder auch durch Einfügen von schwarz oder rot gefärbten Gräsern lange Streifen geflochten (Abb. 343). Die Art der Ausführung dieser Flechtarbeit dürfte aus der Abbildung 344 klar hervorgehen. Sind die schmalen Streifen fertiggestellt, so werden sie zu einer Matte zusammengeflochten oder auch genäht. Dies geschieht in der Längsrichtung der Matte, zwölf bis fünfzehn derartige Streifen sind hierzu erforderlich; oder auch häufig in der Querrichtung (siehe Abb. 343), dann sind natürlich erheblich mehr Streifen aneinander zu fügen. Zur Erhöhung der Haltbarkeit werden die Ränder der Matten noch mit einem Streifen eingefaßt.

Eine interessante Flechtarbeit, die wir im fertigen Zustande schon bei den Waheia kennen lernten und die ich auch nur bei ihnen gefunden habe, ist die Herstellung des Grasschurzes. Langhalmiges Gras oder Fasern der Raphiapalme, die beide in der Nähe der Kagera sich häufig vorfinden, werden getrocknet, gesäubert, in der Sonne gebleicht und dann in der aus den Abbildungen 348 und 349 ersichtlichen Weise verarbeitet:

Es wird aus Gras eine Schnur gedreht oder auch an Stelle der Grasschnur zwei schmale Streifen Papyrus- oder Raphiabast genommen. Die Schnur wird um die beiden großen Zehen, die zum Halten und Spannen dienen, gewickelt, und in diese das Gras oder der Bast hineingeflochten. Im ersten Stadium der Arbeit begnügt sich der Mheiahandwerker zum Halten und Spannen mit seinen beiden großen Zehen, im weiteren Verlauf jedoch befestigt er den Grasschurz an zwei in den Boden gesteckten Stäben und verknotet hier die eingeflochtenen Halme fest mit der Schnur (Abb. 349). Letztere dient auch gleich zum Umhängen des Schurzes. Auf der dunkelbraunen Haut nimmt sich ein derartiger hellfarbiger Grasschurz, solange er noch neu und sauber ist, recht malerisch aus. Die Grasschurze der jungen Mädchen und Frauen werden übrigens nicht im naturfarbenen Zustande getragen, sondern schwarzbraun gefärbt.

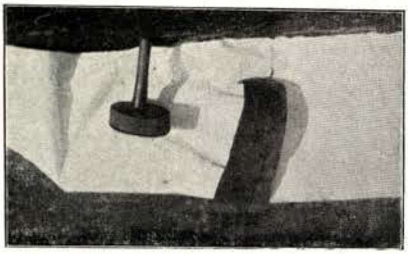


Abb. 353. Holzhammer und Rindenstück zur Herstellung des Rindenstoffes.

Abb. 354. Rindenstoffarbeiter bei der Tätigkeit.

Ganz kurz erwähnen möchte ich noch die Herstellung der Schilde, wie sie uns auf Abbildung 350 durch einen Handwerker vom Stamme der Bakulia veranschaulicht wird. In früheren Zeiten, als der Büffel noch die Ebenen und Sümpfe bevölkerte, lieferte seine starke und für diese Zwecke besonders geeignete Haut das Material. Jetzt finden sich infolge der Büffelsterbe nur noch wenige derartige Schilde, die infolgedessen auch recht teuer sind. So verlangen die Wageia für einen großen Büffelschild einen ausgewachsenen Ochsen. Jetzt werden die Schilde fast durchweg aus Rinderhäuten angefertigt.

Wir unterscheiden vorwiegend zwei Arten: Die großen, nach innen gebogenen, die den Körper nicht nur von vorn, sondern auch von der Seite schützen, und die überall gebräuchlichen ovalen Schilde.

Die Arbeit ist recht einfach. Die getrocknete Haut wird in Form und Größe des herzustellenden Schildes geschnitten. Alsdann biegt man den Rand etwa in Daumenbreite nach innen und klopft ihn mit einem Holzhammer, wie auf der Abbildung 350 sichtbar, fest. Häufig wird der Schild auch noch zur besseren Haltbarkeit mit einem Lederstreifen eingefaßt. Alsdann wird auf der Rückseite eine starke Längsrippe aus Holz, mit einem Handgriff in der Mitte, angebracht und zum Schluß der Schild auf der Vorderseite in den Farben schwarz, weiß, rot bemalt. Diese Bemalung ist keine willkürliche, sondern die Eingeborenen haben bestimmte Stammeswappen, die wir auf den Abbildungen der Kapitel IV und VI deutlich erkennen können. Die Wageia schmücken ihre großen Schilde noch mit allerhand Zierrat, wie kleinen Flaschenkürbissen, Eisenketten und Perlen.

Zum Schluß noch eine Betrachtung über die Herstellung des Rindenstoffes, der bei den Völkern westlich des Viktoria-Sees bis an den

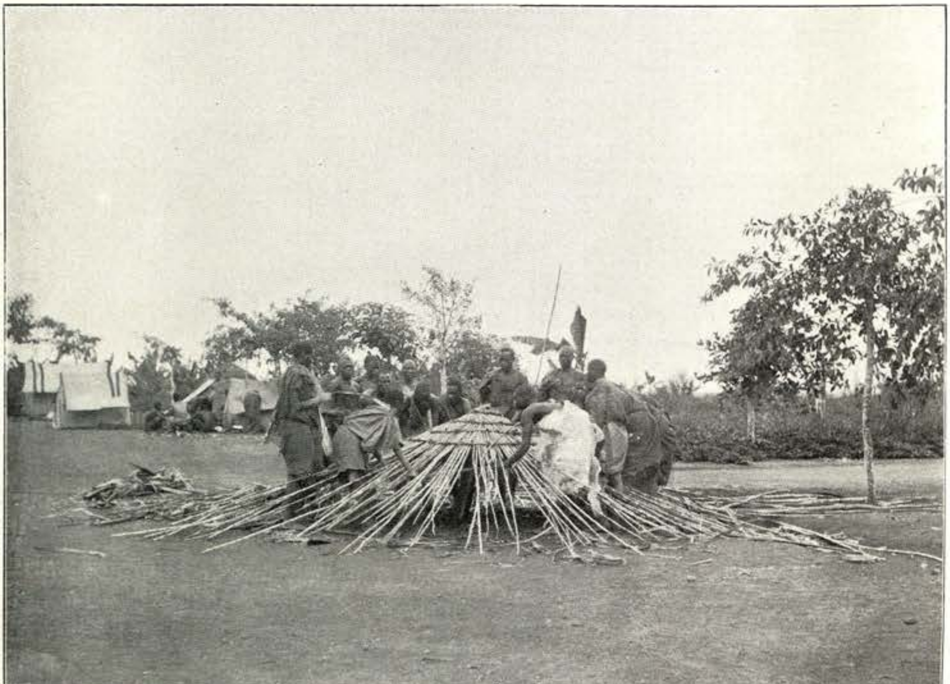


Abb. 355. Bau einer Waganda-Hütte (erstes Stadium).

Abb. 356. Bau einer Waganda-Hütte (zweites Stadium). Einsetzen des Mittelpfeilers.

Kongostaat heran, vor allem aber bei den Waganda das Hauptkleidungsstück bildet.

Verwendet wird zu diesem Zweck die Rinde des Ficusbaumes, den die Eingeborenen in ihren Bananenhainen anpflanzen. In die Rinde des Baumes wird mit dem kleinen Handbeil etwa in Mannshöhe ein Kreisschnitt gemacht, von diesem aus ein Längsschnitt bis dicht über den Erdboden, und dann wieder ein Kreisschnitt. Es ist sehr wesentlich, daß diese Schnitte nicht zu tief geführt werden, weil sonst der Bast mitgelöst würde und der Baum dann einginge. (Siehe Abb. 351.)

Jetzt löst der Mann vorsichtig die Rinde ab, wie es uns auf der Abbildung 352 veranschaulicht wird. Hierauf wird der Baum, um ihn vor den Sonnenstrahlen zu schützen, mit Bananenblättern umwickelt. Die Rinde wächst nach und ein derartiger Baum kann wiederholt — nach Aussage des auf Abbildung 352 tätigen Rindenarbeiters sogar alle vier Monate, was ich aber bezweifle — benutzt werden.

Das Rindenstück wird auf einen runden, glatten Stamm gebreitet, der bei der nun folgenden Bearbeitung die Unterlage bildet, und mit einem Holzhammer, der als Kopf eine breite gerippte Holzscheibe trägt (Abb. 353), beiderseits kräftig geklopft; hierdurch wird die Rinde weich und auch breiter als im rohen Zustand (Abb. 354).

Dann wird das Wasser ausgedrückt, der Stoff an der Sonne getrocknet und mit beiden Händen kräftig gerieben, etwa in der Art, wie bei uns die Waschfrauen die Kleidungsstücke reiben. Die Ränder werden beschnitten und mehrere Stücke zusammengenäht. Je nach dem Durchmesser der Bäume ist natürlich die Zahl dieser präparierten Rindenstücke, die zu einem Kleidungsstück zusammengenäht werden müssen, verschieden. Ein Arbeiter kann täglich vier Rindenstoffe fertigstellen.

Bei den vornehmen Leuten wird das fertige Kleidungsstück noch bemalt und zwar mit einer schwarzen Farbe, die man folgendermaßen herstellt:

Schlamm wird mit dem Saft der Blätter des Mufoka- und des Lusingastrauches gemischt. Das Färben des Stoffes erfolgt in der Weise, daß die breiige Masse einfach mit dem Finger aufgeschmiert wird, jedoch nicht in beliebiger Weise, sondern die Leute haben verschiedene Strich- und Linienzeichnungen, die auch ihre Bedeutung haben. Sie arbeiten hierbei nicht nur aus freier Hand, sondern bedienen sich häufig einer Art von Schablonen, die aus der harten Oberfläche der Bananenblatt-

Abb. 357. Das fertige Hüttengestell.

scheiden geschnitten werden. Ist dieser aufgetragene Farbstoff getrocknet, so werden die erdigen Bestandteile abgeklopft.

Die Herstellung der Rindenstoffe wird von besonderen Handwerkern ausgeführt, die sich die Rinden einhandeln und sie zu Hause verarbeiten, oder auch sie gehen auf die Wanderschaft mit ihrem ja sehr leicht zu transportierenden Handwerkszeug und verarbeiten an Ort und Stelle auf Bestellung die Rinden. Außerdem werden aber die Stoffe auch in vielen Haushaltungen von den Familienmitgliedern hergestellt.

Es seien hier noch einige Worte über die Fellbearbeitung eingefügt: Von dem getrockneten Fell werden durch Kratzen mit einem Messer sämtliche Bestandteile von Fleisch und Fett entfernt. Dann wird die

Innenseite mit Steinen abgerieben und somit das ganze Fell dünner gemacht. Darauf wird es mit Butter eingefettet und mit den Füßen geknetet. Nun ist es fertig hergestellt und wird nur noch beschnitten.

Die Abbildungen 355 bis 358 veranschaulichen uns auch ohne viele Worte den Bau einer Wagandahütte beim Sultan Ruikika in Buddu. Auf Abbildung 356 sehen wir das Hochrichten des Daches und Untersetzen des Mittelpfeilers, auf 357 das fertige Hüttengestell mit dem vorgebauten Eingang und auf 358 das Eindecken mit langhalmigem Gras.

Abb. 358. Das Eindecken der Hütte mit Gras.

Vorstehende Schilderung dürfte zur Genüge beweisen, wieviel Zeit und Arbeitskraft hier bei Ausübung des Eingeborenen-Handwerks verschwendet wird. Es kann sich daher auch nur dort noch halten, wo fehlende oder mangelhafte Verbindungen das Einführen der Erzeugnisse europäischer Industrie nicht verlohnen. Sind erst einmal Verkehrswege geschaffen, ohne die ein Erschließen des Landes nicht zu denken ist, so wird der Eingeborene sehr bald eingesehen haben, daß er besser daran tut, sein wenig lohnendes Handwerk aufzugeben und seine Arbeitskraft in den Dienst des Europäers zu stellen.

Register.

Seite

Acacia abyssinica 356
Acocanthera 395
abyssinica 396
venenata 396
spectabilis 396
Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg 3, 109, 156, 178
Albert-Edward-See 3, 164
Albizzia anthelmintica 356
Ambos 416
Amboseli-See 326, 328
Ankole 8, 23, 75, 77, 88, 89, 105, 423, 438
Ankole-Mädchen 128
— -Männer 128
— -Weiber 128
Ankole, Sultan von 4
Antilopenarten 5, 8, 84, 322
Apocynacee 395
Armringe, Herstellen von 420
Awafwa, guter Geist 235
Axt 423

Bakulia, Axt der 308
— Begraben der Toten 314
— Beschneidung 246, 294
— Beschneidung der Knaben . . . 295, 296
— Bier 307,311
— Bogen 260
— Dorfanlage 306
— Drahtspiralen 252
— Dreschen des Getreides 305
— Ehebruch 313
— Erbschaft 314
— Fingerschmuck 254
— Flechtmaterial 307

Seite

Bakulia, Friedensschluß 262
— Geburt 313
— Gesichtsbildung 246
— Getreideschneiden 305
— Getreidespeicher 306
— Giftbereitung für Pfeile 260
— Haarkünstler 250
— Hacken 307
— Hausgerät 307, 308, 309
— Heiratsgut 312
— Hirtenflöte 308
— Holzkeulen 260
— Hüttenbau 306
— Hunde 301
— Jahreseinteilung 304
— Jünglinge, Bemalen des Körpers . . . 297
— — Beschneidungsfeste . . 296, 298, 299
— — Gesichtsrahmen 296
— — Gesichtsmasken 296
— — Grasringe 255
— — Holzamulette 297
— — Schmuck 254
— — Tanz 298, 299
— — Tanzschmuck 296, 297
— — Tanzschürze 297
— Kinder 294
— Knaben, Kleidung 258
— Körperbau 246
— Krankheiten 314
— Kriegserklärung 262
—Kriegshörner 308
— Kriegsschmuck 260
— Lagerstätte 306
— Mädchen, Beschneidung 299, 300
— — Beschneidungsfeste 300

Seite

Bakulia-Mädchen, Tanz 300
— — Tanzschmuck 300
— Männer, Armschmuck 252
— — Beinschmuck 254
— — Bekleidung 257
— — Haartracht 249, 250, 251
— — Halsschmuck 252
— — Hüftschmuck 252
— — Kopfschmuck 252
— — Ohrschmuck 248
— — Sitzleder 252
— Mahlzeiten 309
— Medizinmann 246
— Mehlmahlen 309
— Mischblüter 293, 294
— Musikinstrumente 314, 315
— Nahrungsmittel 309, 310
— Namengebung 313
— Ohrlappen, Erweitern der . . . 246, 248
— Pfeifen 308
— Pfeile 260
— Prostitution 312
— Rinder 300
— Schädelbildung 246
— Schilde 260
— — Bemalung der 260
— Schnupfen von flüssigem Tabak . 310, 311
— Schwert 258, 307, 308
— Speere 258, 308
— Tätowierung 246
— Tanz 314, 316
— Tanztrommeln 308
— Taufe 313
— Tauschartikel 311, 312
— Trageweise der Kinder 294
— Trinkrohre 311
— Trommeln 314, 315
— Waffen 258
— -Weiber, Haartracht 291
— — Kindertragefelle 293
— — Kleidung 292
— — Körperbau 290
— — Kopfbildung 290
— — Ohrschmuck 290, 291
— — Schmuck 292
— — Tätowierung 290
— Zahlen und Zählweise 255, 256
— Ziegen 301
— Zubereitung der Speisen 309

Seite

Bananen 12, 19, 78, 205, 217
— Bier, Herstellung von 156
— -Rassen 12, 156
Bandeisen 418
Bantu-Neger 17, 18, 20, 28, 30, 52, 181, 186, 210
Baumann 24, 79
Befiederung der Pfeile 431, 432
Behrens, Captain T. T. 317
Beinringe, Herstellung 420
Bendera, Tauschartikel 96
Blasebalg 415, 416
Bohnen . . . 12, 16, 78, 139, 157, 205, 217
Bolero-See 80
Bolloledi 324
Bootsbau 425
— Abdichtung 427, 429
— Gleichgewichtslage 428
— Maße 427
Bootsformen, typische 425
Bootsschmuck 427
Breitbeil 428
Brennen der Tongefäße 436
Bucher, Karl 412
Buckelrind 42, 139, 158, 372
Buddu, Provinz 129
Büffeljagd 132
Büffelschilde 439
Buhendu (Krankheit) 314
Buiregge, Landschaft 241, 258
Bukoba 12, 24, 30, 54, 148, 165
Bumirra, Landschaft 241
Bunjari, Landschaft 241
Buriedi, Landschaft 241
Busse, Regierungsrat 396
Bussira, Toteninsel 167
Bussuba-Landschaft 241
Butende, Landschaft 241

Dashwood, Mr., Collector 24
Dema 202
Diamphidia locusta 396
Dogget, Mr., englischer Präparator . . . 84
Drahttechnik 417
Drahtziehen 418, 419, 420
Drehscheibe für Töpferei 433
Ducker 5
Dufays, Pater 69

Seite
Eigenschaften, geistige, als Rassemerkmal 1
Einbäume 203, 425
- Herstellung 428
Eingeborenenboote 130
Eisen, Ausschmelzen des 415, 416
- -Draht 417
-Erze 414
-Gewinnung 414, 415, 416
— -Hämmer 417
— -Spatel 437
— -Technik 414
Elefanten 8, 132, 328
Elenantilope 99
Eleusine 118, 157, 205
- -Korn 12, 302
Elfenbein als Handelsartikel 164
Elfenbeinhandel 406
Emin Pascha 8, 14, 52, 56, 58, 63
Englisch-Buddu 130
Erbsen 12, 16, 78

Fahrzeuge 425
Farbe als Rassemerkmal 1
Farben, Herstellung der 442
Fellbearbeitung 442
Fetischhütten 113
Fettschwanzschafe 373
Flamingo 326
Flechtarbeit 412, 438
Flußpferd 5, 6, 82
Fumbiro 16
Fundo, Wertmesser 120

Galla 18
Gnu 354
Götzen, Graf 54
Goldfunde in der Masaisteppe 318
Gori-Fluß 241
Grantgazellen 354
Grasschurz, Herstellung 438, 439
Grawert, Hauptmann W. v. 115

Hacken 417
Hämmer 417
Hamitische Abstammung 1, 24
Hamitische Rasse 28, 35
Hamitisches Element 17
Handwerk 411

Seite
Handwerk, erblich 413
Hanf 205, 218
Hauswerk 412, 438
Hautfarbe, als Rassemerkmal 1
Hobley . . . 181, 198, 204, 223, 225, 232, 234
Hochofen 414
Hohleisen 423
Hohlklingen-Beil 421, 424, 428
Holzbearbeitung 420
— -Gabel zum Drahtziehen 420
— -Hammer 440
Homo mediterraneus 2
Hühner 139
Hüttenbau 443
Hundsaffen 84

Ischischemi, Teufel 235
Jakanjassi-Fähre 12
Jaluo 181
Jimera 5, 7, 99, 131, 322
Johnston, Sir Harry . 181, 186, 199, 204, 238

Käferlarvengifte 396
Kaffee 157
Kaffeebäume 139
Kagera 4, 5, 8, 12, 13, 14, 78, 79, 80, 107, 129, 428
— -Mündung 130, 148
— -Quelle 79
— -Stromgeschwindigkeit 82
Kahigi, Sultan 128, 165, 168
Kakitumbe-Bach 6, 7, 50, 100
Kalangassa-Bach 7
Kalenge-See 4, 14
Kandt, Dr. 68, 70, 79
Kanga, Tauschartikel 39, 96
Kaniki, Tauschartikel 30, 55, 96
Kanjonsa-Fähre 12
Kanoes 427
Kansu 152
Karagwe 4, 17, 77, 78, 86, 87, 88, 102, 105, 438
Kartoffeln 16
Kaschanda-Tal 84
Katreia, Sultan 12, 34, 35, 108
Kavirondo 181
Kerbschnitzerei 425
Kiassa, Wertmesser 120
Kibuche (Krankheit) 314
Kiganda 148

Seite
Kigelia, Leberwurstbaum 84
Kikoi, Tauschartikel 30, 55
Kilimandscharo . . . 48, 318, 319, 328, 330
Kinjorro, Sprache der Wapororo . . 70, 148
Kirschstein, Dr. 115, 178
Kisiba 78, 91, 112, 129, 129, 148, 426
Kissilerobo, Sultan 17, 19, 22, 24, 67, 72, 416
Kissilewombo, Sultan 14, 19, 20, 32, 51, 54, 62, 67
Kisumu 181, 184, 185, 193, 206
Kitambi, Tauschartikel 30, 55, 96
Kiwiri, Gottesurteil 236
Kiwu-See 16, 80, 429
Köcher, Herstellung 423
Kogaberg 323, 324
Kollmann, Oberleutnant 2, 152
Kolobusaffe 137, 339, 340, 344
Konnubium 72
Korbflechten 438
Krause, Dr. M. 395, 396, 397
Krokodil 5, 82, 83, 159, 161
Kürbis 12, 78
Kuhnert, Wilhelm 329

Lanzenspitzen 417
Leitokitok . . 318, 330, 332, 334, 340, 385, 388
Leoparden 132
Locheisen 418
Löffelschnitzerei 421, 422
Löwen 7, 132
Lugarama, Sultan 60
Luhondo-See 80

Mais 12, 78, 157, 205, 217
Mara-Ebene 243
— -Fluß . . 184, 200, 241, 244, 320, 322, 397
Masai 1, 4, 18, 24, 28, 46, 52, 68, 196, 219, 243, 244, 246, 249, 252, 258, 260, 261, 278, 300, 306, 393, 394, 400, 401, 402, 406, 407, 409
— Angriff bei einem Kriegszug 358
— Armspangen aus Horn 343
— Aufbruch zu einem Kriegszug 356
— Austauschen der Weiber 385
— Axt 378
— Bemalung des Körpers 344
— — der Schilde 352, 353, 354
— Beschneidungsfeste 338
— Bier 380
— Blasebälge 382

Seite
Masai, Blut als Nahrungsmittel 378
— Blutsfreundschaft 364
— Bogen 352
— Butter 379, 380
— Drahtspiralen 342
— Durchlöchern der Ohrmuschel 336
— eheliche Verhältnisse 384, 385
— Eigentumsmarken 349, 374
— Eisengewinnung 382
— — -Spiralen 292
— — -Verarbeitung 382
— Entfernen der Schneidezähne 334
— Erweitern der Ohrläppchen 336
— Esel 373, 374
— Farbengewinnung 353
— Felle als Tauschartikel 380
— Feste vor einem Kriegszug 356
— Fingerschmuck 343, 344
— Fleisch als Nahrungsmittel 378
— — als Tauschartikel 380
— Friedensschlüsse 364
— Fußbekleidung 346
— Fußgelenkschmuck 344
— Gastfreundschaft 386
— Geburt 384, 385
— Genußmittel 378, 380, 381
— Gesichtsbemalung 344
— Gesichtsrahmen 340
— Haarkünstler 338
— Halsschmuck 342, 343
— Handgelenkschmuck 343
— Hausgerät 375, 376, 378
— Haustiere 372, 373, 374
— Hautfarbe 334
— Heirat 382, 383, 384
— Heiratsgut 382, 383
— Hiebwaffe 350, 351
— Hochzeitsfeier 382, 383, 384
— Holzkeulen 351, 352
— Holzspeere 348
— Honiggefäß 378
— Honiggewinnung 359, 380
— Hüftschmuck 344
— Hüttenbau 376, 377
— Hundsaffenfellmützen 340
— jus primae noctis 384
— Kastrieren der Bullen 373
— Kinder, Kleidung 371, 372
— — Schmuck 371

Seite
Masai-Knaben, Beschneidung . . . 336, 337
— Haartracht 338
— Kleidung 344, 345, 346
— Knieschmuck 344
— Köcher 352
— Kopfschmuck 339, 340, 341, 342
— Krieger 388, 389, 390, 391, 408
— — Haartracht 338
— — Kleidung 344, 345, 346
— — Zopffrisur 338
— Kriegerkraal 338, 359, 366, 382
— Kriegerzeichen 353, 354
— — Kriegsamulette 356, 358
— -Beute 358, 359, 361, 362
— -Erklärung 364
— -Schmuck 340
— Kriegszug, Verlauf eines solchen
355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 364
— Leben im Kraal . . 387, 388, 389, 390, 391
— Leben im Kriegerkraal . 388, 389, 390, 391
— Lederbeutel 378
— Löwenfellmütze 340
— -Mädchen, Bemalung des Körpers . . 366
— — Beschneidung 366, 367, 368
— — Durchlöchern d. Ohrmuschelrandes 366
— — Entfernen der Schneidezähne . . . 366
— — Erweitern des Ohrlappens 366
— — Kleidung 367, 370, 371, 372
— — Tonsur 368
— -Männer, Fellmützen 339
— — Haarbusch 340
— — Haartracht 338
— — Kleidung 344, 345, 346
— — Schmuck 339
— Mahlzeiten 387
— — der Krieger 389, 390
— Merkmale, charakteristische 334
— Milchertrag 372
— Milchgefäße 378
— Mischlinge 391
— Mütze aus Rindermagen 342
— Nahrungsmittel 378, 380, 381
— Nebenfrauen 385
— nervenerregende Mittel 356
— Oberarmschmuck 343
— Ohrschmuck 342
— Pfeile, vergiftete 352
— Rasieren von Achselhaaren 338
— — von Augenbrauen 338

Seite
Masai, Rasiermesser 338, 366, 368
— Rinderherden 332, 362, 372, 373
— Rindersehnen als Fäden 343
— Sandalen 346, 347
— Schädelbildung 334
— Schafe 373
— Schilde 352, 353, 354
— Schlafstätten 377
— Schmiede 349, 382, 394
— Schwangerschaft 384
— Schwert 350, 351
— Sitzleder 345, 346
— Sodomie 386
— Späher (Kundschafter) bei einem
— Kriegszug 357, 358, 359, 362, 364
— Speere 308, 347, 348, 349, 350
— Speere, kugelförmiger Fellkopf . . . 350
— Speisegesetze 380
— Spiele 387, 388
— Ställe der Kälber 377
— Steppe 241, 290, 317, 318, 320, 322, 323,
324, 326, 332, 374, 400, 410
— Tabak 380, 381
— Tabaksdosen 381
— Tätowierung 334
— Tanz 390
— Tanz nach der Beschneidung 338
— Tanzschmuck 340
— Tauschartikel 379, 380, 381, 382
— Töten von mißgestalteten Kindern . . 385
— Ueberfälle auf Karawanen . . . 362, 364
— Unterarmschmuck 343
— Verlegen der Wohnstätte . . . 375, 376
— Verlobung 382
— Verteidigungssystem 362
— Vieh als Wertmesser 381, 382
— Viehhirten 374
— Waffen 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354
— Waldfest vor einem Kriegszug . . . 356
— -Weiber, Armspiralen 368
— — Beinspiralen 369, 370
— — Bemalen der Gesichter 370
— — Eisendrahtringe 368, 370
— — eiserne Drahtspiralen 368, 369
— — Fingerschmuck 370
— — Gestalt 364, 365, 366
— — Haartracht 368
— — Halsschmuck 368
— — Hautfarbe 366

Seite

Masai-Weiber, Hüftschmuck 370
— — Kleidung 370
— — Körperbau 364, 365, 366
— — Ohrschmuck 368, 369, 370
— — Schädelbildung 364
— — Schmuck 368, 369, 370
— — Schwangerschaft 368
— — Tätowierung 366
— Weideplätze 374
— Wertmesser 381, 382
— widernatürliche Unzucht 386
— Wundheilung 357
— Zahl der Frauen 383
— Ziegen 373
Mattenflechten 438
Maultiere 48
Mbona, Sultan 262, 289, 290, 294, 312
Meerkatzen 84
Merikani, Tauschartikel 30, 55, 152
Merker, Hauptmann . . 2, 4, 69, 70, 333, 356
Messer 417
Meyer, Professor, Hans 328
Mhogo (Maniok) 157
Mhogo, Quellfluss der Kagera 80
Milchgefäße, Herstellung 420, 421
Minsiro-Wald 130
Mkungwa, Quellfluss der Kagera 80
Mohurru, Halbinsel 240
Mori-Fluß 241
Mpororo 4, 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 17, 18, 54, 56, 59, 77, 88, 103, 109, 136, 414, 416, 423
— Mittel- 48, 51, 52
— Ost- 15, 48, 52
— Süd- 48, 50, 70
— West- 48
Mrongo-Fähre 80
Msinga, König von Ruanda . . 24, 32, 54, 168
Mtagata, heiße Quellen . . 84, 86, 87, 88, 107
Mtessa, König 144
Mumusa, Königin 34, 35, 52, 56, 63, 64, 66
Mundorossi 324, 326, 399
Mutahangarua, Sultan 148, 152, 164, 168, 171, 175
Myrica kilimandscharica 356

Nashorn 8, 77
— -Jagd 303
Natronsalz 326
Natron-See 326, 327

Seite

Ndera, Sultan 258, 262, 268, 270
Negerhirse (Durrha) 12, 205, 302
Ngono-Fluß 148
Nilquelle 79
Njakanjassi-Fähre 129, 148
— -Wald 130
Njirisümpfe 328
Nyawingi, Königin 8, 14, 16, 20, 34, 52, 56, 58, 60, 61 62, 63, 64, 66, 67, 108

Odera, Häuptling 234
Oldonjo-Erok 328
Oldonjo-Gelei 326
Oldonjo-Sambu 326
Olgoss 324
Oregero-Fähre 12
Ostafrikanischer Graben 324, 326

Papageien, graue 131
Papyrus-Bast 439
Pelikan 326
Perlhühner 84
Pfeile 421, 429
— Befiederung 431, 432
Pfeilspitzen 417
Pferdeantilope 5, 17, 99
Pflanzengifte 396
Pistia-Stratiotes-Schwimmpflanze 130
Pygmäen 1

Räuchergefäße, Herstellung 433
Raphiabast 438, 439
Rasiermesser 417
Rasse, hamitische 4, 20, 24
Ratangaboa, Sultan 51
Reiher 326
Richter 166
Riedbock 5, 17, 131
Rindenarbeiter 441
Rindenstoff, Herstellen von 440
Ruanda 4, 14, 17, 18, 32, 52, 54, 72, 77, 91, 102, 242, 423, 429
Ruga-Ruga-Kompagnien 169
Rukika, Sultan 132, 138, 443
Rukarara 79
Russau (Krankheit) 314
Russenje-Wald 130, 132
Ruwuwu 79

Seite
Salzgewinnung 164
Salzlecken, natürliche 374
Sangarinder 42, 44, 332, 333
Schablonen zur Bemalung 442
Schafe 139
Schilde, Herstellen der 439, 440
Schillings 334
Schirati . . 48, 196, 206, 244, 261, 265, 289
Schlafkrankheit 144, 230
Schlangengifte 396
Schlobach, Hauptmann . . 58, 60, 67, 318, 324
Schmiedehandwerk . . . 412, 414, 415, 416
Schnitzarbeit 423, 424
Schopfantilope 30
Schurtz, Heinrich, „Das afrikanische Gewerbe" 412
Schwarzfersenantilope 5, 7, 17
Schweinfurth 32, 96
Sorghum 12, 118, 205
Speerspitzen 417
Speke 144
Ssimbi, Wertmesser . . . 120, 164, 416, 433
Stanley 2, 32, 130, 144
Steppenbrand 8, 10, 11
Strichschnitzerei 425
Stuemer, Hauptmann von 168
Stuhlmann 8, 14, 17, 24, 52, 56, 130
Süßkartoffeln, (Bataten) 12, 19, 78, 139, 157, 302, 310
Sultansboote 427
Sumpfbock 153
Swala (Schwarzfersenantilope 5, 322

Tabak 12, 78, 157, 205, 218
Tabakspfeifen 433, 436
Thomson 181
Thomsongazellen 322, 354
Tikitei, Nebenfluß des Mara 278, 279, 283, 322
Töpferei 412, 433
Tongegenstände, Herstellen von . . 433, 434
Trotha, Gouverneur von 317
Tschamuita-Landschaft 241

Uganda 4, 111, 112, 129, 131, 132, 155, 426, 438
Ugandaboote 160
Unjamwesi 373
Unjawassi, Landschaft 242
Ussuwi, Ost- und West- 78
Utimbaru-Plateau 241, 242, 262, 274, 282, 288, 289, 306, 318, 322

Seite
Vielweiberei 127
Viktoria-See 4, 12, 78, 79, 129, 181, 201, 241, 292, 318, 322, 425, 440
Völkerwanderung der Hamiten und Semiten 2

Wadschagga-Schmiede 349
Waganda . . 86, 88, 102, 129, 162, 210, 315
— Ackerbau 138
— Bananenbier 141
— Beschneidung 134
— Boot 425
— Brautstand 142
— Ehebruch 144
— eheliche Verhältnisse 149
— Elfenbein als Tauschmittel 142
— Elfenbeinringe 135
— Feuergewinnung 102
— Fischfang 140
— Flechtarbeiten 142
— Flöten 145
— Fußbekleidung 136
— Geburt 143
— Geld- und Wertmesser 142
— Genußmittel 139
— Geschlechtskrankheiten 144
— Gesichtsbildung 133
— Haartracht 134
— Hausgerät 140, 142
— Hautfarbe 134
— Heilmittel bei Krankheiten 144
— Heirat 142
— Hütten 140, 443
— Industrieerzeugnisse als Tauschmittel 142
— Kaurimuscheln als Tauschartikel . . . 142
— Kinder 138
— Kochhütten 140
— Kopfbildung 133
— Krankheiten 144
— -Mädchen 138
— -Männer, Bekleidung 135, 136
— Musikinstrumente 145, 146
— Nahrungsmittel 138, 140
— Ohrmuschel, Durchbohren der 134
— Pfeifenköpfe 141
— Rasiermesser 134
— Rinderherden 139
— Schilde 136
— Schmuck 135
— Seifezubereitung 142

Seite

Waganda, Speere 136
— Sprache 148
— Tätowierung 134
— Tanz 146
— Taufe 144
— Totenbestattung 144
— Treibjagd 138
— Waffen 136
— Weiber 138
— — Haartracht 138
— — Kleidung 138
— — Körperbau 138
— — Schmuck 138
— — Tätowierung 138
— Zahl der Frauen 143
Wageia 241, 258, 260, 290, 294, 296, 306, 307, 314, 350, 374, 414, 439, 440
— Aberglaube . . 228, 229, 232, 234, 235, 236
— Ackerbau 203, 204
— Beschneidung 186
— Bierbereitung 217
— Blasebalg 221
— Blutrache 199, 200
— Bogen 194
— Brückenbau 203
— Buttergewinnung 219
— Dorfanlage 205, 206, 207
— eheliche Verhältnisse . . . 225, 226, 227
— Eisenbearbeitung 221
— Eisengewinnung 221
— Elefantenjagd 202
— Erbschaft 232
— Familienwappen 194
— Fetischhütten 235
— Fischfang 202, 203
— Flechtarbeiten 210
— Friedensschluß 198, 199
— Geburt 227
— Geflügelkörbe 208
— Genußmittel 217
— Getreidespeicher 210
— Götterglaube 235
— Gottesurteil 236
— Häuptlingsbestattung . . . 230, 231, 232
— Hausgerät 210
— Haustiere 203
— Heilkunde 230
— Heirat 221, 222, 223, 224
— Heiratsgut 222, 223, 225

Seite

Wageia, Hörner 238
— Holzkeulen 195
— Honiggewinnung 219
— Hüttenbau 205, 207, 208, 209
— Jagd 200
— Körperbau 186
— Kopfbildung 186
— Kornmalen 217
— Krankheiten 230
— Kriegstrompeten 238
— -Mädchen 245
— — Körperbau 210
— -Männer, Drahtspiralen 186, 187
— — Entfernen der Schneidezähne . . . 186
— — Federschmuck 188
— — Fingerschmuck 192
— — Fußschmuck 192
— — Haartracht 186
— — Halsschmuck 190
— — Hüftschmuck 190
— — Kleidung 192, 193
— — Kopfbedeckung 188
— — Kopfschmuck 188
— — Kriegsschmuck 189, 190
— — Oberarmschmuck 190
— — Ohrschmuck 187
— — Speere 193, 194
— — Tätowierung 186
— — Tanzschmuck 189
— Mahlzeiten 217
— Medizinmänner 237
— Musikinstrumente 237
— Nahrungsmittel . . . 205, 216, 217, 219
— Opfersteine 235
— Ohrläppchen, Durchstechen der . . . 186
— Pfeile, vergiftete 194
— Prophezeiungen 234
— Salzgewinnung 221
— Schilde 194
— Schlachten der Rinder 220
— Schmiede 221
— Schnitzarbeiten 210
— Schnupftabak 218
— Schwert 195
— Tanz 238, 239, 240
— Totenbestattung 230, 231, 232
— Totentänze 238
— Treibjagd 200
— Verlobung 222

UGANDA
WAGANDA
KOKI
Viktoria-
See
Kiwu
See
Kissenji
Mfumbiro
BUKOBA
Marienberg
Kitangule
Kifumbiro
Wersonjati
Kagera
KIANJA
KISIBA
BUDDU
MPOROR
RUANDA
29°
30°
31°
32°
33°
1°
2°

Gedruckt in der Kartogr. Abtlg. der Königl. Landesaufnahme

Gezeichnet von J. Riehm

00055339

Digitized with financial assistance from
Observer Research Foundation
on 01 June, 2019